

AUFHEBUNGEN

Urbane Landschaftsarchitektur als Aufgabe



Aufhebungen

Urbane Landschaftsarchitektur als Aufgabe

Eine Anthologie für Jürgen Wenzel

herausgegeben von Sören Schöbel

Bibliografische Informationen Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

Schöbel, Sören (Hrsg.):
Aufhebungen - Urbane Landschaftsarchitektur als Aufgabe
Eine Anthologie für Jürgen Wenzel

ISBN 3-86573-029-9

© 2004 Wissenschaftlicher Verlag Berlin

Olaf Gaudig & Peter Veit GbR

www.wvberlin.de

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, auch einzelner Teile, ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig. Dies gilt insbesondere für fotomechanische Vervielfältigung sowie Übernahme und Verarbeitung in EDV-Systemen.

24,80 €

Inhalt

Sören Schöbel Vorwort	5
-----------------------------	---

Über das Entwerfen

Ulrich Eisel Über Motive, Mängel, Missverständnisse, Marotten und Moden	8
Ulrich Eisel Wann ist die Eigenart der Landschaft schön?	15
Heinz W. Hallmann Landschaftskultur - Gartenkultur	38
Cornelius Scherzer Der Neue Standort	42
Tobias Wenzel Ein Rezept mit zehn Hinweisen	52

Urbane Landschaftsarchitektur im Historischen Raum

Theseus Bappert Unter den Linden	56
Axel Zutz Grüne Moderne Passé?	62
Andrea Gerischer Freiraum komplex	76
Frieder Goeser Natur und Geschichte	88
Vroni Heinrich Im Schatten	94
Dietmar Kuntzsch Duale Stadt Berlin	100
Dietmar Land Erwin Barth (1880 - 1933)	106
Horst Schumacher Grünzug aus dem Wasser	118
Helmut Weckwerth 'Das Leben Lernen'	128
C. A. Wimmer Vom Waschen des Körpers mittelst des Badens	138
Heinz Wiegand Die öffentlichen Grünanlagen von Erwin Barth	148

Urbane Landschaftsarchitektur im Öffentlichen Raum

Vladimir Antoshenkov 'Unserious' St. Petersburg	156
P. Lau/R. Schäfer Das planungsrechtl. Instrument. für den Stadtumbau ...	162
Seamus Fílor Parc André Citroën	178
Leonid Lavrov Die Stadtlandschaft von Leningrad / Sankt Petersburg	182
Valery A. Nefedov / Inna Köhler Inga Barsova	186
Susanne Arnold Deutsch-Russische Begegnungen	189
Daniel Sprenger Projekte	192
Natalia u. Sergei Trofimovy Die fünfte Fassade des Hauses	206
Ivan G. Uralov Splendid impulses of soul	210
Jürgen Weidinger Landschaftsarchitektur als Stadtgestaltung	212
Kathrin Wieck Urban is Pop!	216

Urbane Landschaftsarchitektur im Suburbanen Raum

Jan Dieterle Zwischen Totaler Landschaft und Stadt-Land Gegensatz .	224
Stefan Körner Natur in urbanen Landschaften	232
Friedrich Kuhlmann Postgrammatische Landschaft	246
Silke Geurts / Birgit Lenhard Peripherie als Handlungsfeld	252
Sören Schöbel Unbekannte Verhältnisse und - Landschaften	258



Fotos: Beate Schleifer

Vorwort

Im September 2003 beendete Jürgen Wenzel seine Universitätslaufbahn als Professor für Bauplanung am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltp lanung der TU Berlin. Seine Beiträge zur Profession, vorgetragen in Lehre und Fachdiskurs, haben die letzten Jahrzehnte des Wandels von Landschaftsarchitektur kommentiert und beeinflusst. Seine Verabschiedung soll daher gleichermaßen Anlass sein für eine Referenz zur Person Jürgen Wenzel und Bilanz zur Profession der Landschaftsarchitektur.

In diesem Buch widmen KollegInnen, MitarbeiterInnen und AbsolventInnen eigene Veröffentlichungen ihm und dem Thema 'Urbane Landschaftsarchitektur als Aufgabe'. Sie verbinden sie zu einer Anthologie, in der, so die Hoffnung des Herausgebers, wenn vielleicht auch keine jüngere 'Berliner Schule', so doch eine spezifische Haltung zu Wirklichkeiten und Möglichkeiten von Landschaftsarchitektur in urbanen Räumen charakterisiert wird, die von Jürgen Wenzel an der Technischen Universität vertreten und mitgeprägt wurde.

Dieses Thema, diese Haltung wird in den folgenden Seiten aufgehoben: aufgehoben im Sinne von bewahrt, so wie es die Forschung im historischen Raum zeigt (Kapitel 2); aufgehoben im Sinne von erhöht, so wie es die Arbeit im öffentlichen Raum leistet (Kapitel 3); aufgehoben im Sinne von aufgelöst, so wie es die Entwicklung neuer Perspektiven im suburbanen Raum notwendig macht (Kapitel 4). Solche Aufhebungen sind Aufgabe urbaner Landschaftsarchitektur. Ihr Modus ist der Entwurf (Kapitel 1). In ihm treten die drei Dimensionen der Aufhebung zusammen: in der Arbeit am Ort, am Kontext, an den Konventionen; an den Bedürfnissen, an den gesellschaftlichen Problemen, am künstlerischen Ausdruck.

Wie jede andere Zuordnung auch, wird sie den einzelnen Texten nie ganz gerecht – sie vereinfacht und begrenzt, wo doch Genauigkeit oder Grenzüberschreitung notwendig waren. Jürgen Wenzel selbst hat gelehrt, wie das Denken in historischen, urbanen und suburbanen Räumen in Theorie und Praxis zusammengehören. In diesem Sinne bezeichnen die Kapitel nicht geschlossene Räume, sondern offene Perspektiven.

Allein diese Sammlung musste irgendwann schließen. Alle, die in der kurzen Zeit eines Monats nicht oder nicht rechtzeitig erreicht wurden, aber hätten dabei sein sollen, bitte ich um Nachsicht. Für Jürgen Wenzel, der sich Würdigungen verbeten haben soll, aber gilt: Wer Wind sät, kann den Sturm lieben, muss aber, zumal im Herbst, auch rauschendes Blattwerk ertragen. Allen, die dieses Buch unterstützt haben, danke ich, vor allem Natalia Kunitskaja, die die Beiträge aus Sankt Petersburg moderiert hat.

S. Schöbel

Über das Entwerfen

Ulrich Eisel, Prof. Dr., *1941. 1958 Berufsausbildung und TfH-Studium als Kartograph (Ing. grad.). 1964 Berufstätigkeit in der Schweiz. 1967 Studium der Geographie, Soziologie, Politologie an der Freien Universität Berlin. 1974 Wissenschaftlicher Assistent an der Freien Universität Berlin. 1979 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Osnabrück; Promotion. 1984 Habilitation in Politologie an der Universität Osnabrück.

1985 Inhaber des Fachgebiets „Sozialwissenschaftliche Humanökologie“ am ehemaligen Fachbereich 14 „Landschaftsentwicklung“ der Technischen Universität Berlin (heute Fakultät 7: „Architektur, Umwelt und Gesellschaft“). Im Ruhestand seit 2000.

Arbeitsschwerpunkte:

- Ideengeschichte des Landschaftsbegriffs und des Lebensbegriffs
- Paradigmengeschichte und Wissenschaftstheorie der Geographie und der Ökologie
- Beziehung zwischen Architektur, Landschaftsarchitektur und Landschaftsplanung
- Naturerfahrung und kulturelle Identität
- Gesellschaftliche Akzeptanz von Naturschutz

http://www.tu-berlin.de/fak7/ilaup/fg_kultnat

Jürgen Wenzel habe ich in einem Klima theoretischer Anspruchslosigkeit in der deutschen Landschaftsplanung kennen gelernt. Das war 1985. Der Widerstand dagegen hat uns verbunden. Wir haben nicht gemeinsam in Projekten gearbeitet (außer eine lange Zeit in einer Studienplankommission). Aber wir haben mit unterschiedlichen Standpunkten und Schwerpunkten beide an einem Anliegen festgehalten: die Studenten nicht notorisch intellektuell zu unterfordern.

In einer Art Gegenbewegung zu jenem Trend hat sich dann die Landschaftsarchitektur Mitte der 90er Jahre auf Theorie gestürzt. In dieser Phase wurde vieles wohlfeil, was sich auf die Relevanz von Ästhetiktheorie, Städtebau- und Architekturtheorie sowie Stadtsoziologie berief. All das sollte nun in Studienplänen verankert werden.

Mein erster Textbeitrag nimmt dazu Stellung und berührt dabei einige Punkte, die in den 80er Jahren Bestandteil schier endloser Diskussionen über Fachbereichsstrukturen und Studiengänge waren, an denen Jürgen Wenzel engagiert mitgewirkt hat. Der Text wurde zuerst in der Zeitschrift Garten + Landschaft unter einem anderen Titel veröffentlicht. Ich widme ihm den Beitrag in der ursprünglichen Originalfassung.

Der darauffolgende Text ist ein Originalbeitrag. Er demonstriert eine Ebene der Überlegungen, die ich auch dann und wann in Lehrveranstaltungen der Landschaftsarchitektur über Theorien des Städtebaus betreten habe. Ungefähr das meine ich in dem ersten der beiden Beiträge, wenn ich für konkretes „Aufladen“ von Fachinhalten mit Theorie spreche.

Ulrich Eisel

Über Motive, Mängel, Missverständnisse, Marotten und Moden

Mit der Theorie ist das so eine Sache. Sie steht meist nicht hoch im Kurs, gilt als allzu abgehoben. Aber trotzdem ist sie irgendwie der Maßstab für das Niveau von Universitätsdisziplinen. Wer keine vorweisen kann, gilt wenig, selbst dann, wenn er gar keine braucht. Deshalb wird ihr Defizit beklagt. Das ist eher ein taktisches Ritual. Andererseits ist Theorie einigen wenigen, die sich in solchen Fächern intellektuell notorisch unterfordert fühlen, ein ehrliches Anliegen. Denn es stimmt natürlich: Ganz kann kein universitäres Fach auf eine Theorie verzichten. Andernfalls hätte es gar kein Objekt; denn das Objekt eines Faches wird theoretisch konstituiert. (Oft nennt man das auch ein „Paradigma“. Das ist die praktische Einheit von Objekt und Konstitutionsvorgang.)

Die Landschaftsarchitektur befindet sich in einem solchen Zustand von ritualisiertem, ambitioniertem Theoriegewurstel; einige ganz seltene Ausnahmen gibt es natürlich.

Im Folgenden werde ich in einer teils unverbundenen und thesenhaften Aufzählung diese Situation in einigen Facetten charakterisieren.

Mangelhafte Motive

In der aktuellen Landschaftsarchitektur dient Theorie nicht dazu, einen problemorientierten Diskurs zu produzieren, sondern wird apodiktisch postuliert und formal konsumiert. Der Konsum dient zur Absicherung. Die Angst hat um sich gegriffen, etwas zu verpassen, worüber andere im Café reden könnten. Theorie dient der Sicherheit, in der Szene mithalten zu können.

Demgegenüber brauchte die theoretische Arbeit eigentlich eine gewisse Lust auf Selbstverunsicherung, auf einsame Stunden des Kopfzerbrechens und eine große Lust auf die Kraft der Sprache. Wenn diese Lüste nicht vorliegen, ist Theorie eine fürchterliche Strafe – für alle Beteiligten. Das Ergebnis ist abstraktes Geplapper.

Ein anderes mangelhaftes Motiv besteht darin, Theorie grundsätzlich instrumentell zu begreifen und handhaben zu wollen. Das ist in gewissen Fällen in den Sozialwissenschaften angemessen. In der Architektur ist es eine Seuche. (Alternativen ergeben sich aus dem nachfolgenden Text.)

Missverständnisse

1. Die Landschaftsarchitektur braucht keine Theorie des Entwerfens. Entwerfen lernt man niemals durch Anwenden einer Theorie. Stattdessen wären bei der Betreuungsarbeit theoretische Verweise auf Ähnlichkeiten zwischen dem Gestus des betreuten Studierenden einerseits und wohl bekannten architektonischen Konzeptionen andererseits sinnvoll. So verstünden die Studierenden allmählich,

wie sie „ticken“, wohin sie gehören im kulturellen Feld der weltanschaulichen Angebote, die sich hinter den sogenannten Formsprachen der Baumeister verbergen. Ziel wäre der Aufbau eines weltanschaulichen Selbstverständnisses durch geeignete konkrete Verallgemeinerung an Fallbeispielen sowie die Möglichkeit, dieses Selbstverständnis rational politisch zu diskutieren. Allerdings müssten die Dozenten dann diese Formsprachen auch – notfalls gegen die eiteln Selbststilisierungen ihrer Schöpfer – gesellschaftstheoretisch lesen können.

2. Die Landschaftsarchitektur braucht keine „eigenständige“ Theorie der Landschaftsarchitektur. Die Theorie der Architektur bildet eine ausreichende Basis. Unter Theorie der Architektur werden zwei grundsätzlich verschiedene Diskurse verstanden. Der eine ist eine Art von allgemeiner Theorie der Bedeutung erdräumlicher Konstellationen von gebauten Objekten in einem großen Maßstab. Das kann ganz verschieden ausformuliert sein: zum Beispiel wie bei Camillo Sitte oder bei Lynn, rekonstruktiv wie bei Boudon oder auf Basis der allgemeinen Zeichentheorie wie bei Umberto Eco. Das nützt der Landschaftsarchitektur jedoch nur dann, wenn sie mittels der Teilnahme an der allgemeinen Diskussion über Ausdruck und Wahrnehmung des Räumlichen endlich jenem Trauma der Landschaftsarchitekten entgegenzuwirken versucht, das auf einer realen Diskriminierung beruht: Für die Architekten sind sie nur Gärtner. Daher müssten sie den systematischen Einfluss thematisieren, den der Bedeutungshof des Natürlichen, Lebendigen, nicht von Menschhand Gemachten im („künstlichen“) städtischen Raumgefüge ausübt.

Ganz anders ist die zweite Art der Architekturtheorie. In ihr wird von großen Baumeistern beschrieben, was Gebäude und ihre Ansammlung leisten sollen: nach innen für die Bewohner und nach außen als Ausdruck einer menschenwürdigen Weltsicht. Das sind also eigentlich Theorien über städtisches Leben. Auch diese Theorien sind nützlich für Landschaftsarchitekten. Wenn sie sich an diesem Diskurs beteiligen wollen, müssen sie dann aber „Natur“ (in der Stadt) und gebäudefreie Räume – unter Berücksichtigung des zuvor über die Differenz zwischen allgemeiner Theorie des gebauten Raumes und einer am Aspekt der Bedeutung „lebendiger“ Materialien orientierten Stadtraumtheorie Gesagten – als „Gebäude“ verstehen. Das schließt ökologisches Sendungsbewusstsein auf der konzeptionellen Ebene zunächst aus und macht einen großen Teil modischer Theorieangebote in der Landschaftsarchitektur aus diesem Bereich gegenstandslos.

3. Die Landschaftsarchitekten brauchen keine Theorie der Ästhetik. Ästhetik ist ein Zweig der Erkenntnistheorie. Deren Fragen sind gewiss interessant, aber die Antworten enthalten keinerlei „Anweisung“ darüber, wie man schöne Entwürfe erstellt. Dafür sollen sie aber oft herhalten. Wie man das Schöne produziert, ist Sache der Kunst. Welchen objektiven Geltungsstatus Sätze haben, in denen schöne Kunst oder auch jedwedes andere Ding – wie z. B. auch die Natur – der Schönheit nach beurteilt wird, behandelt die Ästhetik.

Natürlich spricht nichts dagegen, eine Einführung in die Ästhetiktheorie – entweder bei den Philosophen oder gar im eigenen Studienangebot – zu hören. Das hat aber nur Sinn, wenn diese Theorie 1. nicht mit völlig unangemessenen

(instrumentellen) Erwartungen und 2. nicht ohne den immanenten Kontext der Erkenntnistheorie angehört wird. Es muss den Studierenden vermittelt werden oder schon klar sein, dass es sich um eine allgemeine philosophische Horizonterweiterung handelt und sonst nichts. Keinesfalls nützt das, was leider die Regel sein dürfte: Es werden in historischer oder sonstiger Reihenfolge verschiedene Theorien der Ästhetik irgendwie „gelernt“, um danach „entscheiden“ zu können, welche dieser Theorien fortan in ästhetischen Belangen das „Richtige“ zu denken und zu tun erlaubt. Die einen entscheiden sich – wie für eine neue Küchenmaschine – für Baumgarten, die anderen für Vischer oder die ganz Modernen für die Informationsästhetik. Am wenigsten gefragt dürfte Kant sein. Dem wird ja nachgesagt, er habe – zusammen mit Descartes – das Abendland in seinen verderblichen Subjekt-Objekt-Dualismus gestürzt. Ganz abgesehen von diesem Unfug im Detail bewirken solche Vorlesungen in den Köpfen nichts außer falschen Hoffnungen.

4. Es ist ein Missverständnis, wegen des im Missverständnis 3 Ausgeführten für die Landschaftsarchitektur die Zuständigkeit des ästhetischen Urteils und der künstlerischen Praxis zu bestreiten. Hier werden Theorie und Praxis verwechselt. Aus der instrumentellen Nutzlosigkeit der Ästhetiktheorie für das Entwerfen folgt nicht die praktische Nutzlosigkeit einer strengen ästhetischen und künstlerischen Schulung. Die kann aber nur durch vorbildliche Betreuung beim Entwerfen vermittelt werden.

5. Es ist ein Missverständnis, wegen des funktionalen Charakters von Landschaftsarchitektur, d. h. der Tatsache, dass sie keine „reine“ Kunst ist, für sie die Zuständigkeit der künstlerischen Handlungsweise sowie des Geschmacksurteils zu bestreiten. Dass selbst die ästhetischen Qualitäten von Bauwerken eine (nützliche) Funktion haben, bedeutet nicht, dass das Entwerfen – selbst eingedenk aller Funktionsbelange – nicht mehr den Gesetzen künstlerischer Praxis unterläge.

Aus der Korrektur der Missverständnisse 4 und 5 folgt, dass die landschaftsarchitektonische Handlungsweise nicht wie eine „Erfahrungswissenschaft“ erlernt werden kann. Daraus folgt, dass auch der Status von Theorie nicht dem in den Erfahrungswissenschaften entsprechen kann. Wenn überhaupt, muss nicht allgemeine Theorie zur Überprüfung durch Beobachtungen gebildet werden, sondern Theorie kann nur als intellektuelle Bereicherung einer eigentlich im Idealfalle theorielosen Praxis fruchtbar gemacht werden. Damit entfällt für das Entwurfstraining der Sinn einer „allgemeinen Theorie“ des Fachs Landschaftsarchitektur. Stattdessen ergibt sich die Forderung nach umfassender theoretischer Sensibilisierung, nach Wissen auf möglichst vielen Gebieten klassischer Bildung – also vermutlich etwa dem, was man vor der Bildungsreform der 70er Jahre bis zum Abitur gelernt hat – und möglichst noch ein wenig mehr. Das wäre beim Entwerfen in Verbindung mit jenen architektonischen Theorien über das städtische Leben professionell einzubeziehen. Man könnte das „Schulung in konkreter Reflexion“ nennen. Natürlich wären dann auch isolierte Theorieveranstaltungen möglich und wünschenswert, in denen ein Lehrer seine Philosophie vom angemessenen, menschenwürdigen Leben in den Städten ins Verhältnis zu den anderen Gedankenentwürfen der gleichen Art in der Architektur und Land-

schaftsarchitektur setzen würde. Das liefe definitionsgemäß darauf hinaus, dass er seine „Formsprache“ im Rahmen einer Theorie der Moderne begründen würde.

Erstens wüssten dann die Studierenden, woran sie sind, und zweitens wäre das die Ebene, auf der Theorie der Landschaftsarchitektur sinnvoll erarbeitet und gelehrt werden könnte: als Teilnahme am allgemeinen Diskurs über das Wesen der Moderne aus dem Versuch einer ganz konkreten eigenen Positionierung heraus. Damit würde durch eine eigenständige theoretische Ortsbestimmung die Brücke zu einer allgemeinen Theorieebene geschlagen. Daran angeschlossen wären beliebig viele und beliebig geartete theoretische Ergänzungen aus der Politologie, Soziologie, Philosophie usw. denkbar. Sie hätten dann einen Ort als spezifisch ausgewählte allgemeine „Vertiefung“ konkret aufgeworfener theoretischer Fachprobleme.

All das mag es ansatzweise in der Landschaftsarchitektur geben. Ich maße mir nicht an, diese Art der Lehre pauschal zu beurteilen. Das Beurteilungskriterium, das die Beteiligten und die betroffenen Studierenden meinetwegen selbst anlegen mögen, wäre in jedem Falle die Professionalität sowie die metatheoretische Reflektiertheit, mit der die allgemeine Theorie der Moderne konkretisiert bzw. umgekehrt die Brücke von den Formsprachen zu dieser allgemeinen Theorie geschlagen würde. Die auf dieser Ebene liegenden, spärlichen schriftlichen Dokumente stimmen mich nicht euphorisch.

Marotten und Moden

Stattdessen gibt es eine nicht nur in der Landschaftsarchitektur – dort aber besonders – verbreitete Unart im Umgang mit Theorie. Die folgt aus einer diffusen Verbindung des löblichen Bestrebens, einem Theoriedefizit entgegenzuwirken, mit jenem formalen Prestigestreben und echtem theoretischem Interesse. Sie besteht aus dem „Anpacken“ (oft auch „Angucken“) „neuer Ansätze“ bzw. Aufgreifen aktueller Schlagworte des Zeitgeistes, die die Aufgaben der Landschaftsarchitektur tangieren. Dabei ist eine Vorliebe für Ketzerisches – oder was sich dafür aus gibt – zu beobachten.

Dauerbrenner sind Sennet, Virilio, Flusser und Bourdieu. Sie stehen für originelle Horizonsweiterung aus dem Bereich der für das Fach einschlägigen Soziologie bzw. Medientheorie. Natürlich dürfen die postmoderne Leichtigkeit des Seins und der Dekonstruktivismus nicht fehlen. Gern herangezogen werden auch die Chaostheorie, die Katastrophentheorie, die (wenngleich schon etwas angestaubte) Semiotik, die Thermodynamik (linear und nichtlinear), hybride Objekte usw. usf. Für Vorlesungen langt es meist nicht, aber Seminare werden gewagt: Da kann man sich als selbst noch Lernender stilisieren und seine Unwissenheit als Offenheit für die Ideen der Studierenden ausgeben. Es soll dann „gemeinsam etwas erarbeitet“ werden. Ich halte das für verantwortungslos. Dass diese modischen Theorien ihre Wahrheit haben, ist unbestritten, und dass sie auf dieser Basis irgendwie einem eigenen ganz persönlichen Lebensgefühl sowie einem seit langem gehegten diffusen Unbehagen entgegenkommen, enthält nichts Verwerfliches. Aber das genügt nicht.

Solche Lehrveranstaltungen sind Häuser, die mit dem Schornstein begon-

nen werden. Sie überspringen die Probleme, die die Relevanz der Lehrveranstaltung verständlich und Theoriearbeit verständlich machen würde, nämlich den Diskurs, der diese Theorien hervorbrachte. Deshalb können sie nur so (formal) gerechtfertigt werden, wie sie zustande kommen: als das neueste Angebot auf dem Markt der Schnäppchen für die Bescheidwisser.

Stattdessen müsste man lernen (und dem Lehrpersonal abverlangen), dass es in gewissem Sinne keine überholten Theorien gibt. Man kann jederzeit von Aristoteles, Leibniz oder auch Le Corbusier etwas lernen. Dazu muss man aber verstehen, in welchem ideengeschichtlichen Horizont die Aussagen formuliert wurden; welche Alternativen sie aus dem Felde schlagen sollten und aus welcher geistes- und realgeschichtlichen Situation sie erwachsen. Diese ideellen und materiellen Bedingungen kann man dann in jedem der Fälle mit der eigenen aktuellen Problemwahl vergleichen und die veränderten Ausprägungen der gleichen Problemlage feststellen. Dann wird schnell klar, welche Theorie einem in diesem Fall „etwas sagt“ und welche nicht. Demgegenüber habe ich die Erfahrung gemacht, dass die Geschichte des abendländischen (und sonstigen) Denkens wie die Entwicklung der Automobilindustrie gesehen wird: Die Autos werden immer besser, schneller, komfortabler und sicherer. Wer das neueste Modell kauft, hat das derzeit beste Gebrauchswerkzeug im Besitz. Etwa auf diese Weise versucht man die jeweils neueste und beste Erklärung der Welt an Land zu ziehen bzw. zu verkaufen. (Ähnlichkeiten gibt es auch mit dem vorherrschenden Geist in der Politik oder bei Fußballclubs in der Abstiegszone: Wenn einer die Probleme im bisherigen Horizont des Geschehens und Denkens ausspricht, wird entgegnet, man müsse jetzt mutig nach vorn schauen und Neues wagen; aber jeder weiß, wie sich dabei in die eigene Tasche gelogen wird.)

Dass diese abstrakten Übersprünghandlungen nichts nützen, wird dann – nach einigen Fehlschlägen – dem Phänomen Theorie selbst angelastet, nicht aber dem eigenen Unvermögen, überhaupt die Ebene zu registrieren, auf der kreative Denkarbeit funktioniert.

Was folgt daraus? Wenn man nicht eine langjährige eigene Erfahrung in der Theorieproduktion hat und die metatheoretische Einbindung der meisten Theorien der Gesellschaftswissenschaften, d. h. die Entwicklung der Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie, professionell beherrscht, lässt man es besser sein. Es kommt sonst völlig abstraktes, blutleeres, unverdautes Zeug dabei heraus. Ebenso wenig nützt es in der Regel, die Studierenden parallel zu ihren Fachveranstaltungen per Studienplan oder informell in Vorlesungen und Seminaren der zuständigen Gesellschaftswissenschaften bzw. Philosophie zu schicken. Dort wird unter ganz anderen Anwendungsbedingungen des Wissens argumentiert. Die Kontexte passen nie. Sie müssten – wie oben angedeutet – im eigenen Fach erstellt werden. Das heißt, es müssten vorhandene theoretische Implikationen des Faches „nach außen gewendet“, neu gedacht und umgeschrieben werden (ähnlich wie sich Theoretische Physiker oftmals „ihre“ Mathematik vom Fall her geschrieben haben). Theorie kann erfolgreich nur konkret vermittelt werden. Im Jargon heißt das: die Studierenden „bei sich abholen“. Danach können die Studierenden sich auch Theoriewissen ganz gezielt außerhalb besorgen.

Dazu müssten die Dozenten die außenbürtigen Theorien genauso gut kennen wie ihr Fach. Wie aber soll man die vorhandenen fachinternen Theoriedimensionen umdenken, indem man einzelne konkrete Fachprobleme fallweise theoretisch „anreichert“, wenn man die neuen, umgebenden Theorien selbst kaum verstanden hat? „Verstehen“ bedeutet: ihre Vorgeschichte zu kennen, nicht sie selbst nur hip zu finden.

Diese Doppelqualifikation mag nach einem sehr hoch gehängten Brotkorb klingen, aber darunter ist nichts zu haben – ob einem das passt oder nicht.

Fazit

Mit einer Warnung an die Studierenden will ich schließen: Meidet jede theoretische Lehrveranstaltung, in der die Lehrperson die folgende Frage nicht beantworten kann: „Wogegen wird dieser theoretische Ansatz zur Geltung gebracht, und wogegen waren diejenigen, die nun bekämpft werden“ – und das mindestens drei bis vier theoretische Konfliktkonstellationen rückwärts in der Zeit, am besten aber bis in die Scholastik. Das heißt: Fordert, dass neue, modische (oft interessante) Theorieangebote in einen Diskurs eingeordnet werden. Also: „Welche alten Problemdefinitionen scheiterten wem zufolge woran?“ Sodann: „Welche Ebenen der Problemwahl mussten wie gewechselt werden, damit die neue Sichtweise ersten vernünftig klingt und zweitens das alte Problem miterwischt?“ Traut keinem, der behauptet, man müsse endlich ganz anders, ganz neu, ganz unbefangen an die alten Probleme herangehen, solchen alten Ballast also gar nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Das ist gelogen. Dieser Mensch kennt ganz einfach nur die Zusammenhänge nicht, die er für eine ordentliche Lehre kennen müsste.

Wann ist die Eigenart der Landschaft schön?

Über die Nutzlosigkeit allgemeiner Vielfalt für die Landschaftserfahrung

Der Text basiert auf einem Vortrag, der im Rahmen einer Tagung über die Möglichkeiten der Messung von ästhetischen Qualitäten der Landschaft gehalten wurde. Er ist mit Absicht in dieser Form der Ansprache an ein Publikum belassen worden.

Jürgen Wenzel hat gegenüber dem, was er „szientistische Landschaftsplanung“ genannt hat, einen klaren Standpunkt bezogen. Auf plastische Weise hat er diesen Standpunkt zusammen mit anderen Autoren zusammengefasst (Bappert et al. 1987). Aus der Perspektive architektonischer Gestaltung war und ist der gesamte Methodenapparat der so genannten modernen ökologisch orientierten Landschaftsplanung ein hölzernes Ungetüm – ohne Kraft, ohne Charme und mit Neigung zur Produktion von Trivialitäten.

Diese – eher atmosphärische – Einschätzung ist gut nachvollziehbar. Allerdings überspringt sie etwas sportlich, dass diese Methodik einen Hintergrund und Relevanzzusammenhang hat, dem sich Jürgen Wenzel eigentlich nicht verschließt. Die den Architekten zwanghaft anmutenden Versuche, alle Urteile über den Gegenstand Landschaft zu objektivieren, selbst dann, wenn es sich um ästhetische Erfahrung, um räumliche Besonderheiten und um Atmosphären handelt, sind nicht einfach eine Marotte engstirniger Quantifizierungsfetischisten, sondern – selbst wenn es denen zu gesellschaftlicher Geltung verholfen hat – zunächst Reaktionen auf politische Notwendigkeiten.

Diese Notwendigkeiten sind im Wesen der Moderne sowie – im engeren Sinne – der Demokratie begründet. Die Demokratie ersetzt personale Herrschaft und die politische Geltung von Transzendenz, also von Religion, durch Sachlichkeit. Wenn das Volk die Macht hat, muss im Idealfall jeder Bürger eines Staates die zur Entscheidung anstehenden Sachverhalte überblicken. Es gibt einen Zwang dieses politischen Systems, alle Ereignisse in intersubjektiv kommunizierbarer Form zu präsentieren; und die Argumente müssen eine empirische Basis in Tatsachen haben. Andernfalls sind keine vernünftige Diskussion und keine Konsensbildung möglich. Alles, was zuvor der Wille eines Souveräns, gestützt durch die Gnade Gottes, war, ist nun ein gemeinsamer Entscheidungsprozess unter formal Gleichen. Aus dem Befehl wird der Diskurs, und geoffenbarter Sinn wird zu Nutzen und/oder Funktion.

Die Institution, die in der Lage ist, die Sachverhalte für alle in vergleichbarer Form zur Verfügung zu stellen, ist die Wissenschaft. Sie liefert der Gesellschaft die nüchterne Welt der Tatsachen; darüber kann dann abgestimmt werden.

Dieser Grundstruktur demokratischer Gesellschaften konnte sich die Landschaftsplanung nach dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr entziehen. Sie bemühte

sich im Gegenteil, ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit einen vernünftigen Neuanfang entgegenzustellen. Das führte zu jener unsäglichen Gegnerschaft zwischen „rationaler ökologischer Planung“ einerseits und „Gestaltung“ bzw. „Objektplanung“ andererseits – ist aber, zumindest mit einigem Abstand, verständlich. Die Wendung zur Ökologie erklärt sich viel weniger aus der Brisanz der Umweltkrise, wie es heute objektivistisch gedeutet wird, als aus der Möglichkeit, Landschaftsplanung wissenschaftlich zu betreiben. Deshalb war die demokratische Politisierung des Faches nahezu identisch mit seiner Ökologisierung.

In diesem Schema ging das Bild der Landschaft nicht auf. Diese Seite der „Idee der Landschaft“ war das Bollwerk der Landschaftsarchitektur gegen die trotz ihrer Kargheit expandierende „moderne Landschaftsplanung“. Deshalb unternahm Hans Kiemstedt 1967 den Versuch, dieses Bollwerk zu Fall zu bringen.

Im Folgenden wird die frühe Landschaftsbildanalyse kritisch untersucht. Jürgen Wenzel hat selbst mehrfach, oft in Verbindung mit einer Kritik an der Fixierung der modernen Landschaftsplanung auf einen abstrakten Erholungsbegriff, zur Landschaftsbildanalyse Stellung genommen (Hirsch, Wenzel 1987; Wenzel 1991, 1991a). In eine ganz ähnliche Richtung wie seine Kritik zielen meine Gedanken.

Ich werde nicht die abstrakte Haltung der Quantifizierungskritik einnehmen. Im Gegenteil: Ich halte die Entwicklung des V-Werts zum damaligen Zeitpunkt für ein völlig konsequentes und auch vernünftiges Vorhaben. Die praktische Erfolglosigkeit des Verfahrens sollte nicht über seinen systematischen Stellenwert hinwegtäuschen. So können denn auch die von mir gegen den V-Wert geltend gemachten Argumente auf viele – ich vermute sogar alle – der auf ihn nachgefolgten Weiterentwicklungen der Landschaftsbildbewertung übertragen werden; oder zumindest können sie als Maßstab zur Beurteilung jener Neuerungen herangezogen werden. Denn eines haben diese alle gemeinsam: Sie müssen eine Qualität durch Standardisierung zur „Sache“ machen, die sich dem spontanen Gefühl der Menschen zufolge gerade nicht ohne den Verlust ihres Wesens zur Sache machen lässt. Das Sakrileg ist aber jener politischen Logik geschuldet. Das Dilemma dauert fort.

Meine These lautet: Die üblichen Vorwürfe gegen die Landschaftsbildanalyse sind irrelevant. Sie schlagen einen Pappkameraden tot. Auf der anderen Seite steht: In der Landschaftsbildanalyse wird gar nicht gemessen, was gemessen werden soll, wenngleich dieser Mangel nicht darauf beruht, worauf jene Kritik hinweist. Es liegt also so etwas wie eine mehrschichtige Fiktion vor, in der die an einem Selbstmissverständnis leidende Landschaftsbildanalyse von den Kritikern auf Basis dieses Missverständnisses unter Zuhilfenahme irrelevanter Kriterien notwendigerweise falsch kritisiert wird. Diese Verwirrungen sollen aufgeklärt werden. Ich werde die Landschaftsbildanalyse immanent diskutieren; es wird dabei erstens um die Logik ihrer Grundbegriffe und um einen Vergleich dieser Logik mit ihren Ansprüchen gehen. Zweitens werden die Vorwürfe, die ihr gemacht wurden, im Rahmen dieser Logik diskutiert. Das wird dazu führen, dass der Begriff der Vielfalt im Kontext der Urteilsformen diskutiert wird (vgl. ergänzend zu einer Diskussion dieses Begriffs Eisel 2005). Das hat mehrere Aspekte:

- Was wird überhaupt gemessen, wenn in der Landschaftsbildanalyse Vielfalt gemessen wird?
- Ist Vielfalt ein Aspekt von Schönheit?
- Wie verhält sich Vielfalt zu Nutzen?
- die Kultur der Vielfalt
- Landschaft und kultureller Sinn: die humanistische Ästhetikkonzeption.

Was wird in der Landschaftsbildanalyse gemessen?

In der Landschaftsbildanalyse soll die Erholungseignung der Landschaft gemessen werden.

Eignung ist ein Nutzenkalkül, bezieht sich auf Zwecke und Bedürfnisse, kann also niemals interesseloses Wohlgefallen thematisieren. Das aber wäre Voraussetzung für das Urteil über Schönheit. (Dieser Aspekt wird im nächsten Kapitel behandelt.) Im Fall der Landschaftsbildanalyse hingegen wird etwas als gut funktionierendes Mittel geschätzt. Ob das Vielfalt ist oder ein Hammer, ist egal. Die beobachtete Relation zwischen Mensch und beurteiltem Objekt ist instrumentell. Das Messverfahren gehört zu den explizit so bezeichneten „Instrumenten“ der „Nutzwertanalyse“ aus der Landschaftsplanung. Auf diesen Status der Landschaftsbildanalyse hat keinen Einfluss, dass dort durchaus die Hypothese enthalten ist, dass dieser Nutzen in der Wirksamkeit von landschaftlicher Schönheit, welche sich aus Vielfältigkeiten zusammensetzt, bestehe.

Woher kommt aber die These, dass letztlich Vielfalt der Aspekt ist, der die unterschiedlichen Schönheiten von unterschiedlichen Landschaften verbindet? Das kann keine These sein, die sich auf die Ästhetiktheorie beruft, denn dort ist Schönheit einfach ein reflektiertes Gefühl des Wohlgefallens. Letztlich bestreite ich, dass wir Vielfalt ästhetisch beurteilen. Ich vermute stattdessen, dass wir Vielfalt schätzen, d. h. vor allem gut finden. Wir formulieren und fühlen das nur ungenau. Daraus entsteht allerlei Konfusion in der Diskussion über die Landschaftsbildanalyse. Formulieren wir es genauer. Wenn man etwas genau wissen will, fragt man am besten bei Kant nach. Das führt uns zum nächsten Punkt.

Ist Vielfalt ein Aspekt von Schönheit?

„Das Angenehme, das Schöne, das Gute bezeichnen also drei verschiedene Verhältnisse der Vorstellungen zum Gefühl der Lust und Unlust, in Beziehung auf welches wir Gegenstände oder Vorstellungsarten, von einander unterscheiden. (...) Angenehm heißt jemandem das, was ihn vergnügt; schön, was im bloß gefällt; gut, was geschätzt, gebilligt (...) wird. (...) Man kann sagen: daß, unter allen diesen drei Arten des Wohlgefallens, das des Geschmacks am Schönen einzig und allein ein uninteressiertes und freies Wohlgefallen sei; denn kein Interesse, weder das der Sinne, noch das der Vernunft, zwingt den Beifall ab“ (Kant 1968: § 5, B 14, 15). Im Unterschied zum freien Wohlgefallen am Schönen gilt: „Gut ist das, was vermittels Vernunft (...) gefällt. Wir nennen einiges wozu gut (das Nützliche), was nur als Mittel gefällt; ein anderes aber an sich gut, was für sich selbst gefällt. In beiden ist immer der Begriff eines Zwecks, mithin das Verhältnis der Vernunft zum (wenigstens möglichen) Wollen, folglich ein Wohlgefallen am

Dasein eines Objekts oder einer Handlung, d. i. irgend ein Interesse, enthalten“ (ebenda: § 4, B 10). Kant sortiert hier das, was wir im alltäglichen Sprechen in der Regel vermischen und verwechseln. Vor allem die moderne Szenesprache überspringt solche Feinheiten wie die zwischen Vergnügen, Gefallen und Billigung locker. Wir finden, dass ein Schokoladeneis genauso „echt klasse“ oder auch „cool“ ist wie ein Blick vom Grimselpass aufs Lauteraarhorn oder wie ein gut schneidendes Küchenmesser oder aber die mutige Tat eines Lebensretters. (Das war die Abfolge von angenehm, schön, nützlich, an sich gut.) Äquivalente sind „super“, „toll“ und – neuerdings täglich in Fernsehinterviews, überwiegend von jungen Sportlern – „geil“, mit den Steigerungen „super“, „mega“, „giga“. Ich bin sicher, dass mit dieser Entdifferenzierung der Sprache auch eine Entdifferenzierung der Gefühle einhergeht; das ist ein kulturelles Desaster – aber das war jetzt nur eine persönliche Bemerkung von mir und soll uns nicht weiter beschäftigen.

Kant unterscheidet zwischen dem Schönen, das ohne alles Interesse gefällt, das also ein freies Wohlgefallen ist, auf der einen Seite und dem Guten, das auf ein vernünftig begriffenes Begehren zurückgeht, aus einem Interesse heraus geschätzt wird und Achtung genießt, auf der anderen Seite.

Das können wir für die Landschaftsbildanalyse gebrauchen. Wenn wir uns vor Augen halten, dass es das Ziel dieses Verfahrens ist, die Erholungseignung einer Landschaft zu messen, dann kann kein Zweifel bestehen, dass es sich darum handelt, das Urteil zu fällen: „Ist gut geeignet“ oder aber „ist schlecht geeignet“. „Ist schön geeignet“ wäre Blödsinn. Daraus folgt, dass wir das ganze Gerede darüber, dass der V-Wert das ästhetische Anliegen an der Landschaft vergewaltige, vergessen können.

Die Haltung der Erholungssuche ist allerdings nicht zwingend und das einzig mögliche Motiv, mit dem man sich in die Landschaft hineinbegeben kann. Ich z. B. bin sehr oft im Hochgebirge, aber auch in anderen Landschaften unterwegs, und ich bin mir nicht ganz sicher, warum ich mich in die Natur begeben, aber eines ist gewiss: nicht, um mich zu erholen. Es ist eher umgekehrt: Wenn die Luft kühl ist und die Sonne in den klaren Himmel steigt, oder wenn der Himmel in fahlem Grau über der Welt hängt, oder wenn sich jenes blaugraugrüne Orange des abendlichen Horizonts einstellt, dann halte ich es in Häusern nicht mehr aus. Es geht um mein Verhältnis zum Licht und um die Berührung der Luft, nicht um Erholung. Ich will nichts von der Landschaft und der Natur, sondern meine Seele kann ihrer Verführungskraft nicht widerstehen. (Warum ich zudem vor allem Fels- und Eiswüsten bevorzuge, ist noch einmal ein zusätzliches Thema.) Ich glaube nicht, dass nur mir das so ergeht. Viele Menschen mögen dieser Faszination durch Atmosphären ausgeliefert sein.

Aber um all das kümmert sich die Landschaftsbildanalyse nicht. Sie ist gezwungen, komplizierte und vielfältige Mensch-Natur-Beziehungen auf Erholungssuche – die es natürlich auch gibt – zu reduzieren. Das mag der Hintergrund dafür sein, dass es immer wieder solchen Unmut der Naturliebhaber gegenüber diesem Messverfahren gibt: Sie fühlen, dass ihr Anliegen gar nicht gemessen wird. Das formulieren sie als Verdacht, man könne ästhetische Urteile

nicht quantifizieren. Dieser Verdacht mag stimmen, aber ich glaube, dass das gar nicht das Problem ist. Zunächst entsteht Durcheinander dadurch, dass sie implizit das Kriterium der Vielfalt als ästhetisches Maß akzeptieren. Sodann kommt hinzu, dass sie glauben, es sei tatsächlich landschaftliche Vielfalt, die – wenn auch frevelhaft – gemessen werde; sie vermuten nicht etwa einen Etikettenschwindel, dass nämlich weder Vielfalt Schönheit operationalisiert, noch Vielfalt gar nicht gemessen wird. Stattdessen artikulieren sie das übliche kulturelle Vorurteil der Konservativen gegenüber Abstraktionsprozessen durch Quantifizierung.

Ich fasse diesen Baustein zusammen: Schönheit ist ein interesseloses Wohlgefallen. Die Gewissheit des Urteils ergibt sich beim Urteilenden aufgrund einer für ihn unabweisbaren Lust an den Formen eines Gegenstandes (Kant 1968: § 4), nicht der an dessen Zweck. Von Vielfalt der Formen ist nirgends die Rede; es kann ebenso gut deren Abwesenheit ein solches Wohlgefallen erzeugen – der russische Suprematismus und die amerikanische Minimal- bzw. Pop-Art haben in der Kunst mit diesem Prinzip gearbeitet.

In der Landschaftsbildanalyse soll Erholungseignung gemessen werden. Eignung ist eine Kategorie des Zweckbezugs. Urteile, die auf Zwecke bezogen sind, fallen nicht unter die ästhetischen Urteile. Sie gehören entweder zu den teleologischen oder den praktischen Urteilen. Daraus folgt: Die Landschaftsbildanalyse folgt zunächst einer vernünftigen, praktischen Fragestellung.

Es bleibt nun die Frage übrig, ob bei der angeblichen Messung des Nutzens von Schönheit durch Vielfalt überhaupt Vielfalt gemessen wird, d. h. nicht die Frage danach, ob das Programm der Landschaftsbildanalyse vernünftig ist, sondern danach, ob die Operationalisierung des Programms vernünftig ist.

Wie verhält sich Vielfalt zu Nutzen?

Zunächst: Wie wird Vielfalt gemessen?

Die für die Landschaft signifikanten formalen Gestaltwechsel werden gezählt. Das sind z. B. die geomorphologische Reliefenergie, die Anzahl der Richtungswechsel im Verlauf linearer Landschaftselemente, wie Waldränder, Bäche oder Flussufer, oder das Vorkommen von verstreuten Objekten und Objektgruppen wie Hecken, Bäumen, Baumgruppen usw., die als Flächengliederung wirken. Das ist plausibel, denn man kann sich Vielfalt ganz gut als Menge derjenigen sichtbaren Eckpunkte oder Flächenbegrenzungslinien vorstellen, die potenziell gleichförmige Linien, Flächen oder Körper optisch in Teilformen auflösen. Alles, was lange Geraden und große ebene Flächen in kleinteilige geknickte Strecken oder differenzierte Kontinua und Polyeder überführt, könnte als ein Element von allgemeiner Vielfalt begriffen werden. Wie die Messwerte ins Verhältnis gesetzt werden und eine Wertkennziffer errechnet wird, interessiert uns nicht. Wichtig ist, was gemessen wird.

Diese Knickpunkte, relativen Höhenunterschiede und gestreuten Objekte garantieren Kleinteiligkeit. Und Kleinteiligkeit garantiert angeblich Erholungseignung. Durch die Operationalisierung von Vielfalt ist das Objekt auf den Nutzen für die Subjekte bezogen. Ich bezweifle, dass eine solche Operationalisierung stattfindet. Es wird nämlich nicht Vielfalt gemessen, sondern Vielzahl, die Viel-

zahl von spezifisch definierten Elementen. Das scheint haarspalterisch zu sein, ist es aber nicht. Der Nutzenkalkül betrifft die Ebene der Zweck-Mittel-Relationen und ist im instrumentellen Sinn funktional. Entsprechend wird mit dem Objekt der Messung das veranstaltet, was dem Messverfahren dienlich ist: Einzelelemente werden geeignet definiert und deren Messwerte räumlich aggregiert. Das ergibt den Nutzen eines Raumes, denn die aggregierten Werte sind „Nutzwerte“.

Vielfalt gehört aber gar nicht der Welt des Nutzens und der instrumentellen Funktionen an. Nutzen ist – wenn man im Definitionsrahmen der kantischen Unterscheidungen zwischen ästhetischen und auf Zwecke bezogenen Urteilen bleiben will – das „mittelbar Gute“ (ebenda: § 4, B 13) oder auch die „äußere Zweckmäßigkeit“ (ebenda: § 15, B 44). Demgegenüber ist Vielfalt auf Selbst- und Endzwecke bezogen. Dieser Zusammenhang soll kurz erläutert werden: Der „äußeren“ Zweckmäßigkeit steht die „innere Zweckmäßigkeit“ gegenüber. Die verweist auf „die Vollkommenheit des Gegenstandes“ (ebenda: § 15, B 44). Vollkommenheit ist das, was „an sich gut“ ist, „was für sich selbst gefällt“ (ebenda: § 4, B 10 und § 15, B 44). Das, was nicht für anderes, sondern im Inneren gut ist, hat seinen höchsten Zweck in sich und strebt auf dessen vollkommene Gestalt zu.

In diesen teleologischen Rahmen der Feststellung objektiver Zwecke gehört die Vielfalt. Vielfalt ist immer die Ausdifferenzierung einer sinnhaften Einheit, die sich ihrem Endzweck gemäß entfaltet. „Die objektive Zweckmäßigkeit zu beurteilen, bedürfen wir jederzeit den Begriff eines Zwecks, und (wenn jene Zweckmäßigkeit nicht eine äußere (Nützlichkeit), sondern eine innere sein soll) den Begriff eines inneren Zwecks, der den Grund der inneren Möglichkeit des Gegenstandes enthalte“ (ebenda: § 15, B 45). Es „wird, um sich eine objektive Zweckmäßigkeit an einem Dinge vorzustellen, der Begriff von diesem, was es für ein Ding sein sollte, voran gehen; und die Zusammenstimmung des Mannigfaltigen in demselben zu diesem Begriffe (welcher die Regel der Verbindung desselben an ihm gibt) ist die qualitative Vollkommenheit eines Dinges“ (ebenda: § 15, B 45). Die Einheit eines zusammenstimmenden Mannigfaltigen ist durch den objektiven Zweck, das ist das, was auch den Grund der inneren Möglichkeiten des Gegenstandes ausmacht, festgelegt. Das ist der Endzweck eines Dinges, sein vollkommenster Zustand. Wird diese Einheit in ihrer Mannigfaltigkeit als Einheit angeschaut, wird ihre Vielfalt beachtet. Vielfalt ist also die Mannigfaltigkeit einer vollkommenen Einheit.

Machen wir ein Gedankenexperiment: Dieser Einheit der Mannigfaltigkeit möge der innere Grund ihrer Möglichkeit, ihr objektiver Zweck, d. h. der Begriff ihrer Einheit, verloren gegangen sein. Das vielfältige Gebilde habe im Betrachter gewissermaßen die Substanz und Idee seiner Einheit verloren. Dadurch sei das Gebilde in eine Vielzahl von unbegreiflichen Mannigfaltigkeiten zerfallen. Dann wäre nur noch die Vielzahl der Formen der vorherigen Vollkommenheit vorhanden. Aber damit wäre ebendiese Vollkommenheit verschwunden, denn sie zeigt sich nur als Vielfalt der Einheit einer Mannigfaltigkeit; und die ist nur durch den inhaltlichen Begriff von dem, was ihren Endzweck ausmacht, sichtbar. Man wüsste gar nicht mehr, worum es sich bei dieser Mannigfaltigkeit han-

delt. So kommt Kant zu dem Schluss: „Eine formale objektive Zweckmäßigkeit aber ohne Zweck, d. i. die bloße Form einer Vollkommenheit (ohne alle Materie und Begriff von dem wozu zusammengestimmt wird (...)), sich vorzustellen, ist ein wahrer Widerspruch“ (ebenda: § 15, B 46). Dem entspräche der Satz: Eine Vielfalt objektiver Bedeutungen, aber ohne Einheit, d. i. die bloße Vielzahl der Aspekte einer (landschaftlichen) Vollkommenheit (ohne allen Begriff von dem, wozu zusammengestimmt wird) sich vorzustellen, ist ein wahrer Widerspruch.

Es ist der Sinnzusammenhang einer durch einen bestimmten Begriff (meinetwegen Rheingau) bezeichneten Vollkommenheit, der gemessen werden müsste, wenn landschaftliche Vielfalt gemessen werden soll. Die Vielzahl der Geländeknicke genügt nicht.

Das Schönheitsempfinden – das nicht bestritten werden soll – ist eingebunden in einen übergeordneten Erfahrungskontext, der auf der Sinnebene liegt und nur inhaltlich verständlich ist. Das Schöne in der landschaftlichen Erfahrung der Vielfalt besteht in der Beurteilung des Typischen. Das ist nicht zwingend. Man kann jederzeit einfach völlig inhaltsneutral Gefallen finden bei einem Blick aus dem Fenster, vom Berggipfel ins Tal hinab oder aufs Meer, ohne zu wissen, wo man sich befindet und was man da schön findet. Genauso kann man sich der Erhabenheit übermächtiger Natur hingeben, ohne einen Typus aufzuspüren. Aber wenn man an der Vielfalt Gefallen findet, dann ist es die Vielfalt einer typischen Eigenart, und die folgt der erfahrbaren Entfaltung des Begriffs eines objektiven Zwecks dieser regionalen Einheit. Was also am Rheingau gefällt, ist das, was man liebt. Das ist nicht die Reliefenergie der Taunusvorberge, sondern die Erfüllung der Idee vom Rheingau. Es geht um den Inhalt der Vorstellung jenes in der Sonne glänzenden breiten Flusses mit seinen großen Auwäldern auf den Inseln in der Strommitte, verbunden mit den lang gestreckten Hügeln und tief eingeschnittenen Bachtälern, Hügeln, auf denen das Kreuz und Quer der geometrischen Weinbergsmuster von Mauern und Hecken unterbrochen ist; darin eingebettet prächtige Schlösser und kleine Weindörfer mit Straußwirtschaften und die kühlen, waldigen Taunushöhen darüber, die das warme Land von der kargen Hochfläche der Nordseite abtrennen usw. usf. Das gibt es ähnlich auch anders, aber so nur dort. Am Moseltal lieben wir etwas Ähnliches, aber nicht genau dies.

Demgegenüber ist die rein gestalthafte und geometrische Vielzähligkeit von Richtungs-, Größen-, Farb- oder anderweitigen Veränderungen von Landschaftselementen noch keine Garantie für ein wohlgefalliges Empfinden, das sich an die Mannigfaltigkeit der Welt heftet. Diese Bedingungen sind in jedem suburbanen Gewerbe- und Einkaufszentrum erfüllt. Andererseits geht es auch ohne Mannigfaltigkeit. Wer vor einer endlosen, homogenen, in der Sonne gleißenden Schneefläche steht und allergrößtes Wohlgefallen daran findet, der wird wohl kaum über landschaftliche Vielfalt entzückt sein. Aber wenn es auf Mannigfaltigkeit ankommen soll, wird von der formalen Gestaltgliederung die Ebene verfehlt, auf der Vielfalt angesiedelt ist. Falls man sich dennoch diese Vielzahl als Vielfalt vorstellen will, dann handelt es sich um ein Paradox: Es wäre eine allgemeine, unspezifische (untypische) Vielfalt ohne signifikante Raumgrenzen. Das wird in der Landschaftsbildanalyse gemessen.

Zwischenfazit: Die Differenz zwischen der faktischen Messung von so etwas wie unspezifischer Vielfalt auf der einen Seite und dem Anspruch, die Vielfalt einer Landschaft zu messen, auf der anderen Seite hat in der Praxis zu Entscheidungsproblemen geführt. Es ist nicht ausgeschlossen, dass es in der Planungspraxis Bewertungsaufgaben gibt, für die das Paradoxon eines Wertes für allgemeine, unspezifische Vielfalt eine angemessene Entscheidungsgrundlage ist. Das wäre immer dann, wenn es nicht um die Bewertung einer regionalen Charakteristik geht. Denn allgemeine Vielfalt wäre ja der Ausdruck von unspezifischer Eigenart einer Landschaft. Hier wird das Paradox noch offenkundiger. Eine solche nicht-eigenartige Eigenart kann sich nicht räumlich begrenzt definieren lassen. Wo soll die anfangen und aufhören, wenn sie in Relation zur Nachbarschaft unspezifisch ist? Eine Nachbarschaft gäbe es gar nicht. Man sieht: Auch die Idee der Landschaft wird zerstört. Allgemeine Vielfältigkeit ohne Bezug auf eine regionale Eigenart ereignet sich in einem grenzenlosen Kontinuum. Wenn ein Tourist mit dem Dampfer von Mainz über Bingen und Koblenz durch den Rheingau, das Mittelrheintal und danach die Mosel hinauffährt und sich ausschließlich von allgemeiner Vielfalt beeindrucken lässt, befindet er sich immer im Gleichen, obwohl er durch mindestens drei Landschaften gefahren ist.

Wann könnte die Landschaftsbildanalyse, die allgemeine Vielfalt misst, nützlich sein? Das wäre in Planungsfällen, in denen Entscheidungen durch formale Subsumtion getroffen werden können. Das Entscheidungsmuster lautet: Immer dann, wenn der allgemeine Vielfältigkeitswert X erreicht ist, kommt der Maßnahmenkatalog Y (bzw. das Nutzenkalkül Y) und nicht der Katalog Z (bzw. das Nutzenkalkül Z) zum Tragen. Man muss dann vorher ein allgemeines Prinzip des Nutzwerts oder der Planungsmaßnahmen festgelegt und Bereichen von Wertziffern zugeordnet haben. Dann können fallweise problemspezifisch abgegrenzte Gebiete in diesem Kontinuum als Klassen von Ereignissen dem Prinzip formal subsummiert werden. Diese Gebiete können dann miteinander verrechnet werden, z. B. wie Umweltzertifikate.

Aber ungeeignet ist diese Bewertung, wenn unterschiedliche Landschaften vergleichend bewertet werden sollen. Denn dann muss für kulturell festliegende, symbolisch konstituierte Besonderheiten ein allgemeiner Ausdruck gefunden werden. Das ist die umgekehrte Problemstellung als die des Subsumtionsverfahrens der Landschaftsbildanalyse.

Gleichfalls ungeeignet ist die Methode, wenn – auch ohne Vergleich – die Bedeutung einer Region für Menschen (statt die Zugehörigkeit zu einem Maßnahmenkatalog) festgestellt werden soll.

Die verschiedenen Fälle mussten sich im Rahmen von Ausgleichsmaßnahmen durchmischen und Entscheidungsprobleme aufwerfen. Es musste sich die logische und philosophische Schere zwischen gemessener abstrakt-unspezifischer Vielfalt und „echter“ Vielfalt von Eigenart auftun, und sie konnten nur auf diffuse Weise übergangen werden.

Die Kultur der Vielfalt

Im Folgenden soll der bereits vorgeführte begriffliche Zusammenhang, der das

Kriterium der Vielfalt im Rahmen der Urteilsformen umgibt und trägt, stärker als kulturelles Deutungsmuster dargestellt werden. Damit soll die Objektebene festgelegt werden, auf der Naturschutz und Landschaftsplanung arbeiten müssten, wenn sie erstens professionell und zweitens politisch erfolgreich tätig sein wollen.

Vielfalt entfaltet sich – das sagt das Wort schon. Die Metapher rekurriert ja auf ein zusammengeknittertes Gebilde wie etwa eine Blütenknospe, die aufblüht und durch diese Entgrenzung ihrer Bestimmung folgt. Diese Bestimmung ist ein objektiver Maßstab – in diesem Fall so etwas wie das Gesetz des Lebens –, zugleich ist diese Bestimmung eine innere Kraft. Etwas, das sich entfaltet, entwickelt sich von innen heraus. Es demonstriert den Reichtum der Möglichkeiten eines verborgenen Wesenskerns.

All das geht mit dem Begriff der Vielzahl nicht einher. Die kann zwar ebenfalls einem Entwicklungsziel dienen; z. B. wenn eine Art eine möglichst große Population ausbildet, um zu überleben. Aber das nützt der Art im Konkurrenzkampf, ist das kantische „wozu gut“. Dass die Art sich dabei entfaltet, schwingt nirgends mit. Auf der Gegenseite kommt analog dazu wohl kaum die Vorstellung auf, dass eine erblühende Rose sich durch ihre Entfaltung nützt. Sie tut es zwar, aber Entfaltung nennt man diesen Aspekt nicht. Wenn nun Vielfalt die Realisierungsweise des Wesens eines Dinges ist, dann ist die Vielfalt so etwas wie die äußere Form des Ausdrucks dieses Wesens. Sie ist gebunden an einen Inhalt. Die Kraft der Entwicklung einer schönen Rose ist es nicht, den Liebreiz eines Gänseblümchens zu dokumentieren. Wir erwarten von den sich entfaltenden Wesen, dass sie der Bestimmung ihrer eigenen Art nachkommen; ihrem Selbstzweck nachzukommen ist ihr Endzweck. Sie sollen Eigenart haben. Wenn die Vielzahl von Erscheinungen eine Vielfalt sein soll, dann bedarf es der Integration der Erscheinungen zu einem eigenartigen Ganzen. Dieses Ganze stellt eine Entwicklungseinheit dar und ist eine bildhaft typische Einheit.

Untypisches kann sich eigentlich gar nicht wirklich entfaltet haben. Zwar fassen wir es so auf, als hätte es das getan, wenn wir „untypisch“ sagen, aber es wird sich dann als eine misslungene Entfaltung herausstellen. Wenn ich auf dem Markt Spargel von fünf Zentimeter Durchmesser sehe oder Rosenkohl, der wie kleine Wirsingköpfe aussieht, beschleicht mich dieser Eindruck. Das ist nahe liegend, denn Züchtung ist eine Manipulation des inneren Wesens unter Gesichtspunkten des „äußeren Zwecks“ in der Sprache Kants, also des Nutzens. Das passt nicht zusammen. Die Eigenart wird allein schon durch die Größe pervertiert: „kolossalisch aber wird die bloße Darstellung eines Begriffs genannt, die für alle Darstellung beinahe zu groß ist (an das relativ Ungeheure grenzt); weil der Zweck der Darstellung eines Begriffs dadurch, daß die Anschauung des Gegenstandes für unser Auffassungsvermögen beinahe zu groß ist, erschwert wird“ (ebenda: § 26, B 89). Diese Gemüse sind solche relativen Ungeheuer und nicht mehr „typisch“. In der Vielfalt einer gelungenen Eigenart finden also der Entwicklungstyp und der Gestalttyp eines Wesens gleichermaßen Ausdruck. Entwicklung und Gestalt sind wechselseitig durcheinander bestimmt.

Eine solche Einheit ist symbolischer Natur. Wenn man sich das Urbild dieser

Konstruktion vor Augen hält, den Menschen, so ist zu erkennen, dass Eigenart der Sinn des Lebens ist. Es handelt sich um eine kulturell begründete Sinnkonstruktion. Ein Mensch, der nicht dem Gebot nachkommt, den Reichtum seiner spezifischen Möglichkeiten zu entfalten – und jedem werden diese Anlagen zugesprochen in diesem Weltbild –, der versündigt sich. Wenn wir einem Quartalsläufer in sein verwüstetes Gesicht schauen, finden wir, dass da ein Mensch sein Leben wegwirft, auch wenn wir – politisch ganz korrekt – keinesfalls zu Gericht über ihn sitzen wollen. Aber es schaudert uns trotzdem. Warum? Ein sinnvolles Leben ist ein solches, das die gesamte Vielfalt der inneren Möglichkeiten ausschöpft und zum typischen Ausdruck einer Persönlichkeit integriert. Deshalb sagen wir: „Das ist eine echte Type“, wenn wir einen Menschen mit einer gelungenen originellen Mischung von Eigenarten bezeichnen wollen. Dieser Wertkodex mag faktisch zunehmend irrelevanter werden, aber das führt zu einer resignativen Form seiner Bestätigung: Es wird endlos der schäbige Materialismus moderner Zeiten, das reine Nützlichkeitsdenken, der Egoismus, der Mangel an Persönlichkeiten in der Politik, der Mangel an Bildung und Sprachkultur, die Oberflächlichkeit menschlicher Beziehungen in der Spaßgesellschaft, die Verantwortungslosigkeit der Jugend, usw. beklagt. Das hätte keinen Sinn, wenn nicht das Gegenteil das Wesen des Menschen und von Kultur ausmachte. Das Gegenteil ist in jener aus der Tiefe des Inneren erwachsenden Eigenart zentriert.

Ganz entsprechend hat sich eine Kulturlandschaft genau dann sinnvoll entwickelt, wenn sie, den natürlichen Potenzialen gemäß, sowie gemäß den historischen Gegebenheiten wie Produktionsweise und Brauchtum, eine typische Eigenart bewahrt hat. Die ist nicht abzählbar an der Menge von irgendwelchen Knickpunkten, sondern erfahrbar durch die Stimmigkeit der Bedeutungsträger in einer als typisch empfundenen bildhaften Ganzheit, die aber zugleich als Entwicklungsganzheit verstanden wird. Und das ist dann „schön“. Dass da noch etwas „stimmt“, ist das Kriterium, und dass geographische Kleinteiligkeit das Kriterium positiv erfüllt, verweist darauf, dass es sich um eine moderne Empfindung handelt. Denn das Misslungene, der Missklang in der Stimmigkeit, ist das Eintönige, Gleichartige, Großflächige, Begradigte oder aber wildwucherndes Durcheinander am falschen Ort, d. h. außerhalb der Wildnis: Das sind die Erzungenschaften moderner Effizienz. Sie folgen aus der industriekapitalistischen Produktionsweise, und sie zerstören die Kleinteiligkeit. Das zerstört Sinn, weil der am Ideal organisch gewachsener, entfalteter Eigenart haftet.

Die Landschaftsbildanalytiker können also nicht sagen: „Meinetwegen, um den Nutzen von Schönheit geht es nur sehr vermittelt, aber dann geht es eben um den Nutzen von Sinn.“ Das wäre zwar eine zutreffende Feststellung. Aber das führt nicht weiter, denn der Nutzen von Sinn ist der Sinn selbst. Sinn ist ein Selbstzweck. „Erholung“ ist die magere moderne sozialtechnische Reduktion dieser komplexen symbolischen Selbstvergewisserung. Diese Reduktion ist das Komplement zu der Reduktion von Vielfalt auf der Sinnenebene des Subjekts auf die Vielzahl irgendwelcher Indizes am Objekt. Beides erfüllt die Bedingungen der Versachlichung und geht damit prompt am Problem vorbei, das zu lösen wäre.

Man kann den Nutzen von Sinn, nämlich Sinn, nicht empirisch am Objekt Natur ablesen, sondern nur dort, wo er sich ereignet: in der Gesellschaft. Diese Einsicht wäre der erste entscheidende Schritt. Der zweite Schritt bestünde darin, das gesellschaftliche Objekt auf eine solche Art wieder auf die Natur zurückzubeziehen, wie sie der Problemlage angemessen ist.

Wie stellt sich das Problem? Das Objekt der Landschaftsbildanalyse sind die Sehnsüchte, Vorurteile, Erfahrungen, die Menschen mit spezifischen Landschaften verbinden. Es handelt sich um Projektionen vom guten Leben – und das unter den Bedingungen der Modernisierung und aller zugehöriger Fremdbestimmungen durch die Flut von Sachzwängen. Es geht um die Erinnerung an spezifische Heimaten oder auch um die Neugier auf spezifische „intakte“ Fremdhelten, also alles in allem viel mehr um Träume als um Reliefenergiewerte. Das ist es, was die Landschaftsbildanalyse so lächerlich und absurd macht.

Die Landschaftsplaner müssten also als erstes ihr Objekt aufgeben, nämlich die Natur bzw. Landschaft selbst, und sich der Gesellschaft zuwenden. Sodann müssten sie ihre sozialtechnische Perspektive geeignet umformulieren. Natürlich geht es nicht immer um Sinn und Sehnsucht. Für eine Familie, die am Wochenende an einem See baden gehen will, zählen banalere Motive und Infrastrukturen. Nur: In diesen Fällen konkretester Naherholungsbedürfnisse ist dann auch die Vielfalt der Umgebung ziemlich nebensächlich. Da geht es eher um die Vielzahl von Angeboten, sich die Zeit zu vertreiben. Das führt zum Boom jener gebauten Erlebniswelten. Das Bedürfnis kann meinetwegen bedient werden, aber das liegt außerhalb unserer Fragestellung.

Bei jeder der für unsere Problemwahl in Frage kommenden Landschaften handelt es sich um einmalige Fälle der Integration der Vielfalt von Bedeutungsträgern zu einer regionalen Eigenart, nicht um jene abstrakte allgemeine Vielfältigkeit. Diese Eigenart ist ausschlaggebend für das Wohlgefallen und den damit verbundenen Nutzen für die Erholungssuchenden, die vermutlich eher Sinn suchen. Das ist ein inhaltliches kulturelles Sujet, das nicht intersubjektiv durch formale geometrische und numerische Eigenschaften des Raumes, sondern nur durch Rückgriff auf spezifische regionale, kulturelle Selbstverständnisse, Geschichte, Brauchtum usw. bestimmt werden kann. Auf dieser Ebene hat der Anteil Naturelemente ausschließlich kulturelle Relevanz.

Umgekehrt bietet aber auch die Natur in ihrer landschaftlichen Eigenart die Projektionsfläche für allgemeine Bilder, die in der regionalen kulturellen Erfahrung enthalten sind. Dass ein liebliches Mittelgebirgstal wohl eher der Sehnsucht nach geordneten, friedlichen und harmonischen Lebensverhältnissen entgegenkommt, als ein verwildertes Sumpfgelände, hängt nicht davon ab, ob dieses Tal im Hunsrück oder in der Auvergne liegt. Das heißt: Auch die ganz allgemeine Typologie von Projektionen existenzieller kultureller und politischer Lebensentwürfe in die Natur als Naturbilder muss gelesen werden können (vgl. Eisel 2004). Diese Naturbilder müssen dann ins Verhältnis zu den regionalen kulturellen Ausprägungen gesetzt werden. Denn auch diese allgemeinen Bilder beeinflussen die Sinngabungsfunktion der Landschaft vor Ort; auch sie sind nicht als Geländepunkte abzählbar. All das gehört in die Welt der Vielfalt, nicht in die

der Vielzahl.

Und all das läuft darauf hinaus, dass die Aufgabe in der Einschätzung der individuellen Entfaltung einer allgemeinen Konstellation besteht. Die Kriterien für den (planerischen) Wert einer solchen Region liegen in ihr selbst, aber nicht in Form allgemeiner, numerischer Indizes von Pseudo-Vielfalt, sondern als gesellschaftlicher Bedeutungsgehalt, der sich komplex inhaltlich auf einer kulturellen Sinnebene konstituiert. Auch der ist empirischer Forschung zugänglich. Geschulte Gesellschaftswissenschaftler können so etwas bearbeiten. Aber im Studium von Landschaftsplanung und Natur- und Umweltschutz wird es wohl selten trainiert.

Zusammenfassend kann man sagen: Im Falle der Landschaftsbildanalyse versagt nicht der Quantifizierungswahn angesichts ästhetischer Phänomene, sondern der Nutzenkalkül angesichts kultureller Sinnzusammenhänge. Vergewaltigt wird nicht das ästhetische Anliegen gegenüber der Landschaft und der Landschaftsbildanalyse, sondern die Sehnsucht nach Sinn. Dieser Mangel wird dadurch verschleiert, dass – Nutzen vorausgesetzt – ganz vernünftig Landschaft als Mittel der Erholung definiert wird. Man kann dann die Tauglichkeit dieses Mittels sachlich bestimmen. Die Tauglichkeit wird als Vielfalt definiert. Die wird scheinbar gemessen. Würde sie gemessen, ginge die Rechnung auf. Aber es wird stattdessen eine Vielzahl von etwas gemessen. Das Messergebnis enthält keinerlei Aussagekraft über die Vielfalt, weil es keine Inhaltstypen, keine Eigenart, misst.

Die Kritiker bauen sich nun selbst eine Falle: Sie behaupten, Schönheit sei das, was notorisch vernachlässigt werde beim Schutz der Natur. Aber selbst da, wo man sich des Problems annehme, in der Landschaftsplanung, gehe die Sache schief. Das konvergiert mit der internen Kritik an der Landschaftsbildanalyse in diesem Fach. Beide sagen, Vielfalt und Schönheit könne man nicht messen, weil sie als ästhetische Phänomene einem subjektiven Urteil unterlägen; Kant wird als Autorität bemüht. Für die Schönheit trifft das tatsächlich zu. Insofern scheint die Kritik berechtigt zu sein. Eine Alternative tut sich zwangsläufig auf: Entweder man kann weiterhin eine wichtige Seite der Natur ignorieren; oder aber man gibt auf, zwanghaft alles messen zu wollen, und öffnet sich der Intuition, der künstlerischen Ambition und dem kulturellen Spürsinn (all das wird mit „subjektivem Urteil“ assoziiert) und bahnt dem den Weg in den Naturschutz. Danach geht die Suche nach der Möglichkeit los, Intuition und Kunstambition dennoch zu verobjektivieren, ohne es jedoch messbar machen zu müssen. Das ist paradox. Die Falle ist zugeschnappt.

Denn die Alternative zwischen Ignoranz und Intuition ist falsch. Sie stellt sich gar nicht. Daher ist das Dilemma selbst gemacht. Da Vielfalt gar nicht gemessen wird in der Landschaftsbildanalyse und Schönheit ebenfalls nicht, kann auch die Quantifizierung des Unquantifizierbaren nicht das vorrangige Problem sein. Stattdessen besteht das Problem darin, dass Vielfalt zwar nicht gemessen, das Gemessene aber so benannt wird. Damit kommt weder in den Blick, was gemessen wird, noch was nicht gemessen wird. Das ist bedauerlich, denn die Erholungseignung von Landschaft, die tatsächlich von deren Vielfalt abhängt, gibt es ja. Das, was sinnvollerweise tatsächlich gemessen werden sollte, bleibt un-

erledigt und wird durch etwas ersetzt, was nur der falsche Schein davon ist. Und diese Falschheit wird fälschlich einem gar nicht bestehenden Fehler angedichtet.

Das ganze Durcheinander bleibt den Landschaftsbildanalytikern und deren Kritikern verborgen, weil beide das Objekt der Untersuchung falsch bestimmen: Für die Landschaftsbildanalytiker ist es die Natur von Kulturlandschaften statt gesellschaftliche Prozesse auf der kulturellen Ebene. Sie verwechseln das, weil sie die Erholung als eine Nutzenrelation bestimmen, in der die Natur als instrumentelles Mittel gemessen werden muss und kann. Das ist dem allgemeinen Trend der Verwissenschaftlichung geschuldet. Für die Kritiker ist das Objekt ebenfalls die Natur; in diesem Fall deshalb, weil man davon ausgeht, dass ästhetische Erfahrung – worunter das ganze Feld des kulturellen Sinns subsumiert wird –, obwohl diese Erfahrung in subjektiven Urteilen gegeben ist, durch objektive Eigenschaften der Natur gewissermaßen hervorgerufen wird. Deshalb wollen sie sie, wenn auch irgendwie ganz anders, dort begründet sehen. Beide leiden an dem, was man Naturalismus oder Objektivismus nennt: die einen an einem funktionalistischen, die anderen an einem esoterischen.

Jetzt verbleibt noch ein Aspekt, um das Thema Landschaftsbildanalyse einigermaßen einzukreisen.

Dieser Aspekt besteht darin, dass ich alles, was ich gesagt habe, um zu zeigen, dass die ganze Fragestellung der Landschaftsbildanalyse gar nichts mit Ästhetik zu tun hat, so dass auch ihre ärgsten Kritiker eigentlich leer laufen, noch einmal – bitte nehmen Sie mir das nicht übel – auf den Kopf stelle, indem ich Vielfalt als eine ästhetische Kategorie exponiere. Dabei soll die Alternative Vielfalt versus Vielzahl politisch interpretiert werden.

Landschaft und kultureller Sinn: die humanistische Ästhetikkonzeption

In der bisherigen Rekonstruktion habe ich eine Unklarheit heimlich mitgeschleppt. Einerseits habe ich, unter Berufung auf Kant, das ästhetische Urteil der Schönheit, d. h. die Kontemplation, als interesseloses Wohlgefallen bezeichnet. Davon wurden alle zweckbezogenen, d. h. interessegeleiteten Urteile unterschieden. Eines dieser letzteren war dasjenige, das Dinge im Hinblick auf ihren Endzweck anschaut. Es beachtet weder, ob Formen ein inneres Wohlgefallen, das sich schön anfühlt, hervorrufen, noch beachtet es, ob ein Ding seinen Dienst gut verrichtet. Stattdessen reflektiert dieses Urteil über die Vollkommenheit eines Objekts. Es beachtet, ob es den Möglichkeiten, über die es seinem Begriff zufolge verfügen müsste, vollständig gerecht wird, wenn man die allerhöchsten Maßstäbe anlegt.

Ich hatte gesagt, dass ein Gegenstand unter dieser Perspektive auch das Attribut, er sei typisch, zugesprochen bekommt, obwohl das irgendwie flacher und weniger bedeutungsschwer klingt als „vollkommen“. Mit diesem Unterschied nähern wir uns der Ebene an, die im Folgenden diskutiert werden soll. Ich hatte im Verlauf der Argumentation über die Stimmigkeit kleinteiliger Landschaften für unser Gefühl den Satz gesagt: „Und das ist dann schön“, und damit unser Empfinden gegenüber Landschaften gekennzeichnet, die wir als typisch aner-

kennen. Sie erfüllen das, was wir von ihnen wissen und verlangen, wenn sie dem gerecht werden wollen, dass sie nicht irgendwie sind, sondern eben immer eine bestimmte Gegend sind. Es gibt auf der Erde keine Gegend, die irgendwie ist, sondern immer nur Gegenden, die ihrer geographischen Lage und Entwicklungsgeschichte entsprechen. Erfüllen sie diese Bedingung nicht und sind irgendwie, dann müssen sie zerstört worden sein – z. B. durch Verstädterung oder durch Monokulturen. Wenn Landschaften also typisch sind, dann entsprechen sie einem Begriff, den wir von ihnen und ihrer möglichen Vollkommenheit haben. Denken Sie an die Toskana, an die Haute Provence oder an den nordamerikanischen Südwesten: Jeder weiß, wie er es dort haben will. Wir drängen also auf die Erfüllung bestimmter Bedingungen für unser Urteil, dass wir das nun wirklich schön finden. Deshalb kann es sich nicht um interesseloses Wohlgefallen handeln; wir haben manifeste Interessen. Interesseloses Wohlgefallen war aber unsere Definition für Kontemplation gewesen, die notwendige Voraussetzung für den Zustand des Schönfindens. Wir sehen uns vor einem Widerspruch, wenn wir behaupten, das Typische sei das Schöne.

Um ihn aufzulösen, werde ich die Geschichtsphilosophie erläutern, in deren Rahmen es gerade und nur das Typische ist, dem Schönheit zugesprochen werden kann.

Wenn wir etwas typisch und gerade darum schön finden, dann überzeugt es uns gewissermaßen inhaltlich von sich selbst. Es begeistert uns von sich. Das Schönheitsempfinden ist durchmischt mit einer „Lust an der Existenz“ oder auch „Wohlgefallen am Dasein“ eines Objekts. So formuliert Kant das (vgl. Kant 1968: § 41, B 162; § 4, B 10).

Dieser Zusammenhang zwischen Vollkommenheit und dem Wohlgefallen daran ist die Basis einer Ästhetikkonzeption. In dieser Konzeption ist das Gute der Ursprung des Schönen. Deshalb wäre Kontemplation ein interessiertes Wohlgefallen, kein interesseloses. Diese Idee geht auf Platon zurück. Die Konzeption wurde in der christlich-humanistischen Tradition fortgeführt und in der frühen Moderne als Geschichtsphilosophie formuliert. Dort sind alle wesentlichen Grundbegriffe wie der des Menschen, der Geschichte, der Kultur, der Freiheit, der Vernunft auf die Idee der Vollkommenheit ausgerichtet. Das geht natürlich auf den Gottesbegriff zurück: Gott ist vollkommen. Daher ist jedes Wesen in seiner Schöpfung diesem Maßstab unterworfen. Wenn es sich richtig entwickelt und das heißt seiner Bestimmung folgt, strebt es auf seine Weise und an dem Platz, den es in einer gottgewollten Hierarchie einnimmt, nach Vollkommenheit. Ungleichheit ist auf eine höhere Art natürlich.

Hier ist auch der Wert der Vielfalt angesiedelt; er thematisiert Ungleichheit als natürlichen Reichtum von Differenzbildung. Die Vielfalt der Welt steht für die Größe Gottes. Ein Gott, der nur zwei bis drei Dinge erschaffen hätte, sagen wir Wasser und Land, der wäre ein armer Tropf. Dass die Vollkommenheit nicht nur der Endzustand einer Bestimmung, sondern auch der Ausdruck eines Reichtums ist, verleiht ihr Lebendigkeit. Sonst wäre sie nur ein Abstraktum, ein sehr hoch gehängter Brotkorb für jeden; man könnte sich dann fragen, ob es der

Mühe wert ist, danach zu streben. Aber es winkt nicht nur eine ideale Reinheit am Ende, sondern auch eine Entwicklungsgeschichte bis dahin, die einmal – auf typische Art und Weise, nämlich gemäß der Eigenart eben dieses Lebewesens – das Ganze in vollen Zügen durchlebt hat. Für das universellste aller Lebewesen, den Menschen, gilt das am umfassendsten. Die Metapher „Lust an der Existenz“ bekommt hier noch einmal eine ganz andere Wendung. Sie verweist darauf, dass Lebensfreude der Vollkommenheit zuträglich ist.

Ich muss, bevor ich zur Landschaft zurückkehre, noch einem Einwand vorbeugen. Man könnte sagen: Aber es gibt doch auch den Eindruck von etwas typisch Hässlichem und Verwerflichem oder auch Banalem. Keiner von den drei Inhalten ruft Begeisterung hervor. Somit kann man nicht sagen, dass das Typische grundsätzlich mit einer Lust an der Existenz des Gegenstandes einhergehe. Dieser Einwand berücksichtigt nicht, dass das Typische immer zwei Seiten hat: Es ist nicht nur einzelner Ausdruck eines allgemeinen Wertes oder Maßstabs, sondern auch ein Ausdruck der Kraft, Individualität hervorzubringen, also jener inneren Möglichkeiten, die in jedem lebendigen Wesen schlummern. Wenn wir nun die negativen Beispiele ansehen, so fehlt genau dieser Aspekt. Wenn wir eine hässliche Gewerbezone als typische suburbane Landschaft kennzeichnen, dann meinen wir, dass das typisch sei für etwas überall gleich Hässliches. Genauso verhält es sich mit dem Verwerflichen. Nehmen wir wieder den armen Säufer. Wenn wir sein verwüstetes Gesicht und seine ataktischen Bewegungen als typisch bezeichnen, dann steht er für ein allgemeines menschliches Desaster, und zwar, wie das Gewerbegebiet, für misslungene Individualität im euphorischen Sinne. Die bestünde in menschlicher bzw. kultureller Vollkommenheit. Es zeigt sich: Auch hier sprechen wir wieder undeutlich, wie bei der Vielfalt und Vielzahl. Eigentlich müssten wir nicht sagen, dieses hässliche oder verwerfliche Objekt sei typisch, sondern es sei ein Einzelfall der und jener allgemeinen Prinzipien, ein „Fall“ mit einigen spezifischen Randbedingungen. Denn wir subsumieren eine Klasse von Ereignissen oder Merkmalen unter ein allgemeines Prinzip, in diesem Fall das der Hässlichkeit bzw. der Sünde. Eine Entwicklung von inneren Möglichkeiten registrieren und würdigen wir nicht. All diesen Fällen fehlt es an wesensmäßiger Individualität. Wenn wir in diesen Fällen auf eine solche Entwicklung rekurren, dann gerade als Mangel. Vielleicht verlässt uns deshalb die Lust an der Existenz dieser Objekte, obwohl wir sie als typisch für genau diesen Mangel und deswegen als untypisch bezeichnen.

Herder hat die Theorie der Lebensfreude – der „Lust an der Existenz“ (Kant) – als Geschichtsphilosophie formuliert. Geschichte funktioniert wie die Schöpfung, weil sie ihr angehört. Die Kulturen entwickeln sich einzeln in Lebensräumen wie Lebewesen und folgen darin den inneren Möglichkeiten ihrer Volksstämme, nämlich deren „Volkscharakter“ (Herder). Der verbindet sich mit dem Charakter der natürlichen Umgebung, so dass jene typischen Landschaften entstehen, um die es uns geht und die über die ganze Welt verbreitet einmalig und typisch sind. Das Maß der Vollkommenheit ist das Ausmaß an Individualität. Je spezifischer different ein Landstrich von allen anderen ist, desto vollkommener repräsentiert er sich als Idealtypus. Ist alles gelungen, stört nichts Fremdartiges

oder Monotones, dann ist eine solche Landschaft schön; von gelungener Vollkommenheit würden wir dann kaum sprechen. Wir sprechen von Schönheit, wenn und weil wir eine solche Landschaft einmalig und darin wohl gelungen finden. Schönheit ist uns Ausdruck von gelungener Individualität; das bezieht sich auf Vollkommenheit unter der Perspektive des Typischen im Sinne von Eigenart, ist gewissermaßen der kognitive Aspekt der Vollkommenheit.

Damit ist Schönheit nicht subjektiv und auf Lust gegründet wie bei Kant, sondern gilt als ein objektiver Tatbestand und bemisst sich an einem Endzweck. Herder zufolge hat die Seele des Betrachters durch die verschiedenen Sinneseindrücke, so auch durch die Schönheit, „eine sinnliche Formel vor sich, die sie auf die möglich leichteste Weise entziffert und in ihr ein Resultat von Wahrheit und Güte sucht“ (Herder 1892: 239), „d. i. das Phänomenon kann und soll nur auf sie (die Seele; Hinzufügung U. E.) wirken, so fern es mit ihrer Natur analogisiert, zur Wahrheit und Güte durch Reiz und Schönheit“ (ebenda: 251/252). Schönheit ist eine leicht lesbare Formel des Guten und Wahren auf der Ebene einer seelischen Verwandtschaft alles Erschaffenen.

Die Geschichtsphilosophie, die vorsieht, Schönheit als Ausdruck des Wahren und Guten hinter dem schönen Schein zu deuten, bedient sich des platonischen Gedankens, dass das Absolute die Einheit des Guten, Wahren und Schönen ist. Die Seele strebt der Vollkommenheit entgegen, indem sie sich allem öffnet, was ihrem besonderen Wesen entgegenkommt. „Die Empfindung kommt. Die Seele entfernt, was nicht ihr ist: sie zieht, was ihrer Art ist, an, und dies ist Gottes Bild, das sie thätig darstellt, Wahrheit, Liebe, Güte.“ (ebenda: 290). Das absolute Gute ist eine „Dreieinigkeit“. Aus dieser Perspektive kann Schönheit nicht anders denn als Ausdruck des Absoluten gedeutet werden.

Zurück zur Landschaft. Im Hinblick auf Landschaften ist Schönheit dann messbar am Grad des Gelingens jenes Verhältnisses zwischen innerem Streben einer kulturellen Entwicklungskraft und dem äußeren Milieu. Wenn diese Relation nicht mehr so einfältige Ergebnisse hat wie am Höhleneingang einer Neandertalerhorde, sondern solche wie in der mittelalterlichen Kulturlandschaft der Bourgogne, Mittelenglands oder Umbriens, dann ist Geschichte weit gekommen, die Kultur hoch und Menschlichkeit schon fast vollkommen. Völker haben ihre mentalen Prädispositionen auf die sie umgebenden äußeren Einflüsse der Schöpfung so eingestellt, dass in ihrer Umgebung ein schönes Abbild ihrer Seele entstand. Weil der Differenzierungsgrad des Mensch-Natur-Verhältnisses in einem geschichtlichen Prozess ein Maßstab für Humanität ist, ist Vielfalt ein positives Merkmal für die Schönheit von Eigenart. Das hat aber nur deshalb Sinn, weil Vollkommenheit die alles beherrschende Idee ist. Diese Idee gewährleistet, dass die Einheit einer Vielfalt deren Wert bestimmt, nicht die Vielzahl ihrer Formen, und dass die Vielfalt dieser Einheit die Schönheit ausmacht. Schönheit ist damit objektiver Tatbestand einer Entwicklungsstufe, die dem absoluten Guten nahe kommt.

In diesem Entwicklungsaspekt liegt der Übergang von der Metaphysik zur Geschichtsphilosophie. Herder geht davon aus, dass jene von Gott vorgesehene, in großer Vielfalt erblühende Ganzheit der Welt gewissermaßen erarbeitet werden muss durch Aneignung, die nur mittels der Sinne geschehen kann. Aneig-

nung stellt eine Basisrelation aller Lebewesen dar; für die Menschen ist diese Relation universell, d. h. auf das Ganze der Natur bezogen, und erzeugt Geschichte. Herder nennt dieses Weltverhältnis der Aneignung „Genuss“.

Das Genießen ist Vervollkommnung des Gegenstandes durch die Aneignung, aber ebenso Vervollkommnung des Subjekts (vgl. Heinz 1994: 140). Der Aneignungsvorgang führt beide Seiten ihrer Bestimmung zu. „Die Seele muß fühlen daß, indem sie erkennt, sie Wahrheit sehe, mithin sich genieße, ihre Kräfte des Erkennens wohl angewandt, sich also fortstrebend, sich vollkommener wisse: je inniger und unaufgehalten sie das gewahr wird, desto inniger empfindet sie Wohllust“ (Herder 1892: 236). Jedes Lebewesen „assimiliert“ (vgl. ebenda: 274) das Andere und Fremde (vgl. Heinz 1994: 152 f.) in der „Begierde nach seinesgleichen“ (Herder 1892: 275), d. h. immer gemäß den Wesensmerkmalen seiner eigenen Seele. Die Seele ist in einem „dunklen“ (ebenda: 274, 277, 286) Zustand von Rezeptivität und Liebe zwar vorbestimmt in ihrem Wesen, aber dieses Wesen ist noch nicht wirklich. Erst durch den sinnlichen Kontakt mit der Außenwelt entsteht diese für sie, und die Seele selbst bestätigt sich in dem, wozu ihre Möglichkeiten im Inneren (noch dunkel) bestimmt sind. Auf diese Weise gewinnen Subjektivität und Objektivität Bedeutung füreinander durch Genuss – wir würden heute nüchtern „praktische Erfahrung“ sagen –, und das Ganze der Welt entwickelt sich in seiner Vielfalt historisch.

Dass Herder die kulturträchtige Aneignung nicht Beherrschung oder Anpassung oder Nutzung nennt, verweist darauf, dass es ihm auf zweierlei ankommt: auf den materiellen Stoffwechsel einerseits, aber andererseits auch darauf, dass Aneignung liebevolle Verschmelzung von Seelen ist. „Die Liebe wird von Herder als die ‚tieffste innigste Thätigkeit des Organischen Geschöpfs‘ bezeichnet“ (Heinz 1994: 152). Es geht um die Erfahrung einer tiefen Verwandtschaft in der Differenz. Der Mensch lernt sich selbst kennen, wenn er alle Sinne öffnet und seine Seele durch neue Eindrücke erwecken lässt.

Genau diese Vorstellung überträgt Herder auf die Weltgeschichte. Die Betrachtungsebene wechselt: Auf der subjektiven Seite stehen die Völker. Sie haben einen nur ihnen eigenen Volkscharakter (man spricht ja von „Volksseele“). Auf der objektiven Seite stehen die natürlichen Lebensräume. Sie werden durch die Völker liebevoll angeeignet. Daraus entsteht Kultur als eine Einheit verwandter Seelen. Die Zeugnisse dieser Einheit haben diejenige individuelle Eigenart, die die Verwandtschaft zwischen dem spezifischen Volkscharakter und der Naturumgebung ausmacht. Die undeutlich schlummernden Möglichkeiten der Völker genießen an der Natur genau das, was dieser leichterding und liebevoll abverlangt werden kann. (Wir würde diese liebevolle Relation Nachhaltigkeit nennen.) So ist Geschichte erfolgreich. Nicht Fortschritt ist der Maßstab, sondern die gemeinsame „Läuterung“ (vgl. Herder 1892: 274) von Natur und Humanität. Leben und Geschichte sind ein „Hinaufläutern“ (vgl. ebenda). Unter diesen Voraussetzungen ist verständlich, warum wir von seelenlosen Landschaften sprechen, wenn wir eigenartige Vielfalt vermissen in kommerziell oder durch Massenverkehr geprägten Gebieten.

Herder geht also von einer wohlgelungenen Schöpfung aus wie Leibniz oder

auch Spinoza. Aber im Unterschied zu den metaphysischen Systemen der Rationalisten wird auch die Geschichte gewissermaßen zu einem Projekt Gottes. Durch die Fokussierung auf Geschichte erhält das Verhältnis von Menschen respektive Völkern zu ihrem umgebenden Naturraum als Differenz in einer Einheit einen ganz neuen und entscheidenden Stellenwert.

Mit dem Rekurs auf Aneignung trägt Herder dem latenten Materialismus der liberalistischen Naturrechtslehre, primär derjenigen von John Locke, Rechnung. Das Bewusstsein einer Zeit, die sich nur noch von materiellen Nutzenerwägungen in einer Welt des Überlebenskampfes geprägt sieht, beginnt sich zu regen. Aber Herder transformiert dieses Bewusstsein in den Bezugsrahmen seines philosophischen und politischen Gegenteils: Aneignung ist nicht einfach Naturbeherrschung durch Arbeit, die ihr Glück im materiellen Reichtum findet, sondern ein liebevolles Verhältnis zwischen Seelen – ähnlich wie bei Platon. Daher markiert er in seiner Widerspruchsbindung an den Rationalismus nicht den Übergang in ein erfahrungswissenschaftliches Weltbild wie der Empirismus, sondern er konzipiert eine teleologische und theologische Konstruktion. „(D) er menschliche Geist ist nicht so gedacht, daß er in den notwendigen Vernunftwahrheiten die Dinge erkennt, wie Gott sie erkennt, sondern so, daß er empirisch in jeweiligen geschichtlichen Gestalten je andere Aspekte der göttlichen Welt entfaltet und verdeutlicht und sich darin der göttlichen Wahrheit annähert“ (Heinz 1994: 142-143). Und die Rolle des Schönen, das in der typischen Vielfalt besteht, ist es, eine „sinnliche Formel“ für das absolute Gute und Wahre abzugeben.

Ich denke, es ist jetzt einigermaßen deutlich, unter welchen Bedingungen Vielfalt schön und Schönheit ein Ausdruck von Vollkommenheit – und beides irgendwie „erholsam“ – ist. Der Genuss, der uns bei der Betrachtung einer von uns angeeigneten Welt zuteil wird, ist dann und deshalb schön, wenn und weil wir uns in ihr als in unserer eigenen Geschichte der Liebe zur Welt vergegenständlicht sehen, und das in Übereinstimmung mit dem Ratschluss Gottes. Dieser Genuss wiegt uns in dem Glauben, dass diese Welt mit uns zusammenstimmt und gedeiht. Wem täte das nicht gut. Wir wollen eine stimmige Welt. Ein solches Gefühl überfällt uns nicht so ohne weiteres unter den Brücken von drei Stadtautobahnüberführungen. Und wohlbemerkt: Ich habe nicht gesagt: „Wem täte das nicht schön“, sondern „gut“. Ästhetik ist hier ein theologisches und teleologisches, also auf Zwecke bezogenes Sinnprinzip – im Widerspruch zum Aufklärer Kant. Der hat in seiner Kritik der Urteilskraft gezeigt, dass es sich bei dieser Art des Wohlgefallens um ein teleologisches Urteil handelt, das oft mit einem ästhetischen Urteil verwechselt wird. Nichtsdestoweniger ist das im Rahmen der christlich-humanistischen Geschichtsphilosophie eine Ästhetik-konzeption, nämlich eine Konzeption vom Zustandekommen des Urteils über Schönheit.

Das scheint ein Widerspruch zu sein: Ist das Wohlgefallen an Eigenart nun ein ästhetisches Urteil oder nicht? Es ist kein Widerspruch: Kant analysiert, wie die objektive Geltung von Urteilen zustande kommt. In diesem Rahmen zeigt er (zumindest implizit), dass die Vollkommenheit von Eigenart und Vielfalt in te-

leologischen Urteilen zustande kommt, nicht in ästhetischen. Das teleologische Urteil ist objektiv nur unter der Bedingung, dass ein von Gott gewollter Endzweck die Dinge bestimmt. Diese Voraussetzung ist aber nicht beweisbar, sie ist nur eine „regulative Idee“. Aber zugleich ist eine solche Erfahrung ganz normal. Jeder Naturliebhaber beobachtet so, gewollt oder ungewollt. Das ist die eine Ebene.

Hält man aber im Rahmen christlicher Frömmigkeit diese Bedingung für unabweisbar gegeben, glaubt also an Gottes guten Ratschluss wie Herder, dann verschmilzt das ästhetische mit dem teleologischen Urteil erkenntnistheoretisch genauso wie in der Alltagserfahrung, und der Glaube liefert implizit eine entsprechende „Ästhetikkonzeption“. Das ist die andere Ebene. Jener Widerspruch löst sich demnach in zwei Ebenen auf: in die Analyse des Status von Urteilen – da behält Kant Recht – und in die Anerkennung eines latent frommen, genüsslichen, ganzheitlichen Lebensgefühls, das auch ein spezifisches Schönheitsempfinden umfasst. Man genießt auf etwas diffuse Weise den Zusammenhang von harmonischen Gestalten und wohl gelungenen Entwicklungen; darüber kann nicht diskutiert werden – Kant hin oder her. Das Gefühl mitsamt dem damit verbundenen Schönheitsempfindungen folgt aber nicht aus dem Wesen der Natur oder der Landschaft, sondern aus dem christlichen Gottesbegriff, artikuliert also eine Sinnkonstruktion; das hat Kant auf der von ihm gewählten Ebene bewiesen. Die Objektivität dieses Gefühls ist metaphysisch.

Diese Art des Schönfindens eines göttlichen Plans ist eine reale Erfahrung; sie kann niemandem abgesprochen werden. Aber sie gehört gewissermaßen einem historistisch modernisierten metaphysischen Weltverständnis an. Das heißt, diesen Zustand gibt es, aber er findet in einer unbeweisbaren Welt statt. Als Erfahrung ist das ein individuell gültiger Tatbestand, mehr nicht. Was Kant sauber und gültig unterschieden hat, das angenehme, das schöne und das gute Empfinden sowie die theoretischen, die ästhetischen, die teleologischen und die praktischen Urteile, ist in der lebensweltlichen Erfahrung zumeist vermengt vorhanden, wir leben gewissermaßen vielschichtig (auf etwas sumpfige Weise) zugleich in metaphysischen, vormodernen, modernen, antimodernen, konservativen und aufgeklärten Zuständen. Das ist unproblematisch, und auf dieser Basis ist die Schönheit der eigenartigen Vielfalt ganz einfach deswegen legitim, weil dieses sumpfige Gefühl existiert.

Wird aber dieser individuelle Tatbestand zu einem gesellschaftspolitischen Maßstab und gar zu einer Geschichtsphilosophie erhoben, werden zwei Aspekte bedeutsam: 1. Die Realitätsebene, die diesem Maßstab angemessen ist, ist die kulturelle. Der Rekurs auf Seelenverwandtschaften betrifft einen Sinnzusammenhang; solche Zusammenhänge sind keine materiellen und auch keine politisch strukturierten Zusammenhänge. 2. Die Geltung dieses Tatbestands ist trotzdem nicht politisch neutral. Denn dieses theologisch-naturalistische Gedankengebäude ist die philosophische Grundlage konservativer Politik. Es überträgt die christliche Metaphysik des Rationalismus in eine moderne Theorie der Naturaneignung, und zwar so, dass positive Entwicklung immer daran zu erkennen ist, dass sie ebensowenig Gleichheit wie Durcheinander erzeugt.

In diesem Sinne handelt es sich bei dieser Geschichtsphilosophie auch um eine konsistente Ästhetikkonzeption, denn sie enthält eine Theorie der Bedingungen der Geltung von Urteilen über Schönheit. Die kann nie in Chaos bestehen; das wäre die totale Unvollkommenheit; es fehlt ihr Eigenart. Und sie kann nicht in Gleichförmigkeit bestehen; das wäre die falsche Vollkommenheit, nämlich eine abstrakte Scheinvollkommenheit. Auch sie hätte keine Individualität. Diese ästhetische Konzeption kann nicht vertreten werden ohne ihren politischen Sinnzusammenhang, und der ist anti-egalitär. Der wird dann automatisch erstellt. Ob das bewusst geschieht oder nicht, verändert daran nichts. Die Welt und die Stimmung, in der Vielfalt schön ist, weil sie das Gute und Wahre in einer „einfachen Formel“ vermittelt, ist eine, in der Gleichheit hässlich, falsch und verderblich ist.

Um die oben eingeführte Polarisierung zwischen Vielfalt und Vielzahl auch auf der Ebene der Zuordnung der Maße für Schönheit zu einer hintergründig leitenden politischen Philosophie fortzuführen, werde ich im Folgenden noch so knapp wie möglich die Vielzahl behandeln, also das komplementäre Pendant des konservativen Hintergrundes der Schönheit von eigenartiger Vielfalt.

Wenn die gesellschaftliche Wohlfahrt darauf beruht, dass jeder Einzelne seinen privaten Interessen so ungehindert wie möglich nachgehen kann, erhält das Gleichheitsprinzip des bürgerlichen Staates eine spezifische Wendung: Toleranz wird ein gesellschaftliches Gebot. Diese atmosphärische Ausrichtung erhält ihre konstitutionelle Form im Pluralismusprinzip. Die Gleichheit der Chancen und der Wahrung von Interessen kann nur gelten, wenn diese in beliebiger Zahl zugelassen sind. Je mehr sich auf dieser Ebene artikuliert, desto besser entwickelt sich das Gemeinwohl. In diesem Denkmodell entfaltet sich keine Vielfalt, denn auf einer anderen Ebene ist die Chancengleichheit ein Kampf jeder gegen jeden. Damit das friedlich abläuft, formuliert der Staat faire Kampfbedingungen für alle. Aus Mord wird Sport. Die Einheit des Geschehens ist nicht ein vorgegebenes Ganzes mit Eigenart, sondern eine Aggregation beliebiger Elemente durch ein formales (Spiel-)Regelsystem.

Man könnte einwenden, dass gerade im Geburtsland dieser politischen Philosophie sowie des modernen Sports, in England, die Eigenart groß geschrieben wird. Nirgends wird der Spleen höher geschätzt als dort. Aber das ist kein Widerspruch. Denn das begründet sich durch den wichtigsten Grundsatz, auf dem der Liberalismus erkenntnistheoretisch aufbaut: den der Beliebigkeit. Alles Einzelne repräsentiert nichts außer sich selbst, keinesfalls ein höheres Prinzip. Ökonomisch rentiert sich nur Egoismus. Nichts kann anders als um seiner selbst willen zugelassen werden. Und es sollte auf jeden Fall zugelassen werden, weil es ja dem Gemeinwohl nützt, wenn es möglichst viele Einzelereignisse gibt, die Chancen zu verwirklichen suchen: Ich-AGs über Ich-AGs – das ist das Ideal. Eigenart wird durch die Einbindung in das Pluralismusprinzip gewissermaßen formal atomisiert. Wenn man eine Besonderheit aus dem Zusammenhang reißt, indem man alle Differenzen zu allen anderen existierenden Besonderheiten als Beliebigkeiten begreift, ist sie eine Marotte; und das ist etwas Gutes. Aus einer Systemdifferenzierung wird eine sympathische Schnapsidee. Eigenart genießt also hohes Ansehen und auch Schutz durch das Toleranzgebot und Pluralismusprinzip, aber

sie ist im Rahmen der politischen Ausrichtung auf die formale Gleichgültigkeit vor dem Gesetz Privatvergnügen. Würde man sie dagegen selbst zum politischen Prinzip der Vergesellschaftung erheben, liefe das auf irgendeine der Varianten des so genannten organischen Staates hinaus, die im Gefolge des völkischen Nationalismus im Rahmen des gegenteiligen Weltbildes entwickelt wurden.

So bedient man sich des Prinzips der Vielzahl, um das Prinzip der Eigenart ohne Beziehung zur Vielfalt und zur Entfaltung politisch anzuerkennen und zugleich zu neutralisieren. Aus sinnstiftenden Besonderheiten eines höheren Ganzen werden allseits beliebte Spinner.

Dieser Exkurs über den Spleen sollte zeigen, dass die Bedeutung der Eigenart nicht von dieser, sondern von dem jeweiligen Weltbild abhängt, in dem sie ihren Platz erhält. Ihr hoher Stellenwert in der Welt der Anerkennung einer Vielzahl beliebiger Interessen kann nicht verhindern, dass sie – trotz gleichfalls hohen Stellenwerts – etwas ganz anderes bedeutet, als in der Welt der Einheit des Guten, Wahren und Schönen. Oder umgekehrt: Wenn Vielfalt keinen Sinn hat, außer als Vielzahl von beliebigen Lebensäußerungen, dann kann Eigenart nur noch eine skurrile Eskapade sein. Das liegt an der Differenz der zugrunde liegenden Individualitätsbegriffe: einer ist kompatibel mit Gleichheit, der andere nicht.

Fazit: Die Konformität des Messverfahrens der Landschaftsbildanalyse mit dem Nutzenkalkül ist politisch, philosophisch und erkenntnistheoretisch zwingend. Genauso zwingend ist die Schiefelage des Anliegens, mit diesem Kalkül Vielfalt zu messen. Die Unangemessenheit der beiden Ebenen könnte man vielleicht mit einem aktuellen Beispiel illustrieren: Sie passen ungefähr so gut zusammen wie der Versuch, in einer Firma die Führungsqualitäten eines guten, menschlich souveränen Chefs durch Vorschläge einer Organisationsberatung zu implantieren.

Die Diskussion in der Landschaftsplanung sollte sich sinnvollerweise nicht darum drehen, dass oder ob die Quantifizierung von Vielfalt Schönheit verballhorne, oder aber darum, ob Vielfalt überhaupt eine ästhetische Dimension bezeichne, wie ich das Problem eingangs gewendet habe, sondern, nachdem das Letztere geklärt ist, darum, mit welcher Art von Ästhetiktheorie (und Schönheitsgefühl) man sich welches politische Weltverständnis einhandelt. Ich betone noch einmal: Keine dieser Gefühlslagen des Schönfindens kann oder soll jemand ausgetrieben werden, auch nicht der heimliche und unbewusste Genuss der Vollkommenheit der göttlichen Schöpfung und eines humanen Geschichtsverlaufs. Aber es ist etwas ganz anderes, sowohl eine wissenschaftliche Methodik (wie auch immer die dann aussehen möge) als auch staatliche Naturschutz- und Planungsmaximen mit solchen Gefühlen zu begründen. Auch das kann man tun, und ich empfehle das sogar. Was die Bedingungen dafür wären, habe ich bei der Gegenüberstellung von Landschaftsbildanalyse und gesellschaftswissenschaftlichem Sinnverständnis von Erholungswünschen gesagt. Aber wenn man sich dazu entschließt, Vielfalt zum Maßstab zu erheben und tatsächlich zu bestimmen – und ich meine jetzt nicht allgemeine, unspezifische Differenziertheit des Geländes, sondern regionale Vielfalt –, dann wäre es vernünftig, diese Strategie offen als ein antimodernes Syndrom in der Moderne zu exponieren. Dann könnte diskutiert

werden, wie es demokratisch assimiliert werden kann. Es geht also nicht darum: Wie messe ich Schönheit, ohne sie zu vermessen?, sondern darum: Wie vertrete ich auf der Ebene staatlicher Maßnahmen das alltäglich auftretende existenzielle Gewicht von Sinn (und Sinnverlust) in modernen technischen und demokratischen politischen Strukturen?

Die Planungspraxis hat bereits reagiert und versucht tatsächlich, der Vielfalt Tribut zu zollen, weil sonst gar keine vernünftigen Bewertungen vorgenommen werden könnten; denn eine große Anzahl der Aufgabenstellungen ist mit der Subsumtion regional unspezifischer Vielfaltsziffern unter ein Nutzwertschema nicht erfüllbar. Es wird der typische Bedeutungszusammenhang der Gegend anhand der Stellung der gemessenen Objekte in einem spezifischen landschaftlichen Ganzen in die Messdaten hineingelesen, d. h. der Messung irgendwie Sinn verliehen. Man orientiert sich dann an so genannten Leitbildern. Ich halte das für eine einigermaßen vernünftige Praxis. Die Qualität der Bewertung hängt dann vor allem von der kulturellen Sensibilität und natur- und kulturgeographischen Schulung der bewertenden Person ab.

Aber eigentlich beobachtet man immer noch das falsche Objekt – auch dann, wenn diese an einer Gegend abgelesenen Leitbilder durch den „Nutzer“ verifiziert werden. Denn die Beurteilung der Wirkung von Natur- und Kulturlandschaften auf die geplagte Seele moderner Menschen ist ein gesellschaftswissenschaftliches Problem. Um den Wert von Regionen festzustellen, könnten Fragen wie die folgenden berücksichtigt werden:

- Wie wirkt sich die formale quantitative Intensivierung von Kommunikation durch die so genannten neuen Medien auf den Stellenwert von Naturerfahrung bzw. von ländlichen Milieus aus?
- Welchen Bedeutungsanteil hat Heimat bei der positiven Bewertung von Naturerfahrung?
- Welchen Bedeutungsanteil hat Fremde bei der positiven Bewertung von Naturerfahrung?
- Welche Fremdbestimmungen in der Lebenswelt korrelieren mit welchen alternativen Ideen von Natur?
- Wie wird Sinnverlust thematisiert; welche Anteile von Natur, Landschaft, Heimat, Eigenart, Vielfalt treten dabei auf?
- Welche Naturkenntnisse und regionalen geographischen Kenntnisse sind Voraussetzung bzw. förderlich für Sinnerfahrung in der Landschaft?
- Welche Unterschiede treten bei allen Fragen hinsichtlich ländlicher bzw. städtischer Probanden auf?

Was ich hier nenne, ist kein ernsthaftes, gegliedertes Forschungsdesign, sondern der Sinnhorizont für die Arbeit mit dem Landschaftsbild. Ich will damit den Allgemeinheitsgrad der Einstiegsebene andeuten, in welche der regionale Aspekt der Untersuchungen eingebettet sein und dann eben gezielt operationalisiert werden müsste. Es wäre unbedingt zu vermeiden, dass diese beiden Ebenen im Stile landläufiger empirischer Sozialforschung kurzgeschlossen würden wie bei derartigen Fragen: Ist der Teutoburger Wald Ihrer Meinung nach vielfältig? Oder: Hat der Kaiserstuhl für Sie Sinn?

Auf der anderen Seite stehen wohl nach wie vor die Fälle, in denen aus formalen politischen Rechtfertigungsgründen in Planungsprozessen der Wert von Gebieten gegeneinander verrechnet werden soll. Hier scheint mir die standardisierte Landschaftsbildbewertung anwendbar zu sein. Man sollte sie dann aber vielleicht Gebietswertanalyse oder Geländewertanalyse oder so ähnlich nennen, denn die Landschaften und Bilder bestehen aus abstrakten Merkmalskombinationen eines regionalen Objekts, auch dann, wenn sie vor Ort ermittelt werden. Auch hier sollen ja nicht wirklich Landschaftserfahrungen von Menschen untersucht werden, sondern es sollen administrative Maßnahmen für den politischen Prozess geheiligt werden.

Literatur

- Bappert, Th., Sippel-Boland, M., Wenzel, J. (1987): Glossarium zur ökologischen Planung. *Garten + Landschaft* 97, (3), 91.
- Eisel, U. (2004): Naturbilder sind keine Bilder aus der Natur. Orientierungsfragen an der Nahtstelle zwischen subjektivem und objektivem Sinn. *Gaia* 13, (2), 92-98.
- Eisel, U. (2005): Vielfalt im Naturschutz - ideengeschichtliche Wurzeln eines Begriffs. In: Piechocki, R.; Wiersbinski, N. [Hrsg.]: *Biodiversität - Paradigmenwechsel im Naturschutz? Veröffentlichungen des Bundesamtes für Naturschutz*. (im Druck)
- Heinz, M. (1994): *Sensualistischer Idealismus. Untersuchungen zur Erkenntnistheorie und Metaphysik des jungen Herder (1763-1778)*. Studien zum achtzehnten Jahrhundert. Hrsg. v. d. Dt. Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts, Bd. 17, Hamburg.
- Herder, J. G. v. (1892): Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. *Bemerkungen und Träume*. (Zuerst 1774 und 1775) In: *Sämmtliche Werke*, Band 8, Suphan, B. [Hrsg.], Berlin 1877-1913, 165-333.
- Hirsch, K., Wenzel, J. (1987): *Landschaftsplanung als Beitrag zur Erhaltung und Entwicklung der natürlichen Lebensgrundlagen. Anmerkungen zur Stellungnahme des Beirats für Naturschutz und Landschaftspflege*. *Landschaft + Stadt* 10, (4), 178-192.
- Kant, I. (1968): *Kritik der Urteilskraft* (1. Aufl.: 1790, zitierte Fassung: 1793). Kant, *Werke in zwölf Bänden*, Bd. X, Theorie-Werkausgabe Suhrkamp, Frankfurt am Main.
- Wenzel, J. (1991): *Landschaft als Aufgabe*. *Das Gartenamt* 38, (9), 557-560.
- Wenzel, J. (1991a): *Über die geregelte Handhabung von Bildern*. *Garten + Landschaft* 101, (3), 19-24.

Heinz W. Hallmann, Prof., *1940; Studium an der Technischen Universität Berlin; freier Landschaftsarchitekt BDLA mit Büro in Aachen, ordentlicher Professor an der TU Berlin im Fachgebiet Landschaftsbau-Objektbau. Verfasser der Gesamtstudie zur Dezentralen Landesgartenschau 2002 und zuständig für die inhaltliche Projektsteuerung im Auftrag der Euroga 2002plus GmbH.
,Landschaftskultur - Gartenkultur‘ erschien in: Flagge, Ingeborg und Franz Pesch (Hrsg.): Stadt und Kultur. Verlag Müller + Busmann, Wuppertal 2001

(Zu seinem Abschied keine würdigenden Worte – wie versprochen !)

Landschaftskultur - Gartenkultur

Eine Renaissance

Städten und Landschaften in Nordrhein-Westfalen eine neue, bessere Gestalt zu geben, ist nicht zuletzt Aufgabe der Garten- und Landschaftsarchitektur. Welchen Beitrag hat diese für das heutige Gesicht der Städte und Landschaften in NRW geleistet und inwieweit unterscheidet sich das von anderen Ländern und Regionen Deutschlands?

Es war in erster Linie die Umbaufgabe von Gebieten der ehemaligen Schwerindustrie mit den beherrschenden Zweigen des Bergbaus und der Eisen- und Stahlverhüttung, die in weiten Teilen des Landes (Schwerpunkt Ruhrgebiet) eine einmalige Anforderung gestellt hat. Die Schwerindustrie, meist ohne direkten Bezug zu den vormaligen Charakteren der Städte und Landschaften, hinterließ Brachen. Diese taugten weder zur Rückkehr zu den vormaligen Zuständen noch erschienen sie aus sich selbst heraus attraktiv genug, sich ohne Veränderung für neue Inbesitznahmen und Nutzungen zu öffnen. Die in diesem Schwebzustand beliebte Formel der Aneignung durch die Natur fruchtete nur bedingt. So war denn auch der Versuch, aus Brachen eine Stadt und Landschaft neu aufzubauen, prototypisch für die Wiederkehr eines Phänomens, das zwischenzeitlich schon ausgestorben schien: die bewusste Gestaltung von Freiräumen – ob nahe dem Wohnen und dem Lebensort im kleinen, als Parks und öffentliche Räume im größeren städtischen Kontext oder als Um- und Neuaufbau ganzer maroder Landschaften im umfassendsten Sinne – war wieder zu ihrem eigentlichen Wesen zurückgekehrt, eine Kulturaufgabe zu sein. Wollte man hierfür einen Zeitraum benennen, so könnte man seine Anfänge in die Mitte der 80er bis zu seinen Höhepunkten ab Mitte bis Ende der 90er Jahre legen.

Nun werden die Vertreter der Funktionalen der 70er Jahre und des Ökofunktionalen der 80er Jahre erwidern, dass auch in diesen Zeiten schöne landschaftliche Gestaltungen zu konstatieren waren. Das ist nicht von der Hand zu weisen. Etwas Entscheidendes aber fehlte meist: der Vorrang einer „künstlerischen“ einmaligen Setzung durch das Wiederentdecken und Neu-Wahrnehmen eines unverwechselbaren Ortes. Man kann durchaus sagen, dass solchen gestalteten Objekten etwas wie die Seele fehlte. Hierzu ist eine Kreativität, ja ein schöpferischer Akt erforderlich. Man muss die allgemein gültigen Prinzipien von Zweckbindung, Nutzungsorientiertheit und Funktion wie auch ein durchgängiges ökologisches Prinzip – beides ohne Zweifel anerkannte Grundanforderungen – deutlich übersteigen, um Kultur (von Garten und Landschaft) oder sogar (Garten) Kunst zu schaffen.

Es ist eine Renaissance der Gartenkunst und der Landschaftskultur zu verzeichnen. Etwas banaler ausgedrückt, es wird heute bewusst mehr Wert auf Gestaltungsqualität gelegt, als dies noch vor 15 bis 30 Jahren der Fall war. Alles Re-

den über und Betonen der Beachtung wissenschaftlicher Fundierung durch soziale und ökologische Grundlagen in der Freiraumplanung hat die qualitätvolle Gestaltung nicht ersetzen können. Ohne diese Grundlagen geht es nicht, aber nur mit solchen Grundlagen ausgerüstet entsteht nichts, das dem Anspruch von Raumgestaltung oder gar Raumkunst gerecht werden könnte. Lange Zeit gab es die Hoffnung, mittels der Ökologiebewegung könnte die Wiederkehr harmonisierender, vielleicht sogar heilender Natur allein eine ausreichende Lösung sein. Wie sich aber gezeigt hat, tragen grün verhüllte Häuser (Dächer und Wände), verwilderte Gärten und Parks sowie grün verwulstete Straßen, Siedlungen und Gewerbegebiete eher zum Zuwachsen von Stadt und Landschaft und damit zum Identifikationsverlust der von Menschen geschaffenen Räume bei.

Als Gegenbewegung zur Gesichtslosigkeit und Banalität monotoner funktionaler Stadt- und Landschaftsräume war die auf den Raum / das Objekt zugreifende Renaturierung sicher ein sinnvoller Anstoß in Richtung eines neuen Nachdenkens über die Qualität der menschlichen Lebensräume. Ein Lösungsansatz für eine neue Kultur der Raumgestaltung oder gar Raumkunst konnte sie ohne das entscheidende Zutun einer bewussten Gestaltungsabsicht aber nicht werden. Wo diese hinzutrat und wirksam werden konnte, gelangen dagegen sehr gute Beispiele. Ästhetik wohnt der Natur immer inne. Wer sie wahrnimmt und für sich selbst zu reflektieren und deuten imstande ist, hat schon einen Schritt in eine bestimmte Richtung getan – er beschäftigt sich mit der Kultur der Natur. Ein solcher Umgang ist nur wenigen Menschen gegeben und nur wenige begnügen sich wirklich damit. Für andere findet das Interpretieren durch ein gezieltes Arbeiten mit den natürlichen Elementen, insbesondere den Pflanzen, statt. Sie fangen an zu gärtnern, sie fangen an, einen Garten zu schaffen. Die meisten aber sehen in den so geschaffenen Gärten, Parks, grünen Freiräumen und den (Kultur)Landschaften die Orte der Natur – obwohl sie dies in Wirklichkeit nicht sind – an denen sie sich gerne aufhalten. Diese Orte aber sind, in welcher Weise auch immer mit Hilfe der Natur gestaltet, Kulturorte.

So ist es zu verstehen, dass die Menschen, auf welchen Umwegen und in welchen Neuinterpretationen des Herkömmlichen auch immer, zu solch bewusst gestalteten und gebauten Räumen zurückkehren, in denen sie Natur finden. Nach einer Phase des Funktionalismus und des Ökofunktionalismus folgte auch und besonders in Nordrhein-Westfalen die Rückbesinnung auf diesen Ur-Freiraumtypus, der bewusst gegen oder mit der Natur, also aus dem Dialog zwischen Kultur und Natur, durch einen menschlichen Schöpfungsakt entsteht, der im besten Fall (Raum) Kunst ist. So ist die Renaissance der Gartenkunst in NRW erklärbar, und wie bei jeder Renaissance beginnt das Erinnern bei dem Bekannten aus der Geschichte, um danach in neue zeitgemäße Ausdrucksformen einzumünden.

Als praktische Beispiele dieser Bewegung sind die IBA Emscher Park und die von der Landesregierung geförderten Landesgartenschauen und Regionalen zu nennen. Letztere haben sich zur Aufgabe gesetzt, die Kultur- und Naturräume einer Region zu fördern. Im Mittelpunkt steht dabei meist eine Landesgartenschau, die auch unabhängig von den Regionalen im Zweijahresrhythmus statt-

findet. Gerade am Beispiel der Landesgartenschau können die hier dargelegten Entwicklungen zur Wiederentdeckung der Kultur in Garten und Landschaft an einem kleinen Beispiel treffend belegt werden. Über mehr als ein Jahrzehnt hing den Gartenschauen aus ökologischer Sicht das Image einer Blümchenschau an, bis in jüngster Zeit bei ökologisch und künstlerisch hoch gelobten Freiraumgestaltungen vermehrt das Fehlen von Blumen bemerkt wurde.

„Sag mir, wo die Blumen sind“, „Zurück zur Kultur“, „Zurück zur Natur“, all dies sind indes nur Sprüche, die einen Hauptmangel der handelnden Menschen bloßlegen: die einseitige Sicht der Dinge. Wenn also heute eine Rückbesinnung auf Kultur von Garten und Landschaft festgestellt und begrüßt wird, dürfen darüber Zweck, Nutzung, Funktion und Ökologie als durchgängige Prinzipien des Wechselspiels zwischen Raum einerseits und Natur und menschlichem Verhalten andererseits nie vernachlässigt werden. Die bewusste Raumgestaltung kann dabei die „Krönung“ dieses Spiels sein, sie muss es sein, wenn sie Kultur genannt werden will.

Cornelius Scherzer, Prof., *1956. Studium der Landespflege, Landschafts- und Freiraumplanung sowie Urban and Regional Studies an Universität Hannover, Technischer Universität Berlin und University of Birmingham. Diplom 1983. 1986 bis 1991 Wissenschaftlicher Mitarbeiter TU Berlin, Tätigkeit in Planungsbüros in Hannover, Stuttgart und Hamburg, seit 1992 freier Landschaftsarchitekt. 1992-95 Lehrtätigkeit an der Universität Hannover. Seit 1995 Professur für Freiraumplanung am Fachbereich Landbau/Landespflege der HTW Dresden (FH) in Pillnitz.

Berührungspunkte

Der BDLA veröffentlicht im Juli 1979 das Papier „Ungegesetzliche Hochschul- ausbildung für Landschaftsarchitekten“ unter Berufung auf die Verpflichtung der Hochschulen zur Vorbereitung der Studenten auf ein berufliches Tätigkeits- feld (Garten + Landschaft 7/1979): „Lehre und Studium sollen den Studenten auf ein berufliches Tätigkeitsfeld vorbereiten und ihm die dafür erforderlichen fachlichen Kenntnisse, Fähigkeiten und Methoden dem jeweiligen Studiengang entsprechend so vermitteln, daß er zu wissenschaftlicher und künstlerischer Ar- beit und zu verantwortlichem Handeln in einem freiheitlichen, demokratischen und sozialen Rechtsstaat befähigt wird“ (§ 18 Hochschulrahmengesetz - HRG).

Ich erlebe im Herbst 1979 als Student der Landespflege an der Universität Hannover eine Podiumsdiskussion mit Vertretern des Berufsstandes.

Jürgen Wenzels Beitrag „Hochschulausbildung und Qualifikationsanfor- derungen der Praxis in der Landschaftspflege“ erscheint in DAS GARTENAMT 11/1979: „In der Lehre wurden neue Fächerinhalte aufgenommen und in Semi- nare und Projekten neue Aufgaben schwerpunktmäßig aus dem ökologischen Bereich bearbeitet. ... Auch ein Wechsel in der Motivation der Studienbewerber ist festzustellen. Die Mehrzahl der Studienanfänger sehen sich eher als künf- tige „Umweltexperten“ denn als „kleingewerbliche Gartenkünstler“. Der Unter- schied zwischen praktischen Qualifikationsanforderungen und der Hochschul- ausbildung ist offensichtlich. ... Infolge der ständigen Verschärfung der Umwelt- probleme und der darauf folgenden legislativen und administrativen Aktivitäten nimmt man hier jedoch an, daß schon bald die mediale Umweltpolitik durch eine „comprehensive“ ersetzt werden muß. Unterstützt wird diese Annahme durch Äußerungen von Politikern. So hat Staatssekretär HARDTKOPF anlässlich des 50jährigen Jubiläums des Hochschulstudiums der Garten- und Landschaftsge- staltung in Berlin am 21.3.1979 die „ökologische Wende in der Umweltpolitik“ als Herausforderung der 80er Jahre auf dem Umweltsektor bezeichnet. ... Wie bereits dargestellt, ist es eine illusionäre Vorstellung des Ausbildungsbereichs zu glauben, daß, wenn Probleme im Umwelt- und Erholungsbereich auftreten und als solche auch in Gesetzen und staatlichen Programmen benannt werden, sie damit zwangsläufig auch zum tatsächlichen Aufgabenbereich staatlicher Planung und Landschaftsplanung im Besonderen werden. ... Dabei ist es wichtig, darauf hinzuweisen, daß diese Erfordernisse (für die Gesamtkonzeption der Ausbildung C.S.) nur zum Teil aus einer bornierten Praxis resultieren, die nur wegen der individuellen Reproduktionsnotwendigkeiten zu berücksichtigen sind. Es han-

delt sich auch um Qualifikationen und Fähigkeiten, die in einer wie auch immer veränderten Landschaftsplanungspraxis ihren festen Stellenwert behalten, Kenntnisse der Objektplanung zum Beispiel.“

Mein Wechsel im Hauptstudium an die TU Berlin im Herbst 1981 konfrontiert mich mit einem zu diesem Zeitpunkt im Vergleich zu Hannover bereits wieder deutlich verschulten Studium. Meinen Wunsch, das letzte Studienprojekt im Bereich Stadtökologie in Berlin durchzuführen, kann ich nach Auslosung wegen zu großer Nachfrage begraben (und begeistere mich ersatzweise für das integrierte ökologische Großpraktikum). Jürgen Wenzel und sein Lehr- und Betreuungsangebot am ILFP (Institut für Landschafts- und Freiraumplanung) nehme ich während meines Studiums in Berlin nicht wahr.

Jürgen Wenzel veröffentlicht „Die Aufgaben von morgen - Anmerkungen zur kollektiven Selbstaufgabe einer Profession“ in Garten+Landschaft 3/1986: „Nachdem die Landespflege 15 Jahre lang tapfer und unverdrossen in die schöne, neue Ökozukunft marschiert ist, möchte ich sie auffordern, doch einmal einen Moment einzuhalten und zurückzublicken. Das, was sie rechts und links des Weges hinter sich ließ, war kein überflüssiger Ballast, sondern zum guten Teil der Proviant, von dem der Beruf bisher gelebt hat, und ich hoffe für die Profession, daß die Stadtkämmerer nicht auch in naher Zukunft die Spontanvegetation, natürliche Sukzession, neue Naturästhetik und die Selbsthilfe entdecken.“

Im Oktober 1986 trete eine Stelle als Wissenschaftlicher Mitarbeiter am ILFP an und wirke ab Februar 1988 in der Studienreformkommission mit, der auch Jürgen Wenzel angehört. Ein gemeinsames Grundstudium soll erhalten bleiben, im Hauptstudium sind vier Vertiefungsrichtungen, darunter „Landschaftsarchitektur“ vorgesehen. Es erweist sich jedoch als notwendig, bereits im Grundstudium Wahlpflichtfächer einzuführen, die die Funktion spezieller Propädeutika für die spätere Vertiefung haben - ein Vorschlag von Jürgen Wenzel angesichts des defizitären Pflichtangebotes zur Darstellungs- und Entwurfslehre. Das Konzept wird am 12.7.1989 mit 9:1:1 Stimmen vom Fachbereichsrat gebilligt, bleibt aber Makulatur. Jürgen Wenzel und Heinz-W. Hallmann waren in der Folge grundsätzlicher Meinungsverschiedenheiten im Fachbereich wenig vorher aus der Kommission ausgetreten.

Für das Studienjahr 1989/90 beantragen Jürgen Wenzel und ich gemeinsam ein Projekt mit objektplanerischem Schwerpunkt im 2. Studienjahr. Die Betreuung soll keine Interdisziplinarität zwischen unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen herstellen, jedoch unterschiedliche Spezialgebiete der Profession repräsentieren, die für Objektplanung im Freiraum relevant sind: Städtebau und Hochbau, Freiraumplanung, Landschaftsbau, Pflanzenverwendung und Ökologie. Alle diese Aspekte sind über das Entwerfen auf verschiedenen Ebenen miteinander verknüpft.

Mit dem Anspruch, einen großen Bogen zu schlagen von Utopien in der Bildungspolitik bis zur regelrechten Bauausführung eröffnet sich für Studierende und Betreuer ein Spannungsfeld, welches im auszugsweise dokumentierten Projektbericht reflektiert wird. Nicht ohne Heiterkeit betrachte ich heute die aus damaliger Sicht für Studenten im 2. Studienjahr nachgerade unerhörten

Forderungen nach individuellen Entwurfsleistungen und adäquater grafischer Präsentation. Für mich sind die fachlichen Ergebnisse und das erreichte Reflexionsniveau des Projektes noch heute bemerkenswert. Die Verfasser des Berichts beklagen, dass für die Rückkopplung zu den ursprünglichen Zielen am Ende zu wenig Zeit bestand. Wenn man sich die Raum- und Flächenprogramme der Entwürfe im Endbericht ansieht, kann man beruhigt sein: Der utopische Gehalt ist noch beeindruckend hoch. Vielmehr ist zu vermuten, dass Autorinnen und Autoren im Rahmen ihrer Berufspraxis inzwischen weit schmerzlichere Diskrepanzerfahrungen gemacht haben.

Die Berliner Mauer fällt kurz nach Beginn des Wintersemesters, am 9.11.1989

Jürgen Wenzel am 27.11.1990 in einem Schreiben an die Mitarbeiter des ILFP (Institut für Landschafts- und Freiraumplanung) zur Erläuterung des Antrages der Hochschullehrer Hallmann, Loidl, Trillitzsch, Weckwerth und Wenzel an den Fachbereichsrat des damaligen FB 14, sich dem Fachbereich 8 (Architektur) anzuschließen: „Jahrelange Erfahrung hat mich gelehrt, daß am FB 14 über Landschaftsarchitektur zu diskutieren etwa dasselbe ist, wie wenn man einem Farbenblinden etwas über Color-TV erzählt - reine Zeitverschwendung (einzige mir bekannte Ausnahme Kollege Eisel).“

Überschrift Planlos-News, Zeitung des Fachbereichs 14 Landschaftsentwicklung der TU Berlin Ausgabe Nr. 9 vom 28.11.1990: „Nur die Mauer um Berlin hielt unseren Fachbereich zusammen“.

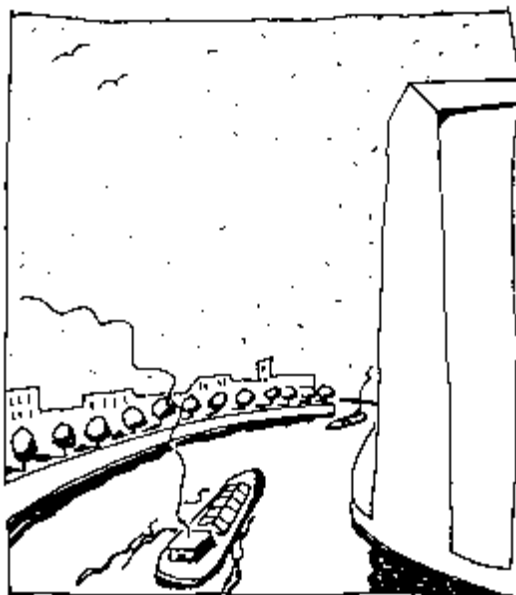


Abb. 1 Projektlogo
'Der Neue Standort'

Der Neue Standort

**Projekt im Grundstudium Landschafts- und Freiraumplanung,
TU Berlin im WS 1989/90 und SS 1990. Eine auszugsweise
Dokumentation, unterbrochen von Grafiken aus dem Projekt.**

Einleitung

„Dieser Bericht faßt die Ergebnisse des zweisemestrigen Grundstudienprojektes „Der Neue Standort“ zusammen, das nach der Studien- und Prüfungsordnung ‚78 ein Projekt mit objektplanerischem Schwerpunkt sein soll. Ausschlaggebend für das Thema war die akute Raumnot des Fachbereiches 14, insbesondere der Institute für Landschaftsökonomie (ILÖ) und Landschafts- und Freiraumplanung (ILFP) in der Franklinstraße. Die vorgesehene Anmietung von Etagen in einem alten Industriebau (Gebauer-Gelände, Franklinstraße / Ecke Gotzkowskybrücke) für den FB 14 war der Anstoß, sich mit für die Umnutzung durch den Fachbereich geeigneten Industriestandorten zu beschäftigen. Das Projekt stellte sich die Aufgabe, fünf solcher Gelände, allen gemeinsam ihre Lage an der Spree, auf potentielle Nutzungsmöglichkeiten zu untersuchen und zu beurteilen. Die Standorte sind:

- Druckhaus Norden, Kaiserin-Augusta-Allee
- Möbel Adam, Gotzkowskystraße
- Gebauer, Franklinstraße
- Scholz, Alt-Moabit
- Meierei Bolle, Alt Moabit.

Als Zielsetzung stand die Auswahl eines oder mehrerer Gebäude und die Gestaltung der dazugehörigen Freiflächen im Vordergrund.

Um an das erste Studienjahr anzuknüpfen, das mit dem Formulieren eines planerischen Selbstverständnisses endete, suchten wir, um uns nicht nur mit Entwurfs- und Darstellungsmethoden zu befassen, nach Verknüpfungspunkten zwischen entwerfender und theoretischer Arbeit. Über die Entwicklung unserer Idealvorstellungen von Universität versuchten wir in den Entwürfen unsere Ideale und Ziele umzusetzen, um am Ende zu prüfen, inwieweit es uns gelungen ist, unserem Selbstverständnis in den Planungen gerecht zu werden und welche Kompromisse wir zwischen Anspruch und Realität eingegangen sind. Eine solche Rückkopplung sollte leicht fallen, da wir sowohl Betroffene als auch Planende sind.

Um eigene Vorstellungen über eine ideale Universität entwickeln und formulieren zu können, beschäftigten wir uns mit Möglichkeiten und Ideen universitärer Ausbildung, sowie deren räumlicher Umsetzung. Parallel dazu ging ein Vergleich der in Berlin vorhandenen Bildungseinrichtungen, der jedoch ohne konkrete Fragestellung vollzogen wurde, einher. Weiterhin führten wir uns die Umnutzungsproblematik an konkreten Beispielen vor Augen. Dieses Thema wurde auch auf der Anfang des 2. Semesters stattgefundenen Exkursion in Hamburg wieder aufgegriffen. Die Fahrt selbst findet in unserem Bericht keine weitere Erwähnung. Sie schlägt sich jedoch in Form von Anregungen und Ideen in den Entwürfen nieder.

Es folgte eine Auseinandersetzung mit den konkreten räumlichen Anforderungen des Fachbereiches, wobei wir uns nur teilweise auf vorhandenes Material stützen konnten. Lediglich das Institut für Landschafts- und Freiraumplanung sowie die Fachbereichsverwaltung hatten ein eigenes Raumprogramm erstellt. Des weiteren ermittelten wir den Raumbedarf, der sich aus unseren eigenen Anforderungen ergab. Gleichzeitig erarbeiteten wir uns als Planungsgrundlagen die geschichtliche Entwicklung Moabits, des Spreebogens und der einzelnen Standorte sowie Vorgaben, Vorstellungen und aktuelle Planungen des Stadtplanungsamtes und des Amtes für Denkmalschutz. Außerdem wurden die wichtigsten ökologischen Daten über das Gebiet gesammelt.

Um am Ende des 1. Semesters eine Bewertung der einzelnen Standorte vornehmen zu können, stellten wir die Ergebnisse unserer Recherchen in Dossiers zusammen. Daraus resultierte eine Reduzierung der fünf auf drei Standorte (Druckhaus Norden, Gebauer, Scholz/Bolle). Im nachhinein erwies sich, daß wir die von uns bis zu diesem Zeitpunkt gesammelten und erstellten Daten nicht kontinuierlich zusammengefaßt hatten, was die Erstellung des Berichtes beeinträchtigte, da diese Arbeit nachträglich und unter größerem Zeitdruck geleistet werden mußte.

Die bis zu diesem Zeitpunkt praktizierte Gruppenarbeit brach mit der in den Semesterferien beginnenden individuellen Entwurfsarbeit ab. Die These der Projektbetreuer, daß nur in Einzelarbeit entworfen werden kann, wurde von uns zwar angezweifelt, jedoch nicht verworfen. Ziel des Entwurfes war die Umsetzung unseres Forderungskataloges für neue Ausbildungs- und Forschungsräume unseres Fachbereiches, die Einbeziehung vorhandener Aussagen des Bereichsentwicklungsplanes und die Herstellung eines möglichst hohen Bezuges von Außen- und Innenräumen. Dies erforderte auch eine nähere Auseinandersetzung mit der inneren Gebäudeerschließung.

Entwurfstechnische und gestalterische Fragen wurden jeweils bei den Einzelkorrekturen erläutert. Dieser Umstand, aber auch die Tatsache, daß der (Vor)entwurf während der Semesterferien erstellt werden sollte, führte dazu, daß

Abb. 2 Diagramm Nutzungsstruktur

Abb. 3 Axonometrie für den Standort Druckhaus Norden

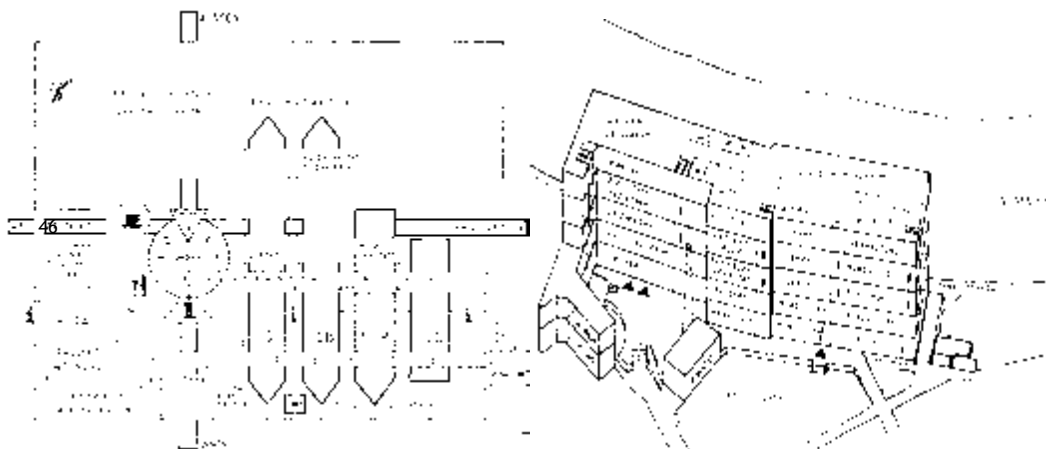


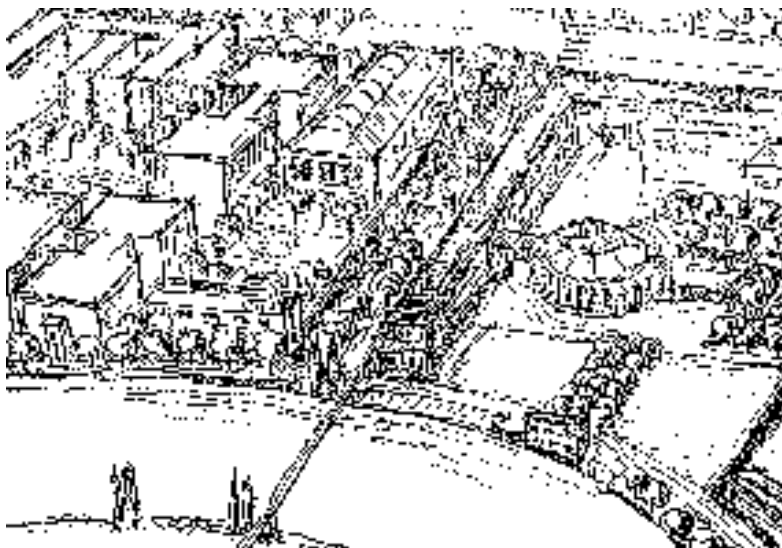


Abb. 4 Panorama des Spreeufers am Standort Bolle/Scholz

wir uns in der Gruppe nicht weiter mit der Umsetzung der einzelnen Ideen in einem Entwurfsprozess beschäftigten. Gemeinsame Diskussionen über Entwurfs- und Gestaltungsfragen fanden nicht statt, vielmehr versuchte jeder individuell dem Problem zu begegnen. So kann die planerische Umsetzung der Ideen und Darstellung nur anhand der einzelnen Erläuterungsberichte zu den Entwürfen nachvollzogen werden. Dem Projekt(plenum) wurden die Planungen in mehreren Sitzungen kurz vorgestellt. Dann sollten sie durch eine Skizze zur städtebaulichen Einbindung, die Erschließungsstruktur, einen technischen Plan, einen Pflanzplan, ein Detail sowie weitere Ansichten und Schnitte vervollständigt werden. Durch diese Anforderungen, die seitens der Betreuer gestellt wurden, entstand ein Zeitdruck, der für den letzten Rückkopplungsschritt, den Vergleich zwischen Selbstverständnis und dessen Umsetzung in einer Planung, wenig Raum ließ. Die weitere Textarbeit und ein Resümee wurden den zeichnerischen Anforderungen untergeordnet.

Durch die Öffnung der DDR und die damit einhergehenden raschen Entwicklungen, besonders in Berlin, haben sich auch die Perspektiven des Fachbereiches einen neuen Strandort betreffend geändert. Steigende Mieten und die neuen städtebaulichen Planungen der Stadt und der Bezirke scheinen die Arbeit unseres Projektes hinfällig werden zu lassen. Die TU Berlin sieht sich gezwungen, die Idee eines Umzuges des FB 14 in ein umnutzungsfähiges Industriegebäude fallen zu lassen und nach neuen Möglichkeiten zu suchen. In unserem Nachwort soll dieser aktuellen Entwicklung Rechnung getragen werden.“

Abb.5 Axonometrie des Standortes Bolle/Scholz



[Dieses Nachwort beleuchtet schlaglichtartig den Stand der Entscheidungsprozesse im Juli 1990 - sowohl was die Verwertungsabsichten der untersuchten Standorte betrifft als auch hinsichtlich der Strukturplanung der TU Berlin. Das meiste davon ist längst überholt und ganz anders gekommen. Deshalb wird hier auf die Darstellung verzichtet.]

Resümee

„Die hier im vorliegenden Resümee vertretene Meinung stellt nicht eine repräsentative Auffassung unserer Projektgruppe dar. Obwohl es von uns als wichtiger Rückkopplungsschritt angesehen wurde, die Arbeit des vergangenen Jahres zu reflektieren und etwaige Differenzen zwischen unserem Idealbild universitärer Ausbildung und dem Entwurf aufzudecken, unterblieb dieser letzte Schritt in unserem Planungs- und Arbeitsprozess. Unsere Prioritäten verlagerten sich in der Endphase des Projektes. Die Erfüllung der Betreueranforderungen wurden bedeutsamer erachtet als die Klärung übergeordneter Fragen.

Grundlagen für die Erarbeitung des Resümees waren jedoch nicht nur die persönlichen Ansichten der Verfasser, sondern auch bereits vorhandene Argumente, die für eine ursprünglich geplante Diskussion in jeweils standortbezogenen Gruppen zusammengetragen wurden. Unsere Anmerkungen, Kommentare und Fragen beziehen sich zum einen auf die Entwurfsproblematik, zum anderen auf die Vorgehensweise der Projektarbeit.

Nachdem im ersten halben Jahr die Entwicklung eines Ideales universitärer Ausbildung im Vordergrund stand, trat der (Vor)entwurf, der von uns bereits

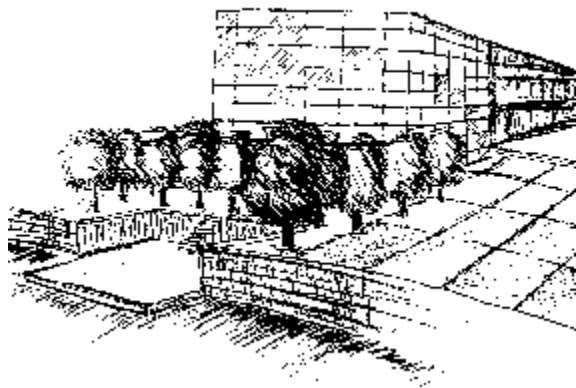


Abb. 6 Wasserplatz an der Spree und neuer Kopfbau

Abb. 7 Skizze Bepflanzung Innenhof

über die Semesterferien entwickelt werden sollte, als technisches Problem in den Vordergrund. Es erwies sich als nachteilig, daß wir uns kaum Grundlagen für die Herangehensweise an eine Entwurfsarbeit erarbeitet hatten. Das einzige Referat zu diesem Thema wurde vom Projekt nicht mehr besprochen. Begleitende Darstellungstechniken (Axonometrie, Isometrie), die den Entwurf erläutern könnten, wurden von uns ebenfalls nicht zusammengetragen.

Die starre, von den Betreuern vorstrukturierte Arbeitsweise, Individualarbeit auf der Maßstabebene ab 1:500 führte dazu, daß ein Austausch unter uns Studenten über die Inhalte der Entwürfe unterblieb. Eine vielseitige experimentelle Arbeitsweise, wie sie im Grundstudium für die Entwicklung eines eigenen Herangehens an die Entwurfsarbeit von Vorteil hätte sein können, wurde von uns weder eingefordert noch seitens der Betreuer gefördert. Im Vordergrund stand die zeichnerische Bewältigung aller Maßstabebenen von der städtebaulichen Anbindung der Standorte bis zum technischen Detail.

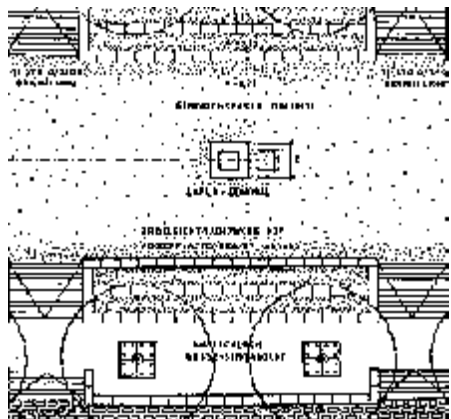
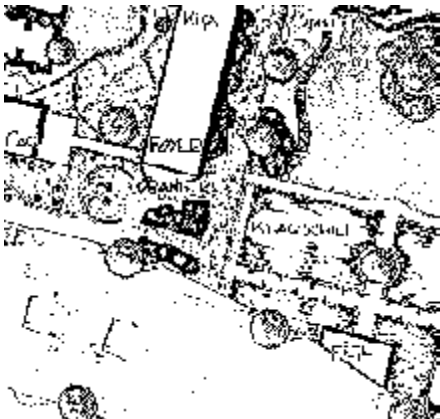
Daraus resultierende offene Fragen sind:

- Können Entwürfe ohne Ideenverlust lediglich in Einzelarbeit erstellt werden?
- Sind für uns, die wir zum ersten Mal mit Entwurfsarbeit konfrontiert werden, zweidimensionale Darstellungsweisen geeignet, um dreidimensionale Räume zu erfassen?

Bei der Vorstellung unserer Entwürfe fällt auf, daß sie nur der Präsentation dienten. Kritik fiel uns auf der grafisch-visuellen Ebene leicht. Nicht weiter hinterfragte Sehgewohnheiten bestimmten die Gefälligkeit des Entwurfs. Kriterien für die Beurteilung der Qualität unserer Arbeiten wurden nicht erstellt. Eine Besprechung des Inhaltes, ob sich in unseren Entwürfen die Ideale ausdrücken, fand kaum statt. So wurden etwaige Schwierigkeiten bezüglich deren Umsetzung individuell gelöst. Eine Rückkopplung mit uns als Betroffenen unterblieb. Lediglich bei den Korrekturen durch die Betreuer fand eine weitergehende Besprechung statt, wobei auch hier jeder einzelne entscheiden mußte, welchen Vorschlägen er letztendlich folgte, da auch die Auffassungen der Betreuer variierten. Unsere Art der Beschäftigung mit dem Entwurf brachte uns nicht dazu, uns eingehender mit unserem Selbstverständnis als Planer auseinanderzusetzen, obwohl

Abb. 8 Vorentwurf M 1:500 Standort Bolle/Scholz

Abb. 9 Entwurf M 1:200: Sengarten mit Landschaftsplaner-Denkmal



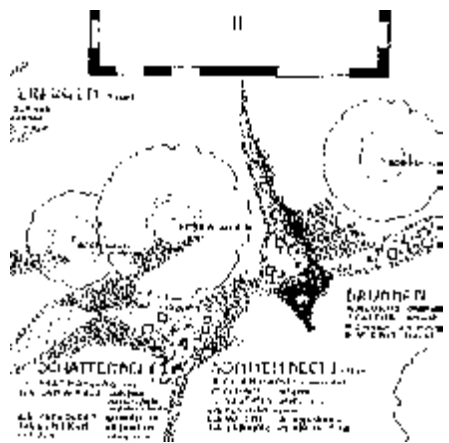
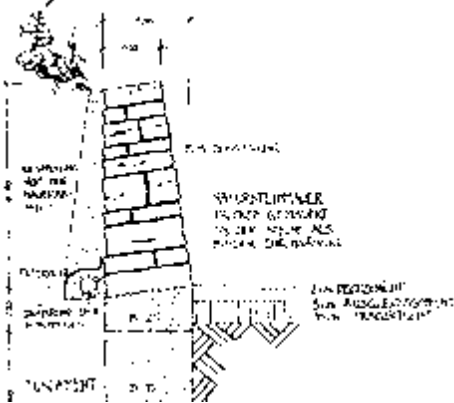
unsere anfängliche Herangehensweise dies nahegelegt hätte. Viele Ziele und Begriffe unseres Bildungsideales blieben undefiniert. Darunter fallen Öffentlichkeit, Halböffentlichkeit(?), Transparenz, Eingehen auf den Ort, Repräsentanz, demokratische Räume und weiteres.

So mußte jeder versuchen, diese Begriffe alleine zu füllen und umzusetzen. Die Chance zur Auseinandersetzung über individuelle Vorstellungen wurde von uns nicht wahrgenommen. Damit verbundene weitere Fragestellungen wurden nicht weiter erörtert:

- Kann man durch Gestaltung Öffentlichkeit herstellen?
- Inwiefern beeinflussen Verhaltensmuster, Gebräuche und Sitten der Betroffenen die Akzeptanz von planungen?
- Welche Einflussmöglichkeiten hat der Planer, diese gesellschaftlichen Rahmenbedingungen zu verändern?
- Läßt sich Transparent räumlich umsetzen? Können "gläserne Wände" Institutspolitik durchsichtig machen?
- Wie werden Räume gebildet?
- Inwieweit soll der Planer Nutzungen in Freiräumen vorgeben?
- Inwiefern ist gewährleistet, daß vorgegebene Freiräume der Planung entsprechend genutzt werden?
- Was bedeutet für den Planer das "behutsame Eingehen auf den Ort"?

Am Ende des Projektes stellen wir fest, daß es Widersprüche gibt zwischen dem anfangs formulierten Ausbildungsideal und unserem Vorgehen im Projekt. Zu Beginn versäumten wir zu klären, welche unterschiedlichen Ansprüche und Zielvorstellungen die einzelnen Teilnehmer hatten. Die hier bereits fehlende Transparenz hatte für den weiteren Projektverlauf Konsequenzen. Der mangelhafte Informationsfluß zwischen uns Studenten erschwerte die Bildung eines Gruppenkonsenses hinsichtlich der Arbeitsweise und der Inhalte. Diese Probleme traten auch in der Betreuergruppe auf. Bis zum Ende der Projektarbeit wurden die Bewertungskriterien für das Projekt nicht dargelegt, von uns aber auch nicht eingefordert. So wurde erst spät deutlich, daß jeder Betreuer als Bewertungsgrundlage für sich fachgebietsbezogene Pläne einforderte, ... ob sie für die inhaltliche

Abb.10 Detail M 1:20 Natursteinmauer und Wegebau
 Abb. 11 Pflanzplan Kultur- und Ruderalpflanzen



Ausrichtung unseres Projektes relevant sind (oder nicht). Nach der Offenlegung der Kriterien in der Schlussphase führte dies dazu, daß sämtliche übergeordneten Fragestellungen in den Hintergrund traten. So entfiel auch das gemeinsame Resümee, um den gewünschten Vorgaben gerecht zu werden. Die Koordination innerhalb der Gruppe fand nur zur Bewältigung des Arbeitspensums statt.

Wir sind der Meinung, daß sich bestimmte Anforderungen mit den projektbegleitenden Übungen gut verbinden lassen, ohne daß diese im Projekt zusätzlich eingefordert werden. So können übergeordnete Fragen, für die sich gerade die Arbeitsform des Projektes eignet, behandelt werden.

Die Chance des Projektstudiums besteht nicht darin, eigene Anforderungen sowohl seitens der Betreuer als auch der Studenten zu addieren, sondern zu koordinieren. Dies beinhaltet die Bereitschaft zur Auseinandersetzung, sich in Frage stellen zu lassen und das Ringen um Kompromisse. Unser Bericht spiegelt das Unterlassen dieser für Projektarbeit notwendigen Voraussetzungen wider.“

Teilnehmer

Studierende: Martina Arndt, Thomas Berton, Thomas Brunsch, Friedrich Goeser, Jutta Grünewald, Ulrich Grünmüller, Bernhard Hasch, Anne Haß, Bernd Hoppe, Frank Klöpfer, Karel Krüger, Ulrike Lemke, Annemarie Nagel, Anke Neundorff, Thomas Schnur, Sören Schöbel, Christof Staiger, Markus Steuck, Christian Viets, Bernhard Weber. Betreuer: Andreas Gensior, und Woldemar Heinze, Institut für Ökologie; Axel Kretschmann, Institut für Landschaftsbau; Dietmar Land, Jürgen Wenzel, Cornelius Scherzer, Institut für Landschafts- und Freiraumplanung.

Anzumerken ist: Einige damalige Teilnehmer waren oder sind der Lehre und Forschung in Berlin bis heute verbunden. Sie hatten die Chance, auf wichtige, damals noch als unbeantwortet empfundene Fragen einzugehen. Die eigene Rolle als Betreuer konnten sie nutzen, um Anforderungen und Kriterien darzulegen, sich hinterfragen zu lassen und gleichzeitig die Studierenden dazu zu bringen, sich nicht nur an den selbstgesetzten, sondern auch an berufsfeldbezogenen und akademischen Zwängen abzuarbeiten und produktiv ins Kalkül zu ziehen.

Für mich selbst war - nicht zuletzt in der Zusammenarbeit mit Jürgen Wenzel - das Projekt eine Ermutigung, in der eigenen Berufstätigkeit Rahmenbedingungen und inhaltliche Fragen immer auch unter Entwurfsgesichtspunkten zu sehen, Fragen von Material und Bauweise nicht auszublenden und in selbstständiger Berufs- wie Lehrtätigkeit den Zusammenhang zu den Feldern Städtebau und Architektur zu suchen. Daß das Thema der Umnutzung von Gebäuden und Freiräumen ein sehr wesentliches ist, wurde vom Expansionswahn der Nachwendzeit vorübergehend verdrängt. Heute steht es unabweisbar auf der Tagesordnung in Ausbildung und professioneller Praxis.

Tobias Wenzel, Prof., *1963. 1985 - 93 Architekturstudium an der Hochschule der Künste, Berlin, 1993 - 95 Freier Mitarbeiter im Architekturbüro Léon Wohlhage, Berlin, seit 1995 selbstständig als Architekt in Berlin. 1995 - 2000 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bauhaus-Universität Weimar, seit 2003 Professor für Entwurf und Gebäudelehre, Westsächsische Hochschule Zwickau am Fachbereich Architektur in Reichenbach.

„Ein Rezept mit 10 Hinweisen“ war Teil meiner Antrittsvorlesung am Fachbereich Architektur der Westsächsischen Hochschule Zwickau in Reichenbach am 17.12.2003. Ich widme ihn meinem Vater.

Ein Rezept mit zehn Hinweisen

Currycremesuppe mit Scampi

Zwiebel pellen und würfeln. Zwiebelwürfel im Butterschmalz glasig werden lassen. Kokosraspel und Curry hinzugeben, mit Hühnerbrühe ablöschen und 10 Minuten leise kochen lassen.

Banane mit Zitronensaft pürieren und mit der Creme Fraiche in die Suppe geben – warm stellen. Hummerkrabben schälen, anschließend die Därme auflösen. Krabben in Scheiben schneiden und im sehr heißen Öl unter Rühren 1-2 Minuten braten. Suppe auf Teller verteilen, mit Krabben garnieren und sofort servieren.¹

→ Hinweis 1

Ein Hinweis aus dem Kochbuch:

In keinem anderen Gericht lassen sich Fleisch, Fisch, Gemüse, Obst und Gewürze so vielfältig miteinander kombinieren wie in Suppen und Eintöpfen.

→ Hinweis 2

Die Basis und das Geheimnis einer guten Suppe liegt in der Qualität ihrer Brühe.

→ Hinweis 3

Ich liebe Suppen. Suppen die klar strukturiert sind, einfach und doch raffiniert.

Ich liebe Suppen, die zwar optisch ansprechend sind, einem Appetit machen, ihre ganze Raffinesse aber erst auf den Geschmacksknospen der Zunge entfalten.

Suppen, deren Zutaten man schmecken kann, auch wenn sie nicht sogleich zu erkennen sind, wie etwa in einer klaren Brühe.

→ Hinweis 4

Die transparente Brühe, auch Bouillon genannt, hilft bei Krankheiten, gestaltet sich bei wiederholtem Verzehr aber schnell als langweilig.

→ Hinweis 5

Suppen, die sehr fett sind, helfen einem vielleicht in der kalten Jahreszeit, sind jedoch, bei Verzehr über einen längeren Zeitraum hinweg, ungesund. Mich erinnern sie zudem an eine Exkursion im Oktober 1987 nach Leningrad, bei der ich im Hotel Europa sitzend, ein schieres, radiergummigroßes Stück Fett aus der Suppe fischte und es nicht einmal die Katze unter dem Tisch anrühren wollte. Das führt mich zum nächsten Hinweis.

→ Hinweis 6

Bei der Zubereitung und dem Verzehr von Suppen sind regionale Geschmacksvorlieben festzustellen. Darum informiere man sich gegebenenfalls vorher auf dem lokalen Wochenmarkt und studiere die unterschiedlichen Zubereitungsgehnheiten der ortsansässigen Köche.

→ Hinweis 7

Suppen müssen heiß gegessen werden, denn es gibt nichts schlimmeres als lau-

warme Suppen oder solche, deren Zutaten bis zur Unkenntlichkeit verkocht sind.

→ Hinweis 8

Es gibt natürlich auch kalte Suppen, die ganz ausgezeichnet schmecken.

Ich kann heute schon versprechen, das ein Rezept für eine kalte Suppe folgen wird, zu einem späteren Zeitpunkt, an dieser Stelle, spätestens wenn ich emertiere.

→ Hinweis 9

Der Dichter Jorge Louis Borges bemerkte in einer Vorlesung, das er sein Leben damit verbracht habe, zu lesen, zu analysieren, zu schreiben, oder sich am Schreiben zu versuchen – und zu genießen. Er fand, dass letzteres das wichtigste von allem war. Indem er Dichtung geschlürft habe, wie er sagte, sei er nie zu einem endgültigen Schluss gelangt. Tatsächlich habe er jedesmal, wenn er sich einer leeren Seite gegenüber sah, das Gefühl gehabt, die Literatur für sich neu entdecken zu müssen.²

→ Hinweis 10

Worin besteht eigentlich der Unterschied zwischen Kochen, Schreiben und Entwerfen ?

Eine Frage, die ich gerade nicht beantworten kann, und wenn es denn einen Unterschied geben sollte, dann doch wohl lediglich im Konsum und in der Verdauung der geschlürften Resultate.

Anmerkungen

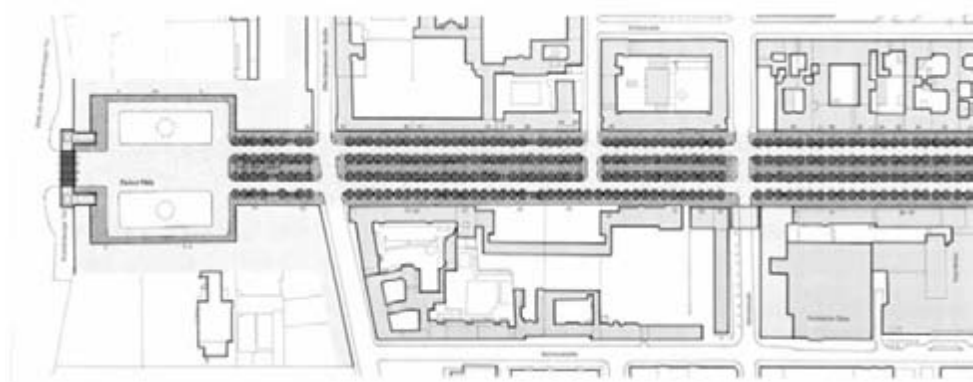
1 Zutaten: 1 Zwiebel, 30g Butterschmalz, 2 El Kokosraspel, 2 El mildes Currypulver, 1/2 l Hühnerbrühe, 1 Banane, 1 El Zitronensaft, 4 El Creme fraiche, 4 rohe Hummerkrabben, 1 El Öl

2 in Jorge Luis Borges: Das Handwerk des Dichters, Carl Hanser Verlag München Wien 2002

Urbane Landschaftsarchitektur im Historischen Raum

Theseus Bappert, Dipl.-Ing. Freier Landschaftsarchitekt, *1956. Studium der Garten- und Landschaftsgestaltung, TU Berlin, 1977 – 1982; Aufbaustudium Landscape Architecture Louisiana State University, USA, MLA, 1982 – 1983; Wissenschaftlicher Assistent TU Berlin, Inst. für Landschafts- u. Freiraumplanung, 1984 – 1989; Freier Landschaftsarchitekt 1989 bis heute. „Straßenzug Unter den Linden, Berlin - Mitte“, verfasst zusammen mit Jürgen Wenzel, erschien in: Gartenkunst Berlin – 20 Jahre Gartendenkmalpflege in der Metropole. Hrsg. Landesdenkmalamt Berlin, 1999, 104-105

Erste Begegnung mit Jürgen Wenzel als Student im Fach ‚Bauplanung‘ und dem Projekt ‚Naherholungsplanung in der BRD‘ zusammen mit Dipl.- Soz. Hirsch. Es folgte im Rahmen der Tätigkeit als Studentische Hilfskraft am ILFP die Mitarbeit an zahlreichen Entwurfswettbewerben, an denen die Lehrstühle Trillitzsch und Wenzel seinerzeit regelmäßig gemeinsam teilnahmen. Die Zusammenarbeit mit Jürgen Wenzel weitete sich dann während der Assistentenzeit am ILFP im Rahmen der Teilnahme an offenen Ideen- und Entwurfswettbewerben in Deutschland sowie an Entwurfsseminaren an zahlreichen westeuropäischen Ausbildungsstätten für Landschaftsarchitekten aus. Nach Ende der Assistentenzeit und der Gründung des eigenen Büros 1989 wurde der Kontakt zunächst über einzelne gemeinsame Gutachten und Wettbewerbsbeiträge gehalten und führte 1994 zur Gründung des Büros BAPPERT & WENZEL. Für die Segmente Landschaftsarchitektur, Städtebau und Gartenkunst entstanden dann zehn Jahre lang neben Hochschule einerseits und Standardbüroarbeit andererseits zahlreiche gemeinsame Gutachten und Planungen zu anspruchsvollen Gestaltungsaufgaben. Als Beispiele seien genannt das gartendenkmalpflegerische Gutachten zu Lennés Landwehrkanal, die Gestaltungsgutachten zur Behandlung der Straße Unter den Linden und der Lindenforen, das gartendenkmalpflegerische Gutachten zum Barbarossaplatz, der Bau der Gedenkstätte Levetzowstraße und zahlreiche andere Wettbewerbe, die nicht zur Umsetzung gekommen sind, zuletzt zur Museumsinsel in Berlins Mitte.



Theseus Bappert

Unter den Linden

1647 wird der Reitweg des Großen Kurfürsten vom Berliner Stadtschloß zum Jagdrevier Thiergarten vor den Toren Berlins nach holländischem Vorbild mit sechs Baumreihen, vorwiegend Linden, überstellt. Die Bäume sind bis heute namengebend. An der Allee in freier Landschaft entstehen zunächst Einzelpalais, ab 1673 die Dorotheenstadt und ab 1734 im Zuge der Friedrichstadterweiterung eine geschlossene, vorwiegend viergeschossige Blockrandbebauung. Zwischen dem neu angelegten Quarrée, dem heutigen Pariser Platz, mit dem Brandenburger Tor im Westen und dem Forum Fridericeanum mit Oper und Universität im Osten entwickelte sich jetzt Berlins beliebteste Promenade. Nach den Freiheitskriegen wertet Schinkel den Boulevard zur Staatsstraße auf und etwa ab 1900 wird er zur großbürgerlichen Prachtstraße. Die mit hohem Symbolgehalt behaftete Straße wird in der DDR – Zeit zu einer Sackgasse und einem Wagenabstellraum. Im wiedervereinigten Berlin soll an die Funktionen, die historische Erscheinung und die Bedeutung der Vorkriegszeit angeknüpft werden; der bekannteste und wichtigste Straßenzug der Stadt wird auch wieder die wichtigsten deutschen Regierungsstandorte verbinden.

Die städtebauliche Grundfigur des Straßenzuges ist durch die verschiedenen Zeitschichten hindurch in wesentlichen Teilen unverändert erhalten geblieben; dies ist die Abfolge: Pariser Platz, Korridorstraße mit baumüberstelter Promenade, Lindenforen mit den historischen Bauten und Lustgarten, eingespannt zwischen Brandenburger Tor und dem heute fehlenden Schloß. Innerhalb der mit den Linden bestandenen Korridorstraße ist dies weiterhin der charakteristische Straßenquerschnitt mit Mittelpromenade, Nord- und Südfahrbahnen und den Bürgersteigen vor den Häusern. Unter Berücksichtigung der stadt-räumlichen Struktur, der Monumente und der Relikte in ihren Bedeutungen für





Abb.1 Berlin-Cölln, 1646/ 51, Radierung Merian

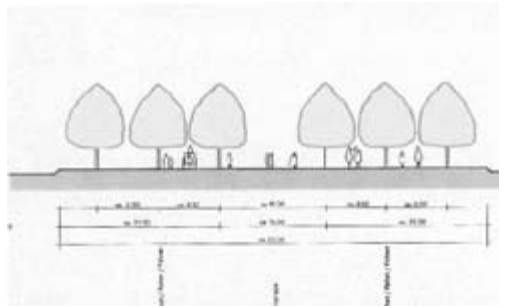


Abb.1/1 Die Erstanlage - 1647 - 1658



Abb.2 Lindenallee 1691, Zeichnung, Stridbeck d. J.

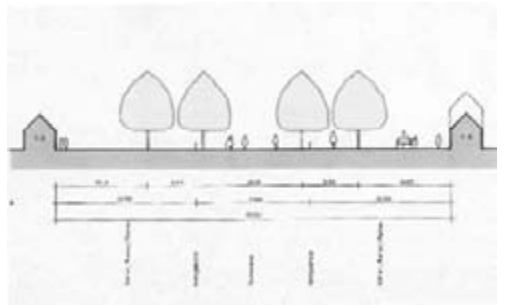


Abb.2/1 Die Dorotheenstädtische Allee - 1673 - 1734



Abb.3 Sechsstreihige Lindenallee, 1804, Kupferstich

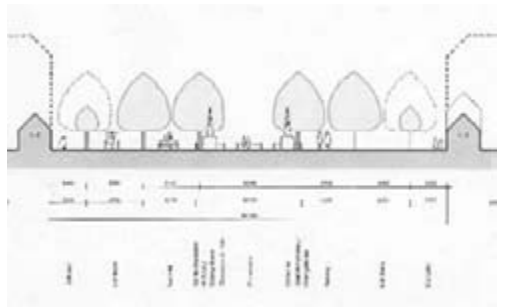


Abb.3/1 Die verlängerte sechsstreihige Allee - 1734 - 1814



Abb.4 Parade Unter den Linden, 1837, Gemälde F. Krüger, Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz

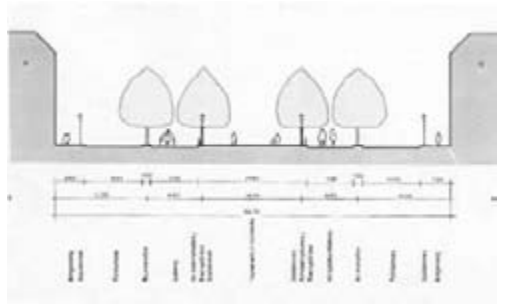


Abb.4/1 Via triumphalis - 1814 - 1902



Abb.5 Mittelpromenade vor dem Umbau, 1902, Landesbildstelle Berlin

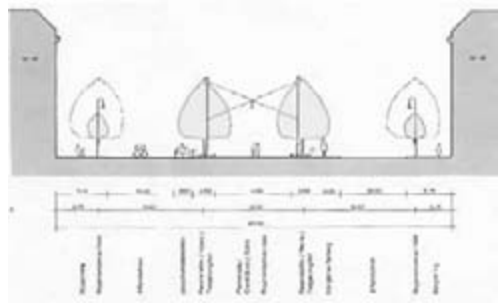


Abb.5/1 Die großbürgerliche Prachtstraße - 1902 - 1936



Abb.6 Alleeneupflanzung, 1937, Landesbildstelle Berlin

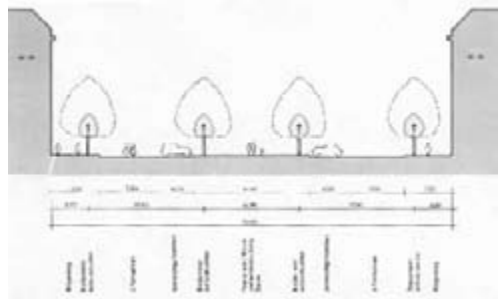


Abb.6/1 Die Kahlbaumallee - 1936 - 1949



Abb.7 Zweireihige Lindenallee, 1966, Landesbildstelle Berlin

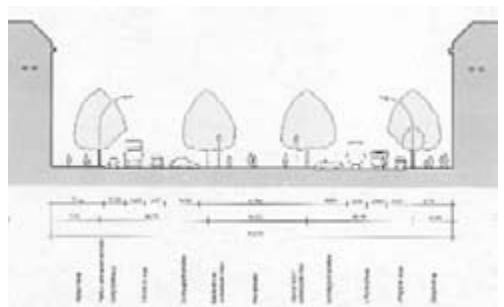
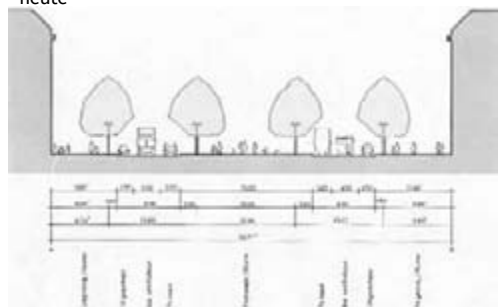


Abb.7/1 Die Sackgasse und ihre Wiedereröffnung - 1949 - heute

Abb.8 Vorschlag für das Profil des baumbestandenem Teils des Straßenzuges: Die inneren Baumreihen werden erhalten, die Mittelpromenade wird um jeweils 1,25 m verbreitert; die Bürgersteige werden 3 m bzw. 4 m breiter; die äußeren Baumreihen müssen ersetzt werden.



die historischen Schichten wurde ein Konzept erarbeitet, das dem Straßenzug wieder seine Funktion und seine Würde als Boulevard, als Staatsstraße und als nationaler Imagerträger gibt. Voraussetzung dafür ist in erster Linie die Regulierung des Kraftverkehrs auf ein Maß, das die anderen gewünschten Funktionen angemessen zuläßt. Dazu sollen die heute von Kraftfahrzeugen genutzten Flächen zugunsten der Breiten von Mittelpromenade und Bürgersteigen reduziert werden. Kern des Gartendenkmals sind die Promenade in der Mitte des 60 m – Profils und eine vitale, vierreihige Lindenallee zwischen dem Pariser Platz und dem Denkmal Friederichs des Großen. Für die Mittelpromenade ist zum Wohl der bedrängten Bäume eine Verbreiterung um jeweils 1,25 m vorgesehen, und die Bürgersteige sollen im Norden um ca. 4 m und im Süden um ca. 3 m verbreitert werden. Hier entsteht Raum für Straßenrestauration und Auslagen, den eher geschäftigen, bunten, arbeits- und konsumorientierten Teil des Straßenzuges. Innerhalb der Lindenforen sollen die Fußgängerbereiche durch Bündelung der Fahrbahnen im Norden um ca. 13 m, im Süden um ca. 12 m verbreitert werden.

Anmerkungen

Auftraggeber: Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen und Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Abt. Gartendenkmalpflege

Auftragnehmer: BAPPERT & WENZEL, Landschaftsarchitekten, Berlin mit SPATH & NAGEL, Stadtplaner, Berlin und Prof. Dietmar KUNTZSCH, Kunsthochschule Berlin - Weißensee

Bearbeitungszeitraum: 1991 - 1992 und 1994 - 1995

Abb.9 Pariser Platz, Neugestaltungsvorschlag nach dem Layout von 1880. Das Tor wird durchfahren.

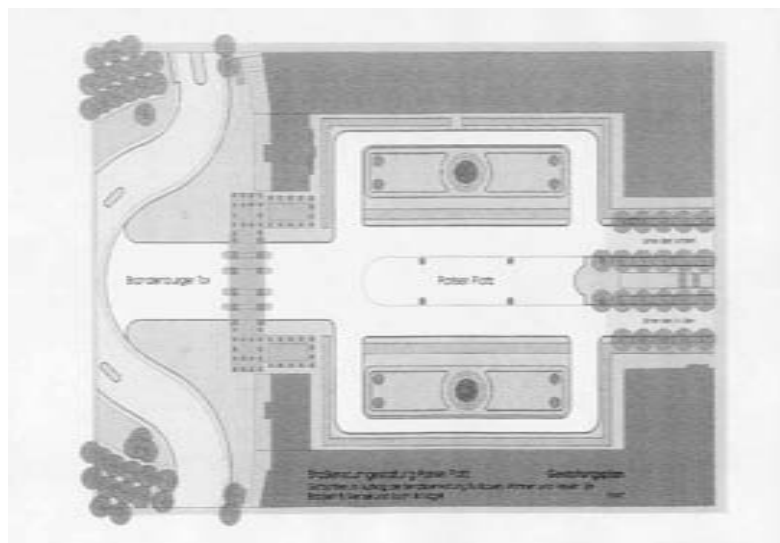
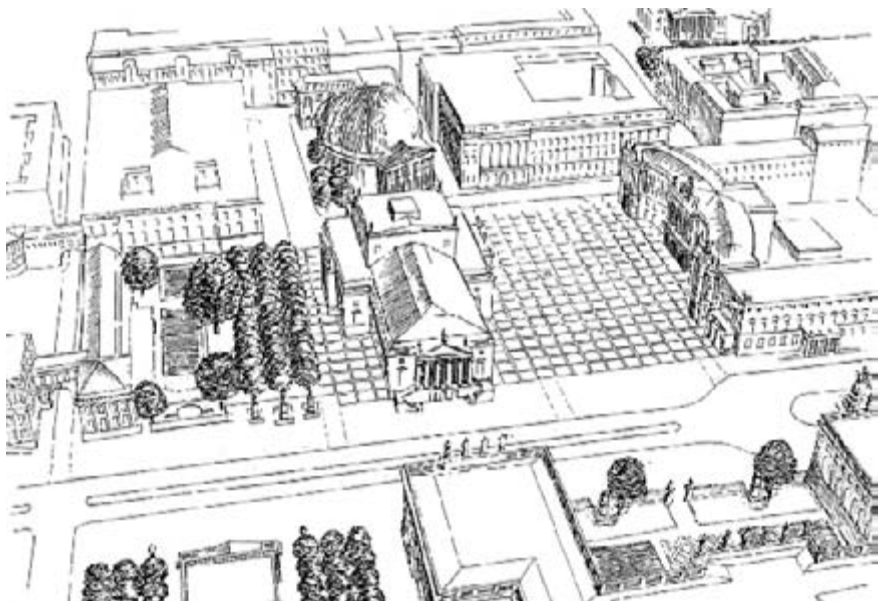




Abb.10 Blick durch die Mittelpromenade mit Baumdach, Beleuchtung mit niedriger Lichtpunkthöhe (4,5 m), Gehbahnen und Bänken sowie ohne kommerzielle Nutzungen. Zeichnung: Natalia Kunitskaja

Abb.11 Die Lindenforen werden durch Bündelung der Fahrbahnen und Herausnahme des ruhenden Verkehrs wieder ein Platzensemble. Zeichnung: Natalia Kunitskaja



Axel Zutz, Dipl.-Ing., *1965. Lehre im Garten- und Landschaftsbau, Studium der Landschaftsplanung an der TU Berlin, Mitarbeit in Planungsbüros und einer beruflichen Bildungsstätte. Derzeit als Promotionsstipendiat der Hans-Böckler-Stiftung des DGB Doktorand am Institut für Landschafts- und Umweltplanung der TU Berlin.

Ich habe als Student im 1991/1992 im Wahlpflichtfach ‚Bau- und Stadtteilplanung‘ bei Prof. Wenzel an dem Seminar „Der neue Mensch - Positionen der Moderne im Städtebau, in der Architektur und Gartenarchitektur der 20er Jahre am Beispiel von Berlin und Leningrad“ teilgenommen. Das Seminar hat mir vieles Neue erschlossen. Herr Wenzel gehörte hier für mich zu den wenigen wirklichen ‚Lehrern‘ an unserem Fachbereich. Die Exkursion nach Sankt Petersburg war mir ein fachlich wie persönlich großartiges Erleben. Durch die Organisation der Veranstaltung „Grüne Moderne passé?“ gab es zehn Jahre später noch ein Mal eine anregende Zusammenarbeit.

Der Beitrag ist zuerst erschienen in Stadt und Grün, 52. Jg. März 2003

Grüne Moderne Passé?

Zum 100. Geburtsjahr von Reinhold Lingner (1902-1968) und Hermann Mattern (1902-1971)

Anlässlich des 100. Geburtsjahres der beiden ‚Berliner‘ Landschaftsarchitekten Reinhold Lingner und Hermann Mattern veranstaltete das Institut für Landschafts- und Umweltplanung der Technischen Universität Berlin im November 2002 eine Vortragsveranstaltung unter dem Titel „Grüne Moderne passé?“. Die Veranstaltung sollte Raum bieten für Erinnerung, kritische Analyse und Diskussion – mit Rückblicken, die die Sinne schärfen für das Wesentliche jenseits der Trends, und helfen, sich des heutigen Standortes zu vergewissern. Die beiden Biographien standen dabei auch stellvertretend für die Entwicklung des Faches in Ost und West nach dem Krieg.

Zwölf ReferentInnen stellten den ungefähr 150 ZuhörerInnen das Wirken dieser beiden bedeutenden Landschaftsarchitekten der Moderne aus ihrem jeweiligen Blickwinkel vor, Zeitzeugen und Schüler einerseits und jüngere Wissenschaftler, die heute über das Vergangene forschen, andererseits. Sie kamen sowohl aus der ehemaligen DDR als auch aus der Bundesrepublik und repräsentierten die vier Hochschulen Dresden, München, Hannover und Berlin.

Dr. Rüdiger Kirsten und Prof. Günter Nagel verschafften den ZuhörerInnen den biographischen Einstieg in die Lebenswerke Lingners und Matterns. Vom Entrümmerungs- und Wiederaufbaukonzept des Kollektivs 1946 bis zur Freiraumplanung Berlin 1971 berichtete Prof. Norbert Schindler. Eine andere Standortbestimmung wurde von den Traditionslinien her vorgenommen, die zwischen Künstlerisch-Intuitivem und Verwissenschaftlichung verlaufen: So beeinflusste Lingner wie Mattern die Entwicklung des heutigen Berufsbildes von Landschaftsarchitekten und -planern im Rahmen der Hochschullausbildung beidseitig der Berliner Mauer (Mattern 1961-1970/ Lingner 1961-1968) nachhaltig. Diese Betrachtung wurde von Dr. Hans Georg Büchner, Helmut Gelbrich und von Prof. Gerd von Bodecker geleistet. Den besonderen Aspekt des praktischen Umgangs mit dem gartenkünstlerischen Traditionen vor dem Hintergrund der Erbpolitik der DDR erläuterte Dr. Peter Fibich anhand von Reinhold Lingners Bemühungen, in den 50er Jahren eine neue deutsche Gartenkunst zu definieren. An die Wurzeln der Fachgeschichte gingen ebenfalls Dr. Charlotte Reitsam und Dr. Stefan Körner mit ihren Forschungen zur Entwicklung der modernen Landschaftsplanung in den 20er bis 40er Jahren und ihrer Weiterentwicklung – in Kontinuität und Abgrenzung – nach dem Zweiten Weltkrieg.

Die Lingnerschen und Matternschen Garten- und Landschaftsgestaltungen gelten inzwischen als wichtige kulturgeschichtliche Zeugnisse, geprägt sowohl von gemeinsamer Tradition als auch durch die Teilung Deutschlands und den Kalten Krieg. Thomas Buße, Stephanie Drewitz und Klaus Lingenauber machten

die ZuhörerInnen im letzten Vortragsteil mit den gartendenkmalpflegerischen Herausforderungen vertraut.

Eine Zusammenstellung historischer Filme aus dem Archiv Herta Hammerbachers und eine für die Veranstaltung organisierte Ausstellung mit Originalen sowie Plankopien und -fotografien aus den beiden Nachlässen brachten den Teilnehmern die Werke der beiden ‚Lehrmeister‘ nahe¹.

Dass ein Austausch zur jüngeren Fachgeschichte in gesamtdeutscher Perspektive auch heute noch etwas Besonderes darstellt, verdeutlichen zwei Äußerungen: Im ausliegenden Gästebuch wurden das Programm und die Diskussion von einer Teilnehmerin als ein Beitrag zur ‚Einheit von unten‘ charakterisiert. Einer der Referenten resümierte den Tag als „einzige Veranstaltung an der ich teilnahm, wo wirklich deutsch-deutsche Geschichte anhand von Personen, vergleichbar für die Entwicklung in Ost- und Westdeutschland auch gleichwertig dargestellt wurde.“

Nachfolgend werden Schwerpunkte aus den biographischen Vorträgen der Zeitzeugen wiedergegeben², während die neueren Forschungsergebnisse in eigenen Beiträgen vorgestellt werden.

Verbindendes ...

Die beiden „großen Vertreter und Lehrmeister des Faches“, wie Schindler Mat-



Abb. 1 Lingner und Mattern in Lednice, CSSR, im September 1967 zum 15-jährigen Bestehen der dortigen Gartenbaufakultät. Foto: Bogdan Wagner. Bild im Besitz von Klaus-Dietrich Gandert.



Abb. 2 Mattern mit Studenten um 1964. Foto: Jürgen Zilling. In: Hermann Mattern 1902-1971. Akademie der Künste (Hg.) Berlin 1982.

tern und Lingner bezeichnete, verbindet weit mehr als nur das gleiche Alter. Beide waren Wandervögel und sympathisierten mit der kommunistischen Idee – sie machten damit jedoch während der Zeit des Nationalsozialismus sehr unterschiedliche Erfahrungen. Beide entwarfen im Nachkriegsdeutschland Gärten an Regierungsbauten und gesellschaftlich repräsentative Gartenschauen, beide entwickelten sowohl Konzeptionen für städtische Grünsysteme als auch für offene Landschaften. Beide wurden im Jahr des Mauerbaus mit Lehraufträgen an den beiden universitären Berliner Ausbildungsstätten betraut. Und obwohl sie manchmal sogar dieselben Partner hatten, wie z. B. Hans Scharoun, gab es doch nie eine direkte Zusammenarbeit. Ihr Schaffen in ihrem letzten Lebensdrittel war strikt getrennt durch die deutsche Teilung. Was die zwei „profilertesten der Pioniergeneration“ (Nagel) verbindet, ist ihr nachhaltiger Einsatz für ein soziales und demokratisches Grün in beiden Teilen des Landes. Darüber hinaus verantworten sie die bis heute anhaltende Prägung der von ihnen ausgebildeten Generation von LandschaftsarchitektInnen und -planerInnen (v. Bodecker, Gelbrich).

Dass dabei fachliches Wirken nicht von politischer Gesamteinstellung zu trennen ist, klang in den biographischen Beiträgen immer wieder an.³ Norbert Schindler betonte als wichtige Gemeinsamkeit beider Landschaftsarchitekten ihre soziale Grundhaltung und ihren kulturellen Anspruch. Beide, Lingner und Mattern, waren nach dem Krieg in ihrem jeweiligen Umfeld in starkem Maße fachpolitisch aktiv. Mattern befand sich dabei berufspolitisch „häufig in Opposition zu den Berufsverbänden“ (Nagel). Für Lingner galt die Maxime, dass eine gestalterische Lösung „neben der ästhetischen Qualität einer klaren sozialen Orientierung“ bedarf (Kirsten). Dabei wurde Lingner bescheinigt, „tolerant, durch leises Argumentieren, nie durch Doktrinieren“ überzeugt zu haben. Der soziale Auftrag des Berufes „war für ihn – den romantischen Gefühlssozialisten –, gelebte Selbstverständlichkeit“, so Büchner. Ähnlich wurde auch Mattern charakterisiert: Er habe sich „nie dogmatisch verhalten und – ohne zu einseitiger Weltanschauung neigend – sich immer eine Offenheit für neue Ideen bewahrt“ (Nagel). Diese „überfachliche Wirkung“ bezeichnete Norbert Schindler für sich persönlich als einen „hohen professionellen, gesellschaftlichen und menschlichen Gewinn“.

... und Trennendes

Während des Nationalsozialismus musste Lingner nach seiner Heirat mit der bekennenden Kommunistin Alice Kerling („Lingnerin“) ein „unausgesprochenes Berufsverbot“ (Kirsten) ertragen. Mattern 1936 bis 1938 wegen seiner KPD-Mitgliedschaft und dem Engagement in der Roten Hilfe von öffentlichen Aufträgen ausgeschlossen⁴, gelang es dennoch mit wichtigen Großaufträgen betraut zu werden (vergl. Beitrag von Charlotte Reitsam). Nach Kriegsende stand dem fachlichen Austausch und einer Zusammenarbeit zwischen Lingner und Mattern die Teilung des Landes entgegen. Mattern „ließen eine Konzentration von Aufträgen in Westdeutschland einerseits, Empfindlichkeit und Hellhörigkeit gegenüber dogmatischer Engstirnigkeit andererseits“ seine Entscheidung früh für den Westen fallen.⁵

Lingner, „in festem Glauben an eine bessere Gesellschaft und von der Sache des Sozialismus überzeugt“ (Kirsten), trat 1946 der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands bei. Kirsten wies in seinem Beitrag darauf hin, dass Lingners Bestreben zur Etablierung einer gesamtdeutschen neuen Gartenkunst ausdrücklich die westdeutschen Gartenarchitekten mit einbezog. Sehr begrüßte Lingner z. B. den 1952 von Hermann Mattern eingebrachten Vorschlag zur Bildung eines gesamtdeutschen Arbeitskreises „der besten nur projektierenden Gartenarchitekten über alle Zonengrenzen hinweg“. Nach einem Besuch von Mattern an der Berliner Bauakademie erhoffte sich Lingner einen dauerhaften Austausch. Ab Mitte der fünfziger Jahre war dies auf Grundlage der veränderten politischen Lage nur noch sehr eingeschränkt möglich.

Trotz offizieller Parteilinie der politischen Abgrenzung behielt Lingner die fachlichen Entwicklungen im Westen im Blick und gab die Kenntnisse auch

Abb. 3 iga Erfurt. In: Parkwanderungen in Thüringen. Berlin ohne Jahr.



Abb. 4 (rechte Seite) Grusskarte iga 1961. Nachlass R. Lingner am Institut für Strukturplanung und Regionalentwicklung Erkner.

an seine Studenten weiter. So machte er sie z. B. auf einen Vortrag Matterns in Potsdam aufmerksam und empfahl dessen Besuch – allerdings ohne selbst daran teilzunehmen. Selbst Vorwürfe der Parteileitung, die von einem Treffen der Humboldtianer mit Weststudenten erfahren hatte, so die – Erinnerungen Gelbrichs – gab Lingner nicht an seine Studenten weiter.

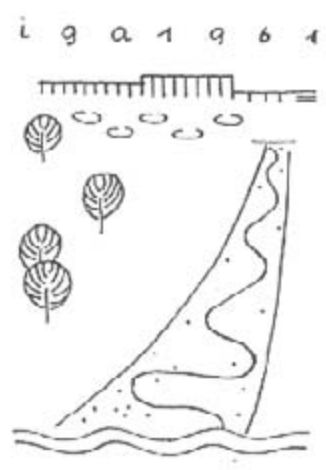
Anfang 1961 besuchte Lingner die Grüne Woche in Westberlin. Im selben Jahr, nachdem im August 1961 die Stadt abgeriegelt wurde und der Bau der Mauer begann, kam Mattern von Kassel nach Berlin und übernahm die Direktion des Instituts an der Technischen Universität im Westen der Stadt.

1966 fanden in Ost- und Westberlin Lenné-Veranstaltungen anlässlich dessen 100. Todestages statt. Aus diesem Anlass statteten Mattern und Lingner gemeinsam einen offiziellen Besuch bei der Verwaltung der Schlösser und Gärten in Potsdam ab und suchten Lenné-Pläne aus, die dann bei der Veranstaltung in Westberlin als Originale gezeigt wurden. Die Teilnahme Matterns an der Lenné-Tagung der Humboldt-Universität war dann für sehr lange Zeit die letzte gesamtdeutsche Veranstaltung und auch das letzte Zusammentreffen Lingners mit Mattern.

Angesichts dieser Entwicklung sollte Mattern einige Jahre später, 1970, nüchtern feststellen: „Es ist leichter die Gärten in Japan oder in Irland zu besuchen, als die in Dresden, Erfurt oder Potsdam.“⁶

Zwei Brüder

Der durch die politischen Bedingungen belastete Austausch verlief nicht immer konfliktfrei. Dies verdeutlicht ein persönlicher Brief Matterns an Lingner vom 13.2.1956, mit dem dieser auf einen Artikel Lingners reagiert⁷, der die Garten-



bauausstellung in Kassel kritisch kommentiert hatte.

Mattern schreibt: „Sie wollen mit mir streiten.“ Im Folgenden widerlegt und korrigiert er offensichtlich unrichtige Angaben Lingners und kritisiert insbesondere, dass dessen Argumente „mit denen des ‘Baumeister’ teilweise übereinstimmen, wo jeder hier weiß, dass beim ‘Baumeister’ die Nazi-Atmosphäre vorherrscht.“⁸ Nachdem Mattern seine eigenen „Bemühungen gegen die trennende Situation“ in Deutschland und die „rein äußerlich...ungünstigere Situation“ der Menschen in der DDR nennt, vergleicht er sich und Lingner stellvertretend für die Fachgemeinden in Ost und West mit zwei „Brüdern, die die Schulden ihrer Eltern zu tragen haben“, und betont: Es „ist nicht der verantwortlich zu machen, der an der reichen Erbschaft eines Dritten teilhat und dem benachbarten Bruder nichts abgeben darf, weil das gewissermaßen im Testament steht. Die beiden Republiken verdanken wir Herrn Hitler; Ihr habt leider die Schulden zu bezahlen und wir dürfen uns nach Ansicht des Erblassers an den Schulden nicht beteiligen. Dieser Vergleich wird an vielen Stellen hinken, aber menschlich berührt er evtl. einige der Schwierigkeiten.“ Mattern schließt mit den Worten: „Um diese Dinge möchte ich aber niemals streiten und deshalb Ihnen herzlichste Grüße.“⁹

Dass Lingner seine Arbeiten und Konzepte in einem fortwährendem Vergleich betrachtete, belegte Hans Georg Büchner mit einem Satz, den Lingner in den letzten Jahren vor seinem Tode einmal ihm gegenüber resignierend im Bezug auf die fachliche Situation geäußert hatte: „Das, was wir wollten, haben die drüben erreicht.“

Das Stadtlandschafts-Konzept

Ein Thema, auf das sich mehrere Vortragende und Diskutanten bezogen, war das sog. Stadtlandschafts-Konzept, das sich in den Arbeiten beider Landschaftsarchitekten wiederfindet. Günter Nagel nannte es zurecht „ideologisch belastet“,

Abb.5 Bundesgartenschau Kassel 1955. Foto: beatefoto. In: Hermann Mattern 1902-1971. Akademie der Künste (Hg.) Berlin 1982.





Abb. 6 Zeichnung der Wohnzelle Friedrichshain von Hans Scharoun, vermutl. 1950. In: Krieg - Zerstörung - Aufbau. Architektur und Stadtplanung 1940 - 1960. Akademie der Künste (Hg.) Berlin 1995.

diente es doch seit den 1940er Jahren den Nationalsozialisten zur Verwirklichung ihrer Lebensvorstellungen auf der Grundlage der Blut-und-Boden-Ideologie.¹⁰ Gerade der Kollektivplan muss politisch jedoch nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und der Nazi-Herrschaft in seiner Ablehnung der kapitalistischen und hierarchisierten Stadt gesehen werden¹¹. Das Gegenmodell zu spekulativer Verdichtung und monumentaler Repräsentation sah in Anknüpfung an die Gartenstadt-Ideen und die städtebauliche Moderne der Zwanziger Jahre eine „Stadt-Land-Vermischung und Sozialisierung der innerstädtischen Freiflächen“ vor.¹² Mit dem Konzept der Stadtlandschaft erhoffte sich Lingner eine soziale und gestalterische Neuordnung des zerstörten Berlins nach dem Krieg: „Nicht die Auflösung der Großstadt und der Industriekonzentrationen, sondern ihre Neuordnung in einer gesunden, intensiv bewirtschafteten Kulturlandschaft und die Durchdringung von Stadt und Landschaft werden dem Menschen ein lebenswertes Dasein bringen.“¹³

Die im Kollektivplan für den Wiederaufbau Berlins von einer Planergruppe um den Architekten Hans Scharoun ausgedrückte Idee der Stadtlandschaft ist entscheidend auf den Einfluss Lingners zurückzuführen, so dass nach Schindler die Grünplanung gleichberechtigt mit den anderen Fachplanungen in die Stadtplanung eingegangen ist. Die Planerstellung folgte den Kategorien sozialer Erfordernisse und naturräumlicher Gegebenheiten wie Topographie, Morphologie, Geologie, Hydrologie und Klima. Kurt Hueck erarbeitete im Auftrag Lingners

„Vorschläge für die Wiederbepflanzung der Grünanlagen und Schaffung von Windschutzpflanzungen auf pflanzensoziologischer Grundlage im Landschaftsraum von Groß-Berlin“¹⁴. Auf diesen planerischen und vegetationskundlichen Grundlagen sollte die Gliederung und Auflockerung der Stadt in maßvolle Teile in Form grüner Bänder, Netze oder Streifen ausgehend vom Charakter der naturräumlichen Potentiale erfolgen. „Die Grünplanung geht aus von der landschaftlichen Gegebenheit Berlins“ konstatierte Lingner. „Der neue Plan arbeitet die natürliche Landschaftsstruktur wieder heraus. Er gestaltet sie und sucht sie zu steigern, anstatt sie zu vergewaltigen“.¹⁵ Wie Scharoun es anlässlich der Ausstellungseröffnung von ‚Berlin plant‘ im Berliner Stadtschloss ausdrückte, ging es darum, mit Hilfe dieser Konzeption „Unüberschaubares, Maßstabloses in übersehbare Teile aufzugliedern und diese Teile zueinander zu ordnen, wie Wald, Wiese, Berg und See in einer schönen Landschaft“.¹⁶

In die Stadtlandschafts-Konzeption des Kollektivs gehörten auch die Kleingärten und Friedhöfe, die Vorschläge zur Spreeufergestaltung oder zur Renaturierung der Panke-Aue sowie die Anlage und Begrünung der Trümmerberge. Die Verbauung der etwa 20 Mio. Kubikmeter unverwertbaren Berliner Trümmerchuttes im Stadtraum sollte die Topographie steigern, vorhandene Höhenunterschiede wurden hervorgehoben und nicht etwa verflacht, wie von anderen Planern vorgeschlagen. Dies verdeutlicht insbesondere die im Volkspark Friedrichshain verwirklichte Einbeziehung der Ränder des Berliner Urstromtales in Form der bewussten Steigerung des Reliefs bei der Unterbringung der Trümmermassen (Kirsten).¹⁷ Dabei wurde auch eine 1848 aufgestellte Marmorstele mit einem Kopf Friedrichs des Großen, die sich in unmittelbarer Nähe zum Friedhof der Märzgefallenen befand, entfernt. Auch die Vorschläge Lingners zur Neugestaltung des Tiergartens stehen in diesem Kontext der Neuordnung und Überwindung des Alten. Die breite Ost-West-Achse der ehemaligen Charlottenburger Chaussee (heute Straße des 17. Juni) sollte vollständig aufgehoben und in einen großzügigen, landschaftlich gestalteten Raum mit vielfältigen Blickbeziehungen verwandelt werden, ein Beispiel „kompromissloser, kühner Landschaftsgestaltung“ (Kirsten).¹⁸

Während man sich in Ostberlin in den fünfziger Jahren anderen städtebaulichen Leitbildern verpflichtete¹⁹, finden sich viele, der vom Kollektiv 1946 formulierten Grundsätze in der städtebaulichen Konzeption der Internationalen Bauausstellung 1957 im Westberliner Hansaviertel wieder. Hier war u.a. Mattern als Grünplaner beteiligt. In einer Publikation zur Ausstellung „Die Stadt von morgen“ ist nachzulesen, dass die „Landschaft (...) die Grundlage für die neue Stadt (ist), ebenso für jede Planung und Ordnung der Industrie, der Verkehrswege und Siedlungen im Lande.“²⁰ Norbert Schindler wies darauf hin, dass Mattern auch zehn Jahre später in einem Vortrag zum Lenné-Preis 1969/70: „200 Jahre Vorsorge; Entwicklung für Berlin“ wie Lingner 1946 „ein besseres Planen auf den naturräumlichen Gegebenheiten“ forderte²¹.

Spuren im grünen Antlitz Berlins

Lingner und Mattern haben in Berlin deutliche Spuren hinterlassen. Bereits am

1.6.1945 wurde Lingner zum Leiter des Hauptamtes für Grünplanung beim Magistrat von Groß-Berlin berufen. Sein Wirken hat auch nach der Spaltung der Stadt in Westberlin eine lang andauernde Zustimmung erfahren. Die Grundsätze des Kollektivplans sind zur Leitbildvorstellung erhoben und viele Elemente dieser Konzeption realisiert worden. (Schindler)

Auch spätere Konzeptionen eines Freifächensystems für Ostberlin, lassen sich auf die Grundideen des Stadtlandschafts-Konzepts zurückführen (Gelbrich).

Die in Westberlin weiter verfolgten Maßnahmen zur Freilegung und Begrünung der Uferzonen, sowie die Tiergarten-Pläne von 1950 und 1952 nahmen Lingners Vorschläge der tiefen Räume und weiten Blickbeziehungen auf (Schindler).

In seiner Funktion als Hochschullehrer an der Humboldt-Universität versuchte Lingner die Studienaufgaben stärker als zuvor an aktuellen aber auch verallgemeinerbaren Berliner Problemen auszurichten (Gelbrich)²².

Auch Mattern, Mitglied im Planungsbeirat des Senators für Bau – und Wohnungswesen, initiierte nicht zuletzt durch die Begründung des Peter-Joseph-Lenné-Preises des Landes Berlin immer wieder berlinbezogene Studien. So z. B. 1968 die „Untersuchung über den Bedarf und die Lokalisierung von Erholungseinrichtungen im öffentlichen Freiraum von Westberlin“; das Ergebnis lag 1971 vor, u. a. wurde davon ausgehend die Bundesgartenschau in Neukölln 1985 organisiert. Die „Freiraumplanung Berlin“, ein Forschungsauftrag des Senats, bildete eine wichtige Grundlage für die Grünversorgung in der isolierten Stadt.²³ (Nagel)

Grüne Moderne

Eine angesichts der noch lange nicht abgeschlossenen Diskussion immer wie-



Abb. 7 Zeichnung zur Stadtlandschaft von Reinhold Lingner. „Die Spannung zwischen Natur und Bauwerk schafft das beglückende Erlebnis der Stadt.“ Zitat und Zeichnung aus: Lingner, R.: Die Stadtlandschaft. Neue Bauwelt. 1948, H. 6.

der auftauchende Frage war die nach der Modernität der Ansätze der beiden Landschaftsarchitekten. Bezogen auf die historischen Abfolge von Vor-Moderne, Moderne und Post-Moderne stellte Jürgen Wenzel in seinem Eröffnungsbeitrag fest: „Eine jede Epoche profiliert sich durch Ablehnung, Abwertung, ja, mitunter Diffamierung der vorhergehenden“ und zitierte aus der Schrift „Versagen der modernen Architektur“ von Brent Brolin, wie „indirekt und belanglos die kulturellen Ansätze waren, aus denen jene Ideen (der Moderne, A. Z.) erwachsen“.²⁴ Post-modern, so Wenzel, wird heute an eine Tradition angeknüpft, die von der Moderne vermeintlich abgeschnitten wurde: die kompakte europäische Stadt, eine Maxime, die auch der aktuellen Berliner Stadtplanung zugrunde liegt. Vor diesem Hintergrund fragte Wenzel: „Dürfen wir die Moderne vergessen? Ist die Moderne wirklich nur noch Geschichte? Dürfen wir ihre Spuren beseitigen, weil wir sie für eine Verirrung halten, wie es gerade in den neuen Bundesländern geschieht? Sind ihre kulturellen Ansätze wirklich so belanglos, wie Brolin konstatiert? Und schließlich: Ist der Utopismus der Moderne wirklich obsolet?“

Durch die Vorträge und anschließenden Statements aus der Zuhörerschaft wurden diese Fragen bestenfalls ansatzweise beantwortet. Peter Fibich fragte, ob überhaupt von einer Grünen Moderne gesprochen werden könne und ob sie passé sei. Allerdings wurden in der Diskussion Kriterien genannt, die möglicherweise dazu dienlich sind, sich dem Begriff einer Grünen Moderne anzunähern: Der soziale Auftrag, das Prinzip demokratischer Versorgung, eine freie Zugänglichkeit und ein umfassender kultureller Anspruch. Diese Kriterien finden – auch das nur angedeutet und ohne Anspruch auf eine abgeschlossene Definition – ihre Widerspiegelung in offenen, fließenden Räumen, in abgeflachten Hierarchien, in funktionaler Differenzierung sowie in Kunst und Bildung vermittelnden Gestaltungskonzeptionen. Der von Lingner und Mattern vertretene integrierte Planungsansatz könnte ein weiteres Element sein. Günter Nagels Reaktion auf das Tagesmotto „GRÜNE MODERNE PASSÉ?“ – ein nach seiner Meinung gleichermaßen „provokantes wie wichtiges Thema“ – lautete demzufolge: „Ja – Grüne Moderne passé! Dies liege in starkem Maße am Spezialistentum in der Planung und dem weitgehenden Verzicht auf einen integrierten Ansatz, sowie

Abb. 8 Luftbild Hansaviertel von Südwesten 1962.



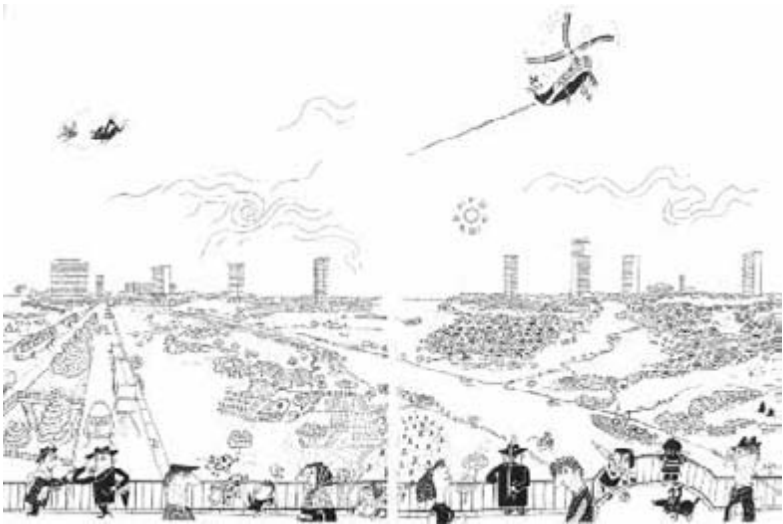


Abb. 9 Zeichnung aus „Die Stadt von morgen“ Interbau GmbH Berlin 1957

daran, dass sich die offizielle Landschaftsplanung unter das gesetzliche Dach des Naturschutzes begeben habe, der eben restriktiv auf Schutzfunktionen fixiert sei und wenig planerische Impulse freizusetzen vermöge. Das hätte Mattern schon 1950 in dem von ihm herausgegebenen Buch ‚Wohnlandschaft‘ vorausschauend erkannt und kritisiert.²⁵ Der integrierte Planungsansatz der Pioniergeneration sei weitgehend verlassen worden.

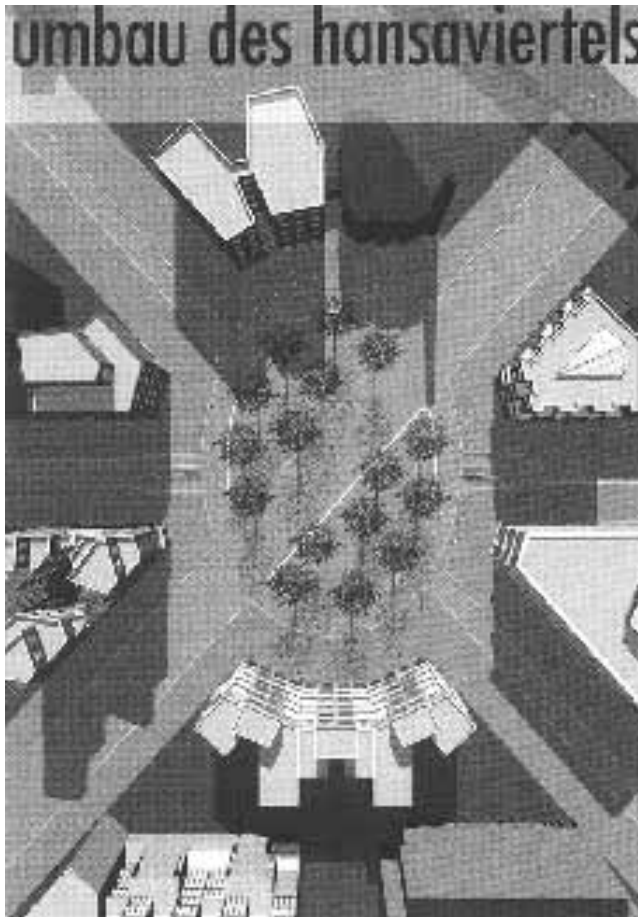
Heute zeugen in Berlin neben verschiedenen Grünflächen wie die freien Uferstreifen, die Scharounschen Bauten des Kulturforums Philharmonie und Staatsbibliothek oder die Fischerinsel als Elemente einer entstehenden Stadtlandschaft noch von dem Gesamtkonzept fließender Räume. Diese würden, so Nagel, jedoch systematisch durch Über- oder Umbauung und Abriss zerstört. Es sei in Berlin z.B. erklärte Absicht eines ‚Planwerks Innenstadt‘, zum Zwecke einer vermeintlichen Urbanität offene Räume zu schließen und Ufer zuzubauen.

Diese Konzepte in Frage zu stellen, die Potentiale großzügig gehaltener Freiräume für eine planvolle Weiterentwicklung offen zu halten, Gartendenkmale der Nachkriegszeit zu definieren und bedarfsgerecht zu erhalten, wie von Thomas Buße, Stephanie Drewitz, Klaus und Lingenauber aufgezeigt wurde, das sollten Schritte sein, in denen sich im alltäglichen Umgang mit den Zeugnissen der Grünen Moderne auch ihr Wert für die Gegenwart artikuliert. Günter Nagel zeigte sich optimistisch: „Die Prinzipien dieser so genannten Grünen Moderne werden überleben und als Grundströmung unseres Handelns weiterwirken. Es kommt darauf an, was wir daraus machen.“



Abb. 10 Gestaltung des Trümmerschuttberges mit Aussichtsplattform und Restaurant. Zeichnung Reinhold Lingner 1947. Nachlass R. Lingner am Institut für Strukturplanung und Regionalentwicklung Erkner.

Abb. 11 Umbau des Hansaviertels. Werbepostkarte der Architekten T. Nöfer, S. Schindler und U. Füssler für eine Ausstellung ihrer Entwürfe, die u.a. eine bauliche Fassung des Hansaplatzes vorsahen. Berlin 1998.



Anmerkungen

- 1 Die Ausstellung war in Kooperation mit der Plansammlung der TU Berlin (Mattern) und dem Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung Erkner (Lingner), realisiert worden.
- 2 Für Anregungen und Hinweise danke ich Martina Mahlke, TU Berlin
- 3 „Die Entwicklung des Berufsbildes des Landschaftsarchitekten als Planer geht mit der Sozialgeschichte der Arbeiterbewegung, die von der Stadtentwicklung nicht zu trennen ist, einher,...“ Mattern, Hermann: Das Berufsbild des Garten- und Landschaftsarchitekten. In: Garten und Landschaft 8/1972, S. 351
- 4 vergl. Heinrich, Wroni: Die Idee der Stadtlandschaft bei Hermann Mattern. In: Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur Universität Hannover (Hg.): Stadtlandschaft. Beiträge zur räumlichen Planung Bd. 50. Hannover 1999, S. 38
- 5 ebd. S. 41
- 6 Mattern, Hermann: Karl Foerster zum 96. Geburtstag. In: Gartenpost/Pflanze und Garten 3/1970, S. 12
- 7 Lingner, Reinhold: Kritische Bemerkungen zu einer Gartenschau - Kassel '55. In: Städtebau und Siedlungswesen, Berlin (Ost) 1955 H. 2, S. 108-110
- 8 Die Fachzeitschrift ‚Baumeister‘ erscheint seit 1902 beim callwey-Verlag, München, in den 1940er Jahren enthielt sie als Beilage das Mitteilungsblatt des Nationalsozialistischen Bundes Deutscher Technik (NSBDT), Fachgruppe Bauwesen, Arbeitskreis Baugestaltung.
- 9 Brief im Besitz von Johann Greiner, Abschrift von Helmut Gelbrich.
- 10 vergl. Gutschow, Nils: Ordnungswahn. Architekten planen im „eingedeutschten Osten“ 1939-1945. Basel-Berlin, Boston, Gütersloh 2001. Siehe allgemein auch: Durth, Werner: Zum Begriff der Stadtlandschaft. In: Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur Universität Hannover (Hg.): Stadtlandschaft. Beiträge zur räumlichen Planung Bd. 50. Hannover 1999
- 11 vergl. zu den sozialistischen Traditionslinien des Kollektivs: Hain, Simone: Archäologie und Aneignung. Ideen, Pläne und Stadtfigurationen. Aufsätze zur Ostberliner Stadtentwicklung nach 1945. Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung (Hg.), Erkner 1996. Zum Problem der Einordnung stadtlandschaftlicher Konzepte auch: Rabeler, Gerhard: Wiederaufbau und Expansion westdeutscher Städte 1945-1960 im Spannungsfeld von Reformideen und Wirklichkeit. Deutsches Nationalkomitee für Denkmalschutz (Hg.), Bonn 1997
- 12 Bezirksamt Tiergarten von Berlin, Abt. Bau- und Wohnungswesen, Naturschutz und Grünflächenamt in Zusammenarbeit mit der Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Umweltschutz, Fachabteilung Bau- und Gartenkmalpflege: Das Hansaviertel. Konzepte, Bedeutung, Probleme. Berlin 1995, S.7
- 13 Lingner, Reinhold: In: Die Stadtlandschaft. In: Neue Bauwelt, 1948 H. 6, S. 86
- 14 Hueck, Kurt: Vorschläge für die Wiederbepflanzung der Grünanlagen und Schaffung von Windschutzpflanzungen auf pflanzensoziologischer Grundlage im Landschaftsraum von Groß-Berlin. Magistrat von Groß-Berlin, Abt. Bau- und Wohnungswesen, Hauptamt für Grünplanung und Gartenbau (Hg.) ca. 1945
- 15 Lingner, Reinhold: Aufgaben und Ziele der Grünplanung in Berlin. In: Der Bauhelfer, 1947 H. 2
- 16 Die Lingner- und Scharoun-Zitate in diesem Abschnitt stammen aus dem Vortrag von Norbert Schindler.
- 17 vergl. Lingner, Reinhold: Die Unterbringung unverwertbaren Trümmerschuttes in Berlin als Problem der Stadtplanung. In: Planen und Bauen, 1950 H. 2
- 18 vergl. Lingner, Reinhold: Die Zukunft des Tiergartens - ein städtebauliches Problem. In: Garten und Landschaft, 1949 H. 4-6
- 19 vergl. Reise nach Moskau. Quellenedition zur neueren Planungsgeschichte. Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung Erkner (Hg.) Berlin 1995
- 20 Interbau GmbH, Berlin 1957: Abschnitt Stadt und Natur, Punkt 13
- 21 Mattern, Hermann: 200 Jahre Vorsorge; Entwicklung der Umwelt in Berlin. Veröffentlichungen des Instituts und Lehrstuhls für Landschaftsbau und Gartenkunst der Technischen Universität Berlin, 1970, Nr. 30
- 22 z.B. Lingner, Reinhold und Gandert, Klaus-Dietrich: Zur Auswahl und Gestaltung von Freiflächen zur Erholung in der Stadtrandzone. In: Wiss. Zeitschrift der Humboldt-Universität Berlin, Math.-Nat. Reihe, 1964 H. 5, S. 767-769; Lingner, Reinhold; Büchner, Hans Georg, Bepflanzungskonzepten für Städte. Wissenschaftliche Zeitschrift der Humboldt-Universität zu Berlin, Math.-Nat. R. XVII, 1968, H. 2, S. 215ff.
- 23 Mattern, Hermann: Freiraumplanung Berlin. Untersuchung über den Bedarf und die Lokalisierung von Erholungseinrichtungen im öffentlichen Freiraum von Westberlin. Institut für Landschaftsbau und Gartenkunst der Technischen Universität Berlin 1971
- 24 Brolin, Brent: Das Versagen der modernen Architektur. 1976, S. 8
- 25 Mattern, Hermann: Die Wohnlandschaft. Stuttgart 1950

Andrea Gerischer, Dipl.-Ing., *1964. Vorpraktika im botanischen Garten der Universität Regensburg und im Landschaftsbau, 1985 - 92 Studium der Landschaftsplanung an der TU Berlin. 1987 - 88 Mitarbeit in der Stiftung Naturschutz im Projekt „Grün macht Schule“, 1989 - 90 im Landschaftsarchitekturbüro Clemens Szamatolski, Berlin. 1990 - 91 Studium an der Escuela Superior Técnica de Barcelona, 1991 Mitarbeit im Landschaftsarchitekturbüro LPB, Berlin, 1992-2000 im Stadtplanungsbüro Planergemeinschaft Dubach, Kohlbrenner, Schwerpunkt Erstellung und Umsetzung von Konzeptionen zur Weiterentwicklung von Plattenbausiedlungen der ehemaligen DDR. Seit 2000 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachgebiet Bauplanung, bei Prof. Wenzel und nun bei Frau Prof'in Giseke. Entwickelt und betreut Entwurfsprojekte sowie Wahlpflichtfächer im Hauptstudium und unterrichtet das Fach Städtebauliches Entwerfen. Redakteurin der ‚Zone 7‘, der Zeitschrift der Fakultät 7. Forschung über die postsozialistische Entwicklung der Metropolen der DDR, Dissertationsvorhaben über Prof. Dr. Johann Greiner.

„Freiraum komplex“, Co-Autor: Axel Zutz, ist in veränderter Form erstmals 2004 erschienen In: Stadt und Grün, 53 Heft 3, S. 40 – 45.

Aha.

Ein Kommentar.

Klassischer Weise beinhaltet ein persönlicher Textbeitrag zur Verabschiedung eines Professors in den Ruhestand die Schilderung einer bemerkenswerten Begegnung mit ihm oder die eines zitierfähigen Ausspruches. Genau so wollte ich meinen Beitrag zur vorliegenden Anthologie auch gestalten. Ich sinnierte ergo über die eine oder andere Situation mit Herrn Wenzel, die für mich entweder besonders unterhaltsam (wie zum Beispiel die zahlreichen Anekdoten über Wasily, seinen Sohn), wegweisend (wie die Seminare und das Projekt, die ich bei ihm besucht habe) oder auch manchmal verstimmend (was in den wilden Jahren meiner studentischen Generalopposition und kraft Herrn Wenzels etwas obstinatem Wesen durchaus gelegentlich vorkam) war. Doch keines dieser Einzelergebnisse schien mir ausreichend Typik und Schärfe aufzuweisen oder hinreichend komplex zu sein.

Allmählich entwand sich meinem Kopf dann doch noch eine Idee. Ich erinnerte eine typische Wenzelsche Äußerung, der ich meist bei spontanen Gesprächen begegnete. Diese Äußerung ist hermeneutisch schwer zu fassen, weist keinen eigentlichen Sprachsinn auf und schwimmt in mehrdimensionalen Konnotationen. Sie oszilliert zwischen Geräusch und Ausruf. Mit ihr pflegt Herr Wenzel spontan geäußerte Mitteilungen anstelle eines ausgefeilten Dialogs zu kommentieren.

Vermutlich ist die Äußerung vielen im Ohr, jedenfalls wurde sie mehrfach imitiert und im Falle der Autorin, als taugliches Instrument in den eigenen Sprachschatz übernommen: Es handelt sich um das Wenzelsche „Aha“.

Aaaha.

Was dieses Geräusch so besonders macht ist die spezifische Wenzelsche Aussprache. Für diejenigen, die diese spezielle Form der Interjektion nicht im Ohr haben, sei sie phonetischen kurz analysiert: Es gilt der Dreivierteltakt. Folglich (hier schlägt der leidenschaftliche Tänzer Wenzel durch) handelt es sich rhythmisch quasi um einen „Aha“-Walzer. Sein melodiös gesprochenes „Aha“ dauert insgesamt zwei Takte. Der erste Takt besteht aus einem langgezogenen „A“, das in mittlerer Tonlage einsetzt und allmählich leicht steigt. Darauf folgt abrupt der zweite Takt mit einem kurzen, sehr tiefen, leicht guttural intonierten „Ha“. Es folgen zwei Viertel Pause zum Ausklang der Phrase.

Aahazweidrei.

Glaubt man zunächst, dass die ungewöhnliche Länge des Wenzelschen „Aha“ die Phasen eines zögerlichen Denkprozesses anzeigt, also dass während des langgezogenen „Aaa“ der mitgeteilte Sachverhalt noch gedanklich gewendet und das erfolgreiche Begreifen schließlich durch das kurze Ha signalisiert wird (Interpretationsbeitrag Lotti Gerischer, ebenfalls Kennerin des Wenzelschen „Aha“ aus erster und zweiter Hand), zeichnete sich als Ergebnis einer mehrjährigen Feldforschung ab, dass diese Interpretation zu kurz greift. Vielmehr ist diese „Aha“-Rarität mehrdimensionaler Ausdruck von Persönlichkeit und Programm des Äußerers.

Heureka!

Sprachwissenschaftlich wird das „Aha“ (Zweiviertel gleichmäßig gesprochen) als Interjektion oder Social Noise klassifiziert. Im allgemeinen Sprachgebrauch wird es als Ausruf verwendet, der maximal zweidimensional wirkt und geistige Erkenntnis sowie ein Quäntchen Verblüffung signalisiert. Als Social Noise verstanden, beinhaltet es eine menschliche Äußerung, die jenseits der Sprachbedeutung einen kommunikativen Effekt hat. Beide Erklärungsansätze werden der Komplexität des Wenzelschen „Aha“ ebenfalls nicht gerecht. Eine umfangreiche Interpunktion soll in Ergänzung der phonetischen Einführung helfen, die mehrdeutigen Konnotationen präziser zu fassen.

Aha.?!

Die Komponenten:

Aha. In erster Linie ist das „Aha“ ein Indiz sprechökonomischer Sparsamkeit. Ganz nach dem Motto „Schweige, soviel du kannst, aber rede, soviel du musst“ hält Herr Wenzel, der eher dem geschriebenen Wort zugeneigt ist, damit beides im Gleichgewicht. Nicht dass unser Äußerer unkommunikativ ist, nein, im Gegenteil. Im Sinne der Social Noises signalisiert er dem Gegenüber laut und deutlich seine volle Aufmerksamkeit und zeigt an, dass er das Gesagte zur Kenntnis genommen hat. Der Gesprächspartner reagiert zunächst mit Genugtuung.

Das Wenzelsche „Aha“ spiegelt aber auch Zwang wider. Von der Situation überrumpelt sieht sich Herr Wenzel zur Zustimmung zum Gesagten gezwungen, da er sich der Plausibilität der vorgebrachten Argumente auf die Schnelle nicht entziehen kann.

Aha? Das leichte Ansteigen der Sprachmelodie im Aaa lässt bereits den Wi-

derstand ahnen, den der gepflegte Querdenker plausiblen Argumenten grundsätzlich entgegenbringt. Nur zögerlich stimmt er der Rede zu, nicht ohne jedoch sein tiefes Misstrauen durch einen Tonlagenwechsel stimmlich zum Ausdruck zu bringen. Er schürt damit kräftig Zweifel an den vorgebrachten Argumenten. Zaghafte deutet sich Streitlust an.... Doch die sprechökonomische Sparsamkeit sowie die Diskrepanz zwischen Reaktionserfordernis und Reaktionsvermögen verhindern den Disput und lassen das Schweigen zunächst wie eine Niederlage erscheinen.

Bisweilen enthält das Ansteigen der Stimme auch einen leicht schelmischen Ausdruck, so als wäre die Maulhärte lediglich ein Streich, mit dem eindeutigen Ziel, sein Gegenüber zu verunsichern (die Erfolgsquote ist dabei sehr hoch).

Aha! Das gutturale „Ha“ könnte nun als das Grummeln nach der Niederlage interpretiert werden, schlosse sich nicht eine kurze Pause an. Diese Pause ist die Ankündigung eines sich geistigen Aufbäumens und verweist auf die inhaltliche sowie zeitliche Offenheit des Diskurses. Das Gegenüber ist somit gewarnt und sollte sich in den folgenden Tagen warm anziehen.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass das Wenzelsche „Aha“ die Primärinterpretation (Erkenntnis und das Quäntchen Verblüffung) überwindet und erweitert. Es gibt drei wesentliche programmatische Punkte, die das Handeln des Äußerers charakterisieren: Die sprechökonomische Sparsamkeit, das Querdenkertum und die schelmische Freude an der Verunsicherung. So ist das Wenzelsche „Aha“ gleichsam als Synonym für den Äußerer selbst zu lesen.

Es ist sehr schwer, die Bedeutung von Begriffen allgemeingültig zu beschreiben. Umso schwerer ist es, eine Äußerung zwischen Geräusch und Ausruf zu bestimmen und ihre Konnotationen zu entlarven. Die Unschärfe des Wenzelschen „Aha“ wird bleiben und wurde nur durch meine persönliche Sicht für den Augenblick des Lesens in Klarheit überführt. Doch spätestens beim nächsten „Aahazweidrei“ werden wir wieder um dessen Bedeutung ringen.

Zum Schluss vielleicht noch der Versuch, ein Gerücht auszuräumen:

In der Gartenkunst fand der Aha – Effekt Eingang in die Bezeichnung von Grenzgräben, die eine unsichtbare Abgrenzung zwischen dem Landschaftspark und der ihn umgebenden Landschaft bildeten. Ein ursächlicher Zusammenhang zwischen der Konvertierung des Architekten Wenzel in einen Landschaftsarchitekten in frühen Jahren und dem Wenzelschen „Aha“ in der heutigen Form kann nicht nachgewiesen werden, da dessen Entstehungszeitpunkt nicht näher zu bestimmen ist.

Eine bleibende Analogie besteht indessen zum Landschaftsbegriff, den ähnliche Unschärfe kennzeichnet, wie das Wenzelsche „Aha“.

Freiraum komplex.

Der Landschaftsarchitekt Johann Greiner (1923 - 2003)

Als im November 2002 an der Technischen Universität Berlin anhand der Biographien von Reinhold Lingner (1902-1968) und Hermann Mattern (1902-1971) der Versuch unternommen wurde sich einer „Grünen Moderne“ und ihrer Ausprägung in Deutschland anzunähern¹, gehörte ein Teilnehmer der Zeitzeugengeneration zu den ausdauerndsten Zuhörern: Der Landschaftsarchitekt Prof. Dr. Johann Greiner. Er starb im Mai 2003².

Beiden, Lingner wie Mattern, stand Greiner nah. Sowohl in Ost-Berlin an der Humboldt-Universität als auch in West-Berlin an der Technischen Universität hätte er in der jeweiligen Nachfolge Lingners (1969) oder Matterns (1972) Lehrstuhlinhaber für Landschaftsarchitektur werden können. Doch es kam anders: Greiners Festhalten an der österreichischen Staatsbürgerschaft stand der Berufung im Ostteil der Stadt entgegen, die berufliche und familiäre Situation wiederum ließen Greiner nach schlaflosen Nächten das Angebot Matterns aus West-Berlin ablehnen. Und so kam es, dass Greiner, der von 1949 bis zu Lingners Tod zu dessen engsten Mitarbeitern gehörte, das Lingnersche Erbe in anderen Funktionen fortgeführt und weiterentwickelt hat.

Mit der Fachkonferenz „Komplexer Freiraum Freiraum komplex?“, die im Herbst 2004 stattfand, knüpfte die TU Berlin an die Veranstaltung „GRÜNE MODERNE PASSÉ:“ an und stellte Greiner als einen weiteren Protagonisten der ‚Grünen Moderne‘ vor. In sieben Vorträgen wurden Einordnungen in fachgeschichtlich Zusammenhänge und Einschätzungen zur Aktualität der Forschung Greiners gegeben.

Mit seinem Anspruch, Qualität und Quantität miteinander zu verbinden orientierte sich Greiner an den von ihm benannten Vorbildern Leberecht Migge und Martin Wagner und sah sich damit auch selbst in der Tradition der Moderne. Die Unterbrechung dieser Tradition durch die Doktrin der „Nationalen Tradition“ in den 1950er Jahren der DDR beurteilt er deshalb auch kritisch³.

Seine integrative Sicht auf die Freiraumplanung versuchte Greiner nicht nur über seine Forschungsarbeiten an der Bauakademie der DDR durchzusetzen. Mit der von ihm mitbegründeten Fachzeitschrift – deren Redaktionskollegium er lange Jahre vorstand –, durch sein Wirken im Berufsverband der Architekten und durch die Wahrnehmung von Lehraufgaben an der Kunsthochschule Berlin Weißensee nahm er Einfluss auf die Entwicklung von Theorie und Praxis. Zur Veranstaltung ist eine Gedenkschrift erschienen, die über das in den Vorträgen fokussierte Thema der Forschungsarbeiten Greiners hinausgeht und die mit dieser Tätigkeit verbundenen Verflechtungen seines beruflichen Wirkens beleuchtet. An alle genannten Bereiche ist Greiner von seinem Lehrer und Mentor Lingner herangeführt worden.



Abb. 1 Alice und Reinhold Lingner, in der Mitte stehend Johann Greiner, vermutlich Anfang der 1950er Jahre. Foto in Besitz von Dr. Anneliese Greiner

Frühe Begegnungen mit Wiepking, Rossow, Pniower, Lingner

Johann Greiner war, ohne es zu wissen, bereits als fünfzehnjähriger einem Beispiel Lingnerscher Arbeiten begegnet. Nach Abschluss der Realschule drängte ihn sein Vater, der die weitere Existenz der Familie durch Viehzucht und Erwerbsgartenbau sichern wollte, in eine Ausbildung zum Gärtner (Gerischer). Um den Sohn von der Gärtnerzunft zu überzeugen, fuhr der Vater mit ihm 1938 auch zur Reichsgartenschau nach Essen und verdeutlichte ihm dort am Beispiel einer großen Gartenschau die Leistungen des Berufsstandes. Greiner sah nicht nur die von den Nationalsozialisten propagierten gärtnerischen Nutzungsmöglichkeiten auf der eigenen Scholle, sondern hier lernte er auch die gartenkünstlerische Seite des Berufes kennen. Lingner war als Gartenarchitekt an der Schau im Rahmen seiner Tätigkeit bei der Firma der Gebr. Roehse beteiligt.⁴ Greiner, der zu dem Zeitpunkt nicht wissen konnte, welche Gestalter in Essen verantwortlich zeichneten, geriet so trotz der Vormacht des nationalsozialistischen Gedankengutes mit einer idealistischen und sozialreformerischen Geisteshaltung in Kontakt, die er nach dem Krieg auch selbst annehmen sollte.

Abb. 2 Georg B. Pniower und Hans F. Kammeyer mit Studenten aus Berlin und Pillnitz, 1947. Links Johann Greiner. Foto in Besitz von Hubert Matthes.



Nach Ausbildung zum Gärtner und Erlangen der Fachschulreife im Fachgebiet Gartenbau entschied sich Greiner schließlich gegen den Erwerbsgartenbau und für ein Studium in Berlin bei Prof. Heinrich Wiepking-Jürgensmann an der Friedrich-Wilhelm Universität. Während des Nationalsozialismus hatten sich Raum- und Landschaftsplanung im Zusammenhang mit Großprojekten wie der Reichsautobahn und den Planungen für die eroberten Ostgebiete zu einer expandierenden und zukunftssträchtigen Branche entwickelt. Greiner distanzierte sich jedoch später vehement von dem völkisch-rassistischen Gedankengut Wiepking⁵. Nach Kriegsende erhielt Greiner die Möglichkeit bei Prof. Georg Bela Pniower – dem Nachfolger Wiepking – an der inzwischen umbenannten Humboldt-Universität, sein Studium in der Fachrichtung Landschafts- und Gartengestaltung mit dem Grad des Diplom-Gärtners abzuschließen.

Aufbruchklima der Nachkriegsära

Die Jahre nach dem Krieg waren geprägt von Aufbruch und Erleichterung. Auch die Landschaftsarchitektur rang um ihren Platz beim Aufbau der neuen Gesellschaft. In diesem Klima inspirierten Greiner die „großblumigen Träume“ Lingners von einem „planetarischen Pazifismus“, die sich bereits in den Plänen des Scharoun-Kollektivs für den Wiederaufbau Berlins im Rahmen einer „marxistisch fundierten Stadtlandschaftskonzeption“ ausdrückten, wie die Bauhistorikerin Simone Hain in ihrem Vortrag bei der Gedenkveranstaltung ausführte. Greiner, der aus wirtschaftlichen Gründen ein 1946 bei dem Landschaftsarchitekten Walter Rossow eingegangenes Arbeitsverhältnis nicht fortsetzen konnte, wurde von diesem an Lingner in das Hauptamt für Grünplanung beim Magistrat für Groß-Berlin weiterempfohlen. Dort begann er 1949 in der Abteilung Aufbau und leitete ein Jahr das Entwurfsbüro. Es begann eine zwanzigjährige Zusammenarbeit zwischen Greiner und Lingner.

Geschichtlichkeit Sozialen Grüns: Volkspark Friedrichshain

Es gibt keine Epoche, die den ersten genuin städtischen und öffentlichen Park Berlins, den Friedrichshain, seit seiner Entstehung in den bürgerlichen Revolutionsjahren des 19. Jahrhunderts nicht geprägt hätte. Mit den Umgestaltungen und Eingriffen seit Kriegsende befasste sich auch Greiner in verschiedenen Positionen während seiner gesamten beruflichen Laufbahn – beinahe ein halbes Jahrhundert⁶. So setzte Greiner selbst bereits in den Jahren 1949-50 als Leiter der Entwurfabteilung im Hauptamt für Grünplanung Teile der Lingnerschen Grundaussagen des Kollektivplanes, die Modellierung der städtischen Topographie durch die Aufschüttung gezielt platzierter Trümmerberge an den Höhenrücken der Moränenplatten des Barnim und des Teltow im Friedrichshain um. Die Überschüttung der während des Krieges in den Park gebauten Flakbunker symbolisierte gleichzeitig die Überwindung von NS-Terror und Krieg. Mit diesen „bellavista“ wurde nun den neuen Eigentümern der Stadt, den in den östlichen Bezirken beheimateten Arbeitern „die Stadt zu Füßen gelegt“ (Hain).

Zugleich setzten sich Greiner wie Lingner gestalterisch wie funktional im Sinne der „Grünen Moderne“ für die Wahrung und zeitgemäße kulturelle Wei-



Abb. 3 Trümmerbergskizze (Querschnitt), Lingner 1949.
IRS Erkner, Wiss. Sammlungen: Nachlass Johann Greiner.

terentwicklung des Meyerschen Erbes ein. Mit der Neugestaltung des Friedrichshains „als Garten, der sich zur geselligen Kommunikation eröffnet“ sollten wie mit den anderen in dieser Zeit entwickelten Grünzügen und Stadtplätzen, die „Wandervogel in die Stadt geholt“, auf „Arbeitswegen mit Naturgenuss“ zur tagtäglichen Erholung oder am Wochenende zu einem „politischen Sonntag“ im Grünen eingeladen werden (Hain). Die Entfernung der inzwischen wiedererrichteten Friedrich-Büste und die Überformung der repräsentativen Plätze zu fließenden Räumen unterstreichen den Atem der neuen Freiheit auch gestalterisch. Das im Nordosten des Parks im sogenannten Neuen Hain gelegene und vom Bombenterror unzerstörte Meyersche Hippodrom, das ursprünglich als Sportfläche angelegt war und bis 1933 auch politischen Aktivitäten der Arbeiterklasse gedient hatte, entstand – nun befreit vom dort lagernden Kriegsgerät – wieder als Sportfläche. Wie mussten Greiner und seine Kollegen die später politisch angeordneten Eingriffe für Parteidemonstration, Wehrsport und Wettkampfeliten schmerzen! Nach dem Fall der Mauer ging es erneut, wie 1945, um die Zukunft dieser Freiflächen: Soziales Grün oder Private Rendite? Greiners energisches Einmischen gegen die endgültige Überbauung im Rahmen der Privatisierungsabsichten der 1990er Jahre half den Neuen Hain der Bevölkerung wieder zurückzugeben.

Abb. 4 Der Neue Hain heute, in der Mitte die Senke der Schwimmbecken des Wettkampfstadions, 2003. Foto: Sabine Pfofe



Komplexes Denken und Handeln

Bereits eingangs wurde auf die fachlichen Verflechtungen zwischen Fachzeitschrift, Lehrauftrag, Fachgruppe und Bauakademie verwiesen, die von der Person Johann Greiners stand. Damit kam ihm die Funktion eines Koordinators und Botschafters zu. „Seine Informationen, mehr noch seine Meinung als Weltbürger beeindruckten“ (Kuntzsch). Als Inhaber eines österreichischen Passes durfte Greiner frei reisen. Er konnte dadurch persönlichen Kontakt zu westdeutschen und –europäischen Kollegen pflegen, wie kein anderer DDR-Landschaftsarchitekt. Diese Reisen über die politischen Grenzen bedeuteten jedoch auch Gradwanderungen unter schwierigen gesellschaftlichen Bedingungen. Auf der einen Seite gab es die „Rotlichtbestrahlung“ (Stefke) an der Bauakademie, auf der anderen Seite konnte sich auch in der DDR die Arbeit der Landschaftsarchitekten nicht ohne eine internationale Verortung entwickeln. Greiner hat jedoch „auf politische Polemik zugunsten solider fachlicher Argumentation“ verzichtet (Gelbrich), seine Beiträge durch „spitze Ironie nachdenklich verpackt“ (Kuntzsch).

Während Lingner und Mattern noch 1952 um die Bildung eines gesamtdeutschen Arbeitskreises der besten nur projektierenden Gartenarchitekten über alle Zonengrenzen hinweg rangen, bildeten sich bedingt durch die Teilung des Landes in Ost und West eigenständige Berufsverbände heraus. In der 1954 innerhalb des Bundes Deutscher Architekten (BDA) gegründeten Sektion der Gartenarchitekten der DDR engagierte sich auch Greiner: In den Jahren 1958 bis 1967 war er deren Vorsitzender, zuvor hatte er jedoch bereits im Auftrage Lingners die Sitzungen vorbereitet. Das Klima in diesem „bündelnden fachlichen Gremium“ sei dabei von einem „Gegenseitigen Geben und Nehmen“ geprägt gewesen. Die Behauptung der Existenz einer eigenständigen Fachzeitschrift in der DDR hingegen war ein „ständiger Kampf“. Die Diskussion im Redaktionsbeirat schildert Hans Georg Büchner sei „sehr freimütig, zeitweise heftig und – fast – ohne Tabus“ geführt worden. Büchner würdigt, dass Greiner „ausdauernd, listenreich und wohl auch tapfer die Zeitschrift nach innen und nach außen verteidigt und damit erhalten“ hat.

Ab 1953 war Greiner als Lehrbeauftragter an der 1947 eröffneten Kunsthochschule Berlin in Weißensee tätig. Die Einrichtung des Kernfaches Landschaftsarchitektur dürfte auf das Betreiben Lingners zurückzuführen sein, der mit dem Bauhüsler Selman Selmanagic, dem damaligen Leiter der Abteilung Architektur, im Scharoun-Kollektiv an Fragen zur Berliner Freiflächenstruktur gearbeitet hatte. Die Kunsthochschule war nach dem Vorbild des Bauhauses strukturiert und besaß ein Interdisziplinarität orientiertes Lehrschema, das in seinen Grundzügen bis 1990 Gültigkeit behielt.

Für Greiner bildete die Kunsthochschule ein geeignetes Umfeld, in dem er sein komplexes Freiraumverständnis an die nächsten Generationen weitergeben, aber auch Forschungsergebnisse der Bauakademie in die Hochschule einspeisen konnte. Nach Aussage von Greiners Studenten und späteren Kollegen Dietmar Kuntzsch war das Klima durch einen „Spagat zwischen Disziplin und Renitenz“ gekennzeichnet.

Da an der Kunsthochschule Weißensee keine diplomierten Landschaftsarchitekten ausgebildet wurden, waren die Perspektiven, Lingner an der HU oder Mattern im Westteil der Stadt an der TU als ordentlicher Professor zu beerben, mit Sicherheit sehr attraktiv.

In den mehr als 30 Jahren, in denen Greiner in Weißensee arbeitete, nahm seine „Wirksamkeit“ zu, wie es Kuntzsch über die Zeit Greiners in Weißensee ausdrückte. Insbesondere die Tatsache, dass er in den Westen reisen und Vergleichsbeispiele in Augenschein nehmen konnte, qualifizierten seine fachlichen Urteile. Eine wichtige Rolle für die Lehre spielte seine 1974 gemeinsam mit Helmut Gelbrich an der Bauakademie verfasste Publikation „Grünflächen der Stadt“. Dieses Buch blieb bis 1990 ein elementares Lehrbuch in der DDR und erlangte auch in der Bundesrepublik, der Schweiz und Österreich hohe Anerkennung, zumal es in der Bundesrepublik keine vergleichbare Systematik gab.

Den meisten Fachleuten – auch im Westen – ist Johann Greiner ausschließlich als der Wissenschaftler bekannt, der in der DDR die quantitativen Grundlagen der staatlichen Freiflächenversorgung entwickelte. Obgleich er noch im Hauptamt für Grünplanung als Leiter der Entwurfsabteilung eingesetzt war, übertrug ihm Lingner dann in der Deutschen Bauakademie die Forschungsabteilung im Bereich Grünflächen im Städtebau. Die einseitige Einordnung als Wissenschaftler „schmerzte ihn“ (Matthes). Von Lingner in die „systematische Ecke gedrängt“ (Gerischer) behielt Greiner nämlich eine komplexe Sicht auf den

Deutsche Gartenarchitektur

Zeitschrift für Gartenplanung und Landschaftsgestaltung

4

<p>1. Die Gartenarchitektur in der DDR 2. Die Gartenarchitektur in der BRD 3. Die Gartenarchitektur in der Schweiz 4. Die Gartenarchitektur in Österreich 5. Die Gartenarchitektur in der Bundesrepublik 6. Die Gartenarchitektur in der DDR 7. Die Gartenarchitektur in der BRD 8. Die Gartenarchitektur in der Schweiz 9. Die Gartenarchitektur in Österreich 10. Die Gartenarchitektur in der Bundesrepublik 11. Die Gartenarchitektur in der DDR 12. Die Gartenarchitektur in der BRD 13. Die Gartenarchitektur in der Schweiz 14. Die Gartenarchitektur in Österreich 15. Die Gartenarchitektur in der Bundesrepublik</p>	<p>16. Die Gartenarchitektur in der DDR 17. Die Gartenarchitektur in der BRD 18. Die Gartenarchitektur in der Schweiz 19. Die Gartenarchitektur in Österreich 20. Die Gartenarchitektur in der Bundesrepublik 21. Die Gartenarchitektur in der DDR 22. Die Gartenarchitektur in der BRD 23. Die Gartenarchitektur in der Schweiz 24. Die Gartenarchitektur in Österreich 25. Die Gartenarchitektur in der Bundesrepublik 26. Die Gartenarchitektur in der DDR 27. Die Gartenarchitektur in der BRD 28. Die Gartenarchitektur in der Schweiz 29. Die Gartenarchitektur in Österreich 30. Die Gartenarchitektur in der Bundesrepublik</p>
--	---



Abb. 5 Titelblatt der „Deutschen Gartenarchitektur“, 2. Jahrgang, Heft 4, 1961

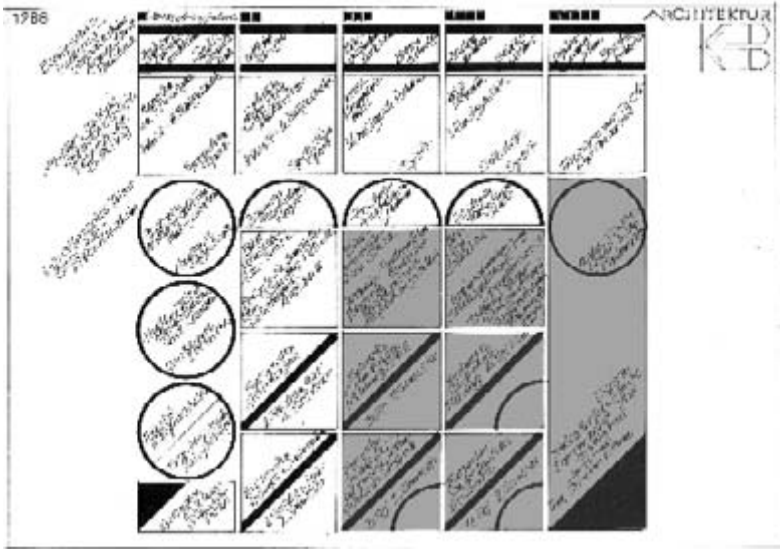


Abb. 6 Lehrschema der Kunsthochschule Weißensee, 1988. KHB, A. Bonitz

Gegenstand Freiraum bei, die sowohl die ästhetische Komponente als auch die systematische wissenschaftliche Seite beinhaltete. Gemeinsam erarbeiteten sie auf diesen Grundlagen Entwürfe und theoretische Vorgaben für die von ihnen angestrebte „Revolutionierung der Raumaneynung“ (Hain), für eine – grüne – Überwindung der bürgerlichen Parzelle. Kennzeichen der Forschungsarbeiten und -methoden Greiners war die Orientierung am Nutzer, aber auch an den „natürlichen Bedingungen für die Gestaltung des Freiflächensystems“⁷. Ausgehend von einer kritischen Überprüfung des Forschungsstandes etablierte er eine spezifische, an den Bedürfnissen und gesellschaftlichen Bedingungen der DDR orientierte Grundlagenforschung. Dabei bezog er Experten aus nutzerorientierten Disziplinen, wie Mediziner und Pädagogen in die Grundlagenforschung mit ein (Baeseler).

Greiners wahrscheinlich nachhaltigster Einfluss auf die eigene Disziplin sowie auf Architektur und Städtebau ging von der Norm TGL 113 –0373 „Freiflächen – Grundsätze und Richtlinien für die generelle Stadtplanung“ (1964) aus. Der Standard enthielt nicht nur Richtzahlen über die Größe einzelner Freiflächenkategorien und Versorgungsrichtwerte, sondern forderte auch als generelle Aufgabenstellung die kulturellen, hygienischen und nicht zuletzt die ästhetischen Ansprüche der Gesellschaft als wichtige planerische Grundlage ein. Die Durchsetzung der Norm ist in zweierlei Hinsicht als geschickter Schachzug zu werten. Sich der Logik des staatlichen Quantitätsparadigmas bedienend sicherte sie zum einen die Berücksichtigung der freiraumplanerischen Belange bei der Stadtplanung. Zum anderen wurde damit die Beteiligung von Landschaftsarchitekten in städtebaulichen Planungskollektiven gewährleistet und erreicht, dass sie als

„geachtete und verantwortliche Mitglieder“ angesehen waren. Greiner gelang es so, den bereits von Lingner und Mattern vertretenen integrierten Planungsansatz in Planungsrecht umzusetzen.

Trotz Greiners weitgehender Autonomie in der Auswahl der Forschungsgegenstände lässt sich eine deutliche Synchronität zu gesellschaftlichen Entwicklungslinien der DDR ablesen. Der forcierte Bau von Kindereinrichtungen Anfang der 1950er Jahre als Ausdruck des Aufbaus der DDR führte an der Bauakademie zur Intensivierung der Forschung über deren Außenanlagen und zur „Entwicklung rationaler Lösungen“. In den 1960er Jahren rückte mit zunehmender Freizeit und Mobilität die Erholungsplanung in den Vordergrund, ein Instrument, das auch der staatlichen Lenkung und Kontrolle der Freizeitgestaltung diene.

Aufgabenverschiebungen innerhalb der staatlich gelenkten Planungsprozesse und die damit verbundene Rollenveränderung der Bauakademie der DDR ließen ihren Einfluss auf die Praxis schwinden. Stefke nennt sie eine „Akademie, die nicht baut“. Dies zeigte sichtbare Folgen in der Abnahme der Qualitäts- und Ausstattungsstandards der Freiflächen bei Neuanlagen, in der zeitlichen Verzögerung ihrer Realisierung gegenüber dem Wohnungsbau bis hin zum völligen Fehlen gestalteter und ausgestatteter Freiräume.

Trotz der hohen Akzeptanz Greiners und seiner Akademiekollegen in der Fachwelt verfestigte sich der Widerspruch zwischen dem hohen Standard in der Forschung und der sichtbaren Wirklichkeit städtischer Freiräume.

Spiritus Rector

Johann Greiner, das zeigen seine komplexe Betrachtungsweise und sein komplexes Handeln, hat einen festen Platz in der planerischen Moderne Nachkriegsdeutschlands. 40 Jahre seines beruflichen Wirkens fallen zusammen mit der Existenz der DDR. Eine „soziale, humane Vision der Moderne lebte in der DDR weiter, und Greiner war fest darin eingebunden“, so drückte es am 17. Oktober 2003 sein Weißenseer Kollege Dietmar Kuntzsch aus. Hans Georg Büchner schrieb einmal in dieser Zeitschrift, dass „ein Teil dieses Wirkens die gesellschaftlichen Bedingungen der DDR sowohl zur Voraussetzung als auch als Ergebnis“ hatte⁸.

Auf der Fachkonferenz wurden die Forschungsarbeiten Greiners nicht nur erstmals umfassend beschrieben und in übergeordnete Zusammenhänge eingeordnet, sondern es wurde auch der Versuch unternommen, Aktualität und Tauglichkeit der Richtwerte, Instrumente und Strategien für die aktuelle Situation der Freiraumplanung zu überprüfen. Eine zentrale Fragestellung war daher: Sind quantitative Richtwerte als Instrumente der Freiraumplanung unter den heutigen Rahmenbedingungen noch tauglich?

Greiner selbst konnte auf der anlässlich seines 80sten Geburtstages anberaumten Fachkonferenz leider keine Einschätzung mehr zur Entwicklung seiner Forschung im Verlauf der DDR-Geschichte und ihrer aktuellen Relevanz abgeben. Seine eigene Bilanz hat er allerdings 1991 in dem Artikel „Freiflächenplanung für Städte in der DDR. Voraussetzungen und Möglichkeiten“ angedeutet.

Hier resümierte er, dass in der DDR „auch die Freiflächen betreffende Planung einer tragfähigen ökonomischen und demokratischen Grundlage entbehrte“, dass jedoch „die erarbeiteten Bestanderfassungen und Analysen für künftige Vorhaben von großem Nutzen sein“ können. Greiner hat als zentrale Figur, scheinbar wenig autoritär, aber „zielstrebig und beharrlich“ Themen entwickelt, verfolgt und instrumentell konkretisiert (Wenzel). Gerlinde Krause nennt ihn deshalb in der Gedenkschrift treffend: „Dezenter Wegweiser“. Laut Helmut Gelbrich war Greiner ein „geachteter und beliebter spiritus rector“.



Abb. 7 Titelblatt der Publikation „Grünflächen der Stadt“. Greiner /Gelbrich, 1974.

Anmerkungen

Alle Zitate und Verweise ohne besondere Angabe stammen aus den Beiträgen der jeweiligen Autoren in: Andrea Gerischer, Jürgen Wenzel (hrsg.): Freiraum komplex. In memoriam: Prof. Dr. Johann Greiner, Landschaftsarchitekt, 145 Seiten, ISBN 3-936846-48-0, Wissenschaftlicher Verlag Berlin 2003, HYPERLINK „<http://www.wvberlin.de>“

1 vgl. Zutz, A. 2003: GRÜNE MODERNE PASSÉ? In: Stadt und Grün, 52, Heft 3, S. 11 - 19.

2 vgl. Gelbrich, H. 2003. In: Stadt und Grün, 52, Heft 7, S. 56.

3 vgl. Greiner: Freiflächenplanung für Städte in der ehemaligen DDR. In: Landschaftsarchitektur 1/1991, S. 12.

4 Wegen der Beschäftigung Lingners geriet die Firma in einen politischen Konflikt mit DGG-Präsident Josef Pertl, der mittels Verleumdungen versuchte dessen Entlassung zu erzwingen. Vgl. Kirsten, R. 1999: Die besondere Stellung von Reinhold Lingner im Prozess der Entwicklung der Landschaftsarchitektur der DDR. In: Institut für Umweltgeschichte und Regionalentwicklung e. V. (Hg.): Landschaft und Planung in den neuen Bundesländern: Rückblicke. Berlin, S. 131-134

5 vgl. Greiner, J. 1995: Leserbrief zum Wiepking-Preis. In: Garten + Landschaft, 105, Heft 1, S. 8.

6 vgl. Schulz, G; Schmelzle H./ Zutz A.

7 vgl. Greiner, J. 1991, S. 12.

8 vgl. Büchner, H.G. 1998: Johann GREINER zum 75. Geburtstag. In: Stadt und Grün, 47, Heft 11, S. 835

Frieder Goeser, Dipl.-Ing., *1962. Studium der Bildhauerei und Landschaftsarchitektur in Nürtingen und an der TU Berlin. Diplom 1995 bei Prof. Jürgen Wenzel zur Spreeinsel Berlin. 1995 - 98 tätig als Landschaftsarchitekt in einem Berliner Planungsbüro. 1998 - 2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Landschaftsarchitektur der TU Berlin im Fachgebiet Darstellung und Gestaltung. 2004 Bürogründung von out|lines, Entwurfs- und Beratungsagentur für Freiraum und Landschaft.

Das Geschichtete

Frage ich mich nach zehn Jahren Berufserfahrung, was mich aus der Studienzeit am stärksten geprägt hat, so ist es die kritische Reflexion und Schulung meines Grundinteresses an Geschichte und historischen Zusammenhängen. Die Entwurfsprojekte und mehr noch die Wahlpflichtfächer die Prof. Jürgen Wenzel angeboten hat, haben mir hierin eine eigene Entwurfshaltung ermöglicht. Die Vorlesungen zu seinen Wettbewerbsbeiträgen zum Prinz-Albrecht-Gelände und zum Denkmal Levetzowstrasse waren dabei genauso wichtig wie die Auseinandersetzung mit der ewigen Stadt Rom im Fach 'Postmoderne Stadttheorien' oder zur Stadtentwicklung von Jena. Geschichte nicht nur ernst zu nehmen und das Verständnis dafür zu schärfen, sondern sie differenziert in den Entwurfsprozess einzubauen, sie sozusagen positiv zu instrumentalisieren ist die Quintessenz. Neben der „geregelten Handhabe der Bilder“ also eine geregelte Handhabe der Geschichte.

So war es naheliegend sich im Diplom mit einem Ort zu beschäftigen, der möglichst umfassend Berliner Stadtgeschichte repräsentiert: Kupfergraben und Spreeinsel. Als werdender Landschaftsarchitekt interessierte mich dort das Verhältnis der Freiräume (Spreefluss und Ufer) zur Stadt. Wie üblich bei Prof. Wenzel wurde aus den drei eingereichten Titelvorschlägen für die Diplomarbeit von ihm ein komplizierter vierter Titel geformt: „Natur und Geschichte – Determinanten und Perspektiven für einen städtischen Raum am Beispiel des Berliner Kupfergrabens“. Also keine Analyse um ihrer Selbst willen, sondern immer mit der Zielstellung Entwurf.

Folgender Text ist das erste Kapitel der Diplomarbeit von 1995. Er steht für einen möglichen Umgang mit Prof. Wenzels Haltung. Man merkt dem Text an, dass in der Berliner Debatte zur Stadtentwicklung so manche „Schlacht“ nun endgültig geschlagen ist. Gleichzeitig gibt er etwas von der Stimmung wieder, als das „Planwerk Innenstadt Berlin“ noch in seiner pränatalen Phase war.

Natur und Geschichte

Die Stadt als Collage, Mosaik oder Puzzle?

„Dies ist nicht die Zeit, irgend etwas zu vollenden.
Dies ist die Zeit für Fragmente.“ Marcel Duchamp

Stadt ist seit jeher aus der gegenseitigen Beeinflussung der natürlichen Voraussetzungen und der Geschichte entstanden. Meist war eine günstige topographische Lage die Ursache einer Siedlungsgründung: Beispielsweise Versorgungsgründe wie die Fruchtbarkeit des Bodens oder Nähe zum Wasser, strategische Gründe wie eine Hügel- oder Tallage, eine Meerenge oder Furt, oder einfach 'nur' Schönheit und angenehmes Klima konnten Gründe zur Niederlassung gewesen sein. Auch wenn alle Gründe gleich wichtig scheinen, ist doch das Wasser als lebenserhaltendes Element der entscheidende Faktor. Außerdem bestimmt es nicht nur die Atmosphäre innerhalb einer Stadt, sondern prägt auch die ganze Umgebung und die in ihr lebenden Menschen. Diese setzen sich aber nicht unmittelbar der elementaren Gewalt des Wassers aus: sogar Städte am Meer sind meist in geschützten Lagen in einer Bucht, oder kurz vor der Mündung eines Flusses entstanden. Rio de Janeiro in der Guanababucht oder Lissabon 20 km vor der Mündung des Tejo in den Atlantik sind solche Orte. Vergleicht man diese mit Städten im Inland, so kann festgestellt werden, daß das Element Wasser völlig unterschiedlich im Stadtbild integriert ist.

Ist das Wasser bei den erstgenannten schon durch seine Masse ein offensichtlicher Bestandteil, welche die Stadt beherrscht, so kommt es bei einer Stadt im Landesinneren auf die Größe des Flusses an und ob die Bewohner das Wasser als stadtbildprägendes Element für sich entdeckt und in die Stadtentwicklung miteinbezogen haben. Der 'zeitliche' Aspekt spielt dabei eine entscheidende Rolle. Sind am Meer die Rhythmen des Wassers durch die Gezeiten zweimal am Tag wahrnehmbar, so macht sich der Fluß im Inland nur während der Hochwasser über das normale Maß hinaus bemerkbar.

In einer Stadt wie Wien wird nicht nur das jährliche Hochwasser sichtbar, sondern jedes starke Gewitter in der Nähe, wird durch Seitentäler und den Wienfluß der Stadt zugeleitet und macht sich kurze Zeit später in der Stadt, durch plötzliches Anschwellen des Wienflusses, bemerkbar. Den Besucher wundert die starke und tiefe Uferbefestigung, in der im Normalfall ein wenig wasserführender Fluß fließt, dessen Wasserspiegel sich aber innerhalb kürzester Zeit bis zu 6 m heben kann.

Städte ohne eine solche 'wetterzeigende' Lage setzen den Fluß anders in Szene. Meist wirkt er im Stadtbild als Transportband für Waren, Güter und Verkehr. Paris hat die ursprüngliche Breite der Seine durch eine großzügige Uferausbildung beibehalten, die zwischen Wasserebene und Stadtebene vermittelt. Diese Ebene diente früher dem Warenumschatz und war so etwas wie ein langgezogener Hafen. Leben und Atmosphäre der Stadt wird dort wesentlich von dieser

Haltung geprägt; sei es als Promenade oder als Mythos vom Lebensraum der 'clochards'.

Die für München typischen Isarauen, die den Hochwassern als Retentionsraum dienen, wurden mit ihren Kiesbänken in den siebziger Jahren als Erholungsflächen wieder neu entdeckt, und Dresden hat sich bereits im 18. Jahrhundert mit den Elbterrassen ein für die Stadt ganz wesentliches Element geschaffen. So entwickelt jede Stadt je nach ihrer natürlichen Gegebenheit eine spezifische Anpassung.

Dieses Vorhandensein des Wassers in der Stadt ist jedoch nur eine Grundbedingung, für das Charakterbild einer Stadt. Die eine hat es mehr, die andere weniger ausgeprägt. Spannend wird es, wenn man auf die geschichtliche Entwicklung schaut, auf das sich permanent verändernde Wechselspiel zwischen Stadt und Wasser. Denn die Stadtentwicklung legt Schicht um Schicht über die Stadt. Das ist nicht nur abstrakt vorstellbar, sondern oft direkt räumlich zu erkennen: In Rom beispielsweise fallen die antiken Ausgrabungen durch ihre drei bis vier Meter tiefe Lage auf und die archäologische Schichtung Trojas zeigt, daß diese Stadt jedes Jahrhundert ungefähr 10 cm 'gewachsen' ist. Es kommt also nach und nach zu einer Überformung der natürlichen Ausgangssituation.

Am Beispiel der Mitte von Berlin, genauer an der Entwicklung des westlichen Spreearmes, wird in den folgenden Kapiteln gezeigt werden, wie die Stadt sich hier 'aufbaut' und der Fluß 'einsinkt'. Mit dem Bau der Stadt ist der Wasserspiegel der Spree durch Trockenlegung, U-Bahnbau sowie Bergbau in der Lausitz, seit der ersten Besiedlung um 1,5 m gesunken. Man hat es also mit einer fortwährenden Auseinandersetzung zwischen Stadtentwicklung und topographischer Ausgangssituation zu tun. Diese Auseinandersetzung ist zweifacher Art. Einerseits kämpft die Stadtbevölkerung gegen die Bedingungen der natürlichen Gegebenheiten, sie versucht Land zu gewinnen und Wasser zu verdrängen. Außerdem ist jede Epoche bestrebt, sich von der vorangegangenen abzugrenzen, und hinterläßt stets eigene Spuren im Stadtbild. Dies ist natürlich kein statischer, sondern ein fließender Prozeß. Stadtplanung und Architektur sind für die politischen Repräsentation schon immer ein dankbare Mittel gewesen, um Zeichen einer gewissen Epoche zu setzen. Stand in Frankreich für die Ära Giescard das Bürozentrum 'La Defense', so versucht sich Mitterand mit den 'grands projets' zu verewigen.

Auf diesem Weg entsteht ein differenziertes, oft schwer auf den ersten Blick zu durchschauendes Gewebe, das letztendlich zum Konglomerat 'Stadt' führt und es auch als solches auszeichnet. Dieses verwirrende Chaos, das vielfältige Nebeneinander von Schichten und Stilen, garantiert Spannung und doch ist der Mensch scheinbar nicht in der Lage diese Spannung auszuhafte. Er ist bestrebt Ordnungssysteme zu finden, die ihn diese 'wirre Welt' verstehen lassen. Wo er diese Ordnung nicht findet, schafft er sie sich.

Zu allen Zeiten haben die machthabenden Bewohner und Planer versucht das Chaos der Stadt zu ordnen oder zumindest funktionsfähig zu gestalten. Autoritäre Systeme wie das Barock oder Planungen zu einer Reichs- oder sozialistischen Hauptstadt haben so rigide in gewachsene Strukturen eingegriffen, daß ihre Spu-

ren noch lange im Stadtbild ablesbar sind. Gleiches gilt für die ausschließlich an der Rendite orientierten Planungen, die der Stadt und Peripherie ebenso ihr besonderes Gepräge gibt. Das in Berlin momentan herrschende 'Einheitsdenken' einer „Kritische Rekonstruktion“, die bereits den gedanklichen Hintergrund zur Internationalen Bauausstellung 1987 (IBA) geliefert hat, geht ebenso von einem übergeordneten Bezug – einer Meta-Ebene– aus: Ein einheitliches, das städtebauliche Chaos ordnendes Bild wird angestrebt. Kritiker werfen den Vertretern dieser Herangehensweise vor, daß der historische Bezugspunkt sich nur einseitig auf den Beginn und die Mitte des vorangegangenen Jahrhunderts bezieht und somit andere, nicht unwesentlichere Epochen nahezu ausblendet.

Wo wäre der historische Orientierungs- und Bezugspunkt und wer könnte sich anmaßen diesen festzulegen? Und was wären die Kriterien dazu? Etwa formale, wie 'Schönheit' und 'Ausgewogenheit' im klassizistischen Sinne? Oder müßten es nicht gesellschaftliche Werte wie Toleranz und Pluralismus sein?

Ein Verdienst der kritischen Rekonstruktion“ ist, daß überhaupt wieder in historischen Zusammenhängen innerhalb der Stadtbaukunst gedacht und gehandelt wird, was eine Hauptforderung einlöst, die Aldo Rossi mit seinem Buch „L'Architettura della Citta“ schon 1966 (deutsch 1973), also auf dem Höhepunkt des städtebaulichen Kahlschlags der Nachkriegszeit, gestellt hat. Seit geraumer Zeit wird nun nach Umgangsweisen des eingangs beschriebenen Phänomens permanenter Überlagerungen von Schichten und Stilen gesucht, bei denen nicht das Ausradieren der vorangegangenen Periode im Mittelpunkt steht, sondern das Sich-deutlich-abgrenzen. Dieses Abgrenzen kann aber nur wahrgenommen werden, wenn das Alte kontrastbildend bestehen bleibt und man sich darauf einläßt Relikte einer vergangenen Zeitschicht in die Planung miteinzubeziehen. Gerade Berlin zeichnet sich durch seine heterogene Struktur aus. Man sollte sie zum Thema machen und inszenieren ('in Szene setzen'), statt sie durch Vereinheitlichung zu verdrängen.

Auf der theoretischen Ebene war in diesem Zusammenhang das Buch „Collage City“ von C. Rowe und F. Koetter ein wesentlicher Beitrag. Er stellte sowohl dem postmodernen 'anything goes' der 80er Jahren, als auch der rückwärts orientierten, vereinheitlichenden „Kritischen Rekonstruktion“ etwas entgegen.

Nach einer gründlichen Analyse und Einschätzung der Architekturtheorie der Moderne, sowie der These ihres Scheiterns in der Praxis, versuchen die Autoren in der „Collage“ eine Methode für die Architektur und Stadtplanung zu entwickeln.

Den beiden darin herausgearbeiteten Strängen, dem Utopischen – ein allgemein gültiges Ziel verfolgenden – auf der einen Seite, sowie dem ausschließlich der Tradition verpflichteten Strang auf der anderen, stellen sie den die Collage-Technik beherrschenden „Künstler“ als Ausweg aus diesem Dilemma entgegen. Dieser kann sowohl wissenschaftlich Arbeiten, als auch spontane Ideen, die beim Zusammenprall verschiedener Auffassungen entstehen, umsetzen. Er ist also mehr als nur bloßer Ingenieur und auch mehr als nur „Bricoleur“ (= Bastler; einer der nur mit dem auskommt was er gerade zur Verfügung hat und die geforderte Aufgabe dementsprechend meistert). Sogesehen wäre er dann 'Architekt'

ganz im Sinne von Vitruv.

Die Autoren erkennen damit beide Stränge an, da die Bevorzugung des jeweils einen eine undemokratische Unterdrückung des anderen bedeuten würde, und verstehen sich deshalb als eine Mischung aus beidem: als „aufgeklärte Traditionalisten“ und Vertreter einer „utopischen Poesie“. Um zu etwas Neuem zu gelangen wird die ‚Reinheit der Absicht‘ zu Gunsten der Kommunikationsbereitschaft aufgegeben. Nach ihrer Auffassung kann deshalb die Stadt nur als „Museum“ betrachtet werden. Als Quelle beliebiger, aber sorgfältig ausgewählter Unterweisung, in der ein historisches Panorama erschlossen wird. In ihr wird Geschichte ernst genommen, es herrscht Gedanken- und Formenvielfalt, Kultur und Erziehung wirken zusammen. Weiterhin kann mit dieser Betrachtungsweise ein Idealmaß an Verbindung voneinander unabhängiger Teile erreicht werden, sowie Gegenstände und Ereignisse, trotz Gleichzeitigkeit in der Wahrnehmung, unterscheidbar und getrennt bleiben. Wichtigstes Leitmotiv dabei ist die Erinnerung.

„Denn welche Vorbehalte wir auch haben mögen (diese Stadt ist ein Klappern von Gebeinen, eine bloße Anthologie geschichtlicher und malerischer Höhepunkte), fällt es doch schwer, nicht zuzugeben, wie liebenswürdig und gastfreundschaftlich sie ist. Als eine offene Stadt und bis zu einem gewissen Grad eine kritische, empfänglich – wenigstens theoretisch – für die sich widersprechendsten Anregungen, weder der Utopie noch der Tradition feindlich, dabei aber keineswegs wertfrei, offenbart die Stadt als Museum keinerlei Anzeichen eines drängenden Prinzips. Sie ist das Gegenteil von restriktiv, deutet Förderung eher als Ausschluss der Vielfalt an und umgibt sich, verglichen mit dem Standard ihrer Zeit, mit einem Minimum an Zollschraken, Einfuhrsperren, Handelsbeschränkungen, und dementsprechend kann die glückliche Idee der Stadt als Museum, trotz vielen begründeten Einwänden, heute nicht so ohne weiteres beiseite geschoben werden, wie man sich zunächst vorstellt.“

(ROWE/KOETTER 1984, 194 ff; Hervorhebung durch die Autoren).

Es kann ergänzend die Frage gestellt werden, ob das Ergebnis dieser Methode dem ‚Gebilde‘ Stadt entspricht. Die Betrachtungsweise der ‚Stadt als Museum‘ enthält die für das methodische Vorgehen dieser Arbeit wichtige Berücksichtigung der Geschichte und jene Vielfältigkeit, die sich aus dem Verhältnis von Stadt zu Wasser ergibt. Auch ist es richtig eine aus der Kunst kommende Methode für die ‚Stadtbaukunst‘ zu verwenden. Es gibt aber auch noch andere Betrachtungsweisen, aus denen sich neue Methoden entwickeln lassen könnten.

Innerhalb der Kunst wäre, wie die ‚Collage‘, das Mosaik eine Möglichkeit des Umgangs mit Fragen der Stadtgestaltung.

Laut Definition ist es „... ein aus verschieden artigen Stiften, Glasstückchen, Steinchen oder ähnlich zusammengesetztes, flächiges Muster oder Bildwerk auf Mauer oder Fußboden“ (WAHRIG, 1974, 414) und hat seinen Ursprung im griechischen Wort *mousa* = Muse, Kunst oder künstlerische Tätigkeit.

Es ist nun von der Betrachtungsweise abhängig, inwieweit man Strukturen aus denen sich Stadt zusammensetzt, vereinheitlichen will. Ob Einzelteile einer Stadt analog zu gleichartigen Materialien unterschiedlicher Farbe gesehen wer-

den, ist vielleicht gar nicht so wichtig, sondern wichtig ist, daß beim Mosaik ein bereits zuvor festgelegtes Bild aus Einzelteilen zusammengesetzt wird, im Gegensatz zur Collagentechnik, die ein gewisses unvorhergesehenes Moment beinhaltet, da erstens nur mit den im Augenblick verfügbaren Materialien gearbeitet wird und zweitens der Effekt des Hinzufügens aber auch 'Wieder-ablösen-können' hinzukommt. („Collage = ein aus Papier oder anderem Material geklebtes Bild. Aus dem Französischen von 'Klebearbeit'; colle = Klebstoff.“ Eda.1974, 113).

Natürlich verbirgt sich hinter der von ROWE/KOETTER entwickelten Methode mehr als nur ihre künstlerisch-handwerkliche Umsetzung. Aber mit dem fertigen Bild, einer Vorstellung des Gestaltenden, wird man der menschlichen Tendenz ordnen zu wollen wohl eher gerecht.

Aber benötigt die Stadtbaukunst nicht auch, wie jede andere Kunstart, eine spielerische Komponente? In Schillers „Ästhetischen Briefen“ ist vom Form- und Spieltrieb die Rede. Man müßte dann den Bereich der Kunst verlassen und sich dem Spiel zuwenden.

Das Puzzle, das im engeren Sinne als „Geduldspiel mit 15 nummerierten Steinen auf einem quadratischen Brett von 16 Feldern“ (dtv Lexikon 1980, Bd.14, 314) beschrieben wird, in weiterem Sinn jedoch „jedes Geduldspiel, das Kombination und Geschicklichkeit erfordert; besonders das Zusammensetzen von Bildern aus vielen kleinen Steinen“ (ebd.) ist, könnte Sinnbild für eine Betrachtungsweise von Stadt sein. Dieser erweiterte Sinn könnte auch für Fragen der Stadtgestaltung zutreffen.

Die Frage, welche Methode letztendlich geeignet ist, und somit der Stadt, als sich wandelnder und die gesellschaftlichen Verhältnisse spiegelnder Lebensraum gerecht wird, muß offen bleiben. Jede Stadtkultur muß ihren Weg dazu selbst finden. Sicher ist jedoch, daß differenziertes Umgehen mit allen Spuren der Geschichte erforderlich ist. Die in Berlin momentan herrschende Tendenz der 'Tabula rasa' in städtebaulichen Fragen unterscheidet sich kaum von der Nachkriegsplanung im ehemaligen Ostberlin. Auch diese Planung hat seinerzeit radikal mit allem Vorausgegangenem gebrochen und im Ostteil die 'Neue Stadt' aufgebaut. Als Beispiel sei die Sprengung des Stadtschlusses im Jahr 1951 erwähnt. Möchte man heute wieder so verfahren, oder gelingt es die Planungen der letzten 40 in einen Zusammenhang zu stellen?

Womöglich hat Rom Koolhaas sogar recht, wenn er verlangt die Stadt 'von Außen' her zu bauen und damit die Peripherie zum Thema der 90er Jahre zu machen (vgl. Interview in 'LETTRE' 1992, H.18). Die Definition der Mitte braucht Reflexion, also Zeit. Das heißt jedoch nicht 'Nichts' zu tun. Womöglich geht es darum, zu einer Entwurfshaltung zu gelangen die 'freihält' und Möglichkeiten offen läßt bis Entscheidungen gereift sind, anstatt mit gebauten Tatsachen eine auf lange Zeit unveränderbare Situation zu schaffen.

Vroni Heinrich (Hampf), Dipl.-Ing., *1937. Studium zunächst bei Gustav Allinger, dann aber glücklicherweise in der Hauptsache bei Hermann Mattern. Nach dem Diplom 1964 an zwei Projekten wissenschaftliche Mitarbeiterin von Hermann Mattern. Bei Wettbewerben allenfalls immer nur fast gewonnen. Kurze Mitarbeit bei Helmut Bournot. 1972 - 97 wissenschaftliche Leiterin der Bibliothek am Institut für Landschaftsarchitektur der TU Berlin. Archivierung des künstlerischen Nachlasses von Hermann Mattern mit Katalog und Ausstellung in der Akademie der Künste Berlin 1981. Jeweils fast zwei Jahrzehnte stellvertretende Vorsitzende im Vorstand der Bücherei des Deutschen Gartenbaus und des Kuratoriums der Karl-Foerster-Stiftung für angewandte Vegetationskunde. Vorträge und Veröffentlichungen in Deutschland, Frankreich, Groß-Britannien, Italien, den Niederlanden und den USA zur Gartengeschichte und da ohne Forschungskontingent, seit langen Jahren nach Feierabend und jetzt im Ruhestand Arbeit über Leben und Werk von Hermann Mattern.

Die wissenschaftlichen Kontakte zu Jürgen Wenzel ergaben sich eher indirekt, etwa wenn Studenten bleich und grün im Gesicht in die Bibliothek wankten. Dann war klar, dass sie in einer Prüfung bei Professor Wenzel, der sein Arbeitszimmer viele Jahre gegenüber den Bibliotheksräumen hatte, die Prüfungsfragen nicht verstanden hatten.

Vroni Heinrich

Im Schatten

Erinnerungen an Jürgen Barth

Jürgen Barth erzählte gern, wie sein Vater, der ein ausgezeichnete Wildpflanzenkennner war, ihn als Kind mit in die Umgebung Berlins nahm, um dort typische Pflanzen zu sammeln. Im Rucksack transportierten sie ihre Ausbeute nach Hause, um sie dann auf dem Sachsenplatz (heute Brixplatz) in Westend zur Anschauung der Bürger und Schulkinder auszupflanzen und mit Namensschildchen zu versehen. In Jürgen Barths Briefen an mich in seinem Ruhestand kam er immer auch auf seinen Vater zu sprechen, obwohl ich ihn nie darum gebeten hatte. So schrieb er am 3.5.1994 von seinem Alterssitz in Herzberg am Harz: „Da, wo immer es möglich war, ich bis etwa zum 17. Lebensjahr gern von meinem Vater mitgenommen wurde, lernte ich früh die Gedankengänge meines Vaters kennen. Er gab mir oft Gelegenheit, ihn bei Erläuterungen zu seinen und anderen berliner Parkanlagen zu vertreten. (So mit 13 Jahren zu Fachführungen etwa von Biologielehrern durch den Sachsenplatz.)“

Jürgen Barth wurde am 21. Mai 1911 in Lübeck geboren. Sein Vater Erwin Barth war – an dieser Stelle nur grob skizziert – dort ‘Stadtgärtner’, bevor er 1912 Gartendirektor der Stadt Charlottenburg wurde und als solcher Schöpfer vieler Stadtparks, die sowohl der Erbauung und Erholung der Bürger, als auch dem Kinderspiel dienen. 1926 übernahm er das Amt des Stadtgartendirektors von Groß-Berlin und wurde 1929 erster Ordinarius für Gartengestaltung und Direktor des heute an der Technischen Universität Berlin ansässigen Instituts. Eine ernste und bedeutende Persönlichkeit und für seinen Sohn – möglicherweise verstärkt durch seinen Freitod 1933 – offenbar übermächtiger Vater. Jürgen Barth machte 1932 in Berlin das Abitur, legte 1934 die Gärtnergehilfenprüfung ab, leistete als Voraussetzung für die Zulassung zum Studium Arbeits- und Wehrdienst und hatte bei Studienbeginn 1936 bereits eine gute gärtnerische und meliorationstechnische Basis. 1939 erwarb er bei Heinrich Wiepking-Jürgensmann den akademischen Grad Diplom-Gärtner, der bis Ende der 1960er Jahre vergeben wurde, um dann durch den Dipl.-Ing. abgelöst zu werden.

Über Wiepking äußerte sich Jürgen Barth distanziert. Er sei im Gegensatz zu Gustav Allinger kein echter Nationalsozialist gewesen, sondern hätte nur versucht, für seine Studenten zu sorgen, ohne sich allerdings Zeit für sie zu nehmen. Er hätte ihnen das Sehen beigebracht und das Verständnis für die Landschaft. Seine Vorlesungen sollen interessant gewesen sein, hätten sich nach drei Zyklen aber immer wiederholt. Unter Wiepking Vorgänger Erwin Barth wurde in den Fächerkatalog der Gartenarchitekturausbildung die Forstwirtschaft aufgenommen, da die Berliner Forsten den Gartenämtern unterstellt waren und Barth vor allem höhere akademische Kommunalbeamte heranziehen wollte, die den Architekten usw. in den Ämtern gleichgestellt sein sollten. Wiepking fügte den Fächern den Gegebenheiten entsprechend die Landschaftsplanung hinzu.

Im Krieg war Jürgen Barth nach einer Kopfverletzung nicht mehr frontdienstfähig und wurde zur Bearbeitung von Konzepten für erholungswirksamen Ausbau der Landschaft, nachhaltige Vegetationswirtschaft und zur Aufstellung agrarstruktureller Siedlungs- und Landschaftspläne in den Ostgebieten herangezogen, 1944 auch als Bauführer bei der Organisation Todt. „April 1945 nach Berlin-Spandau wieder einberufen, 2. Mai 1945 Verlust eines Beines durch Explosivgeschoß.“ Bis Anfang 1947 war er in russischer, dann britischer Kriegsgefangenschaft. Seine Frau kam bei der Eroberung Berlins ums Leben. Seine zweite Frau lernte er im Lazarett als Krankenschwester kennen. Sie nahm ihn, wie wir später scherzhaft sagten, sorgsam „in Verwaltung“ und hat ihn in seinen letzten Jahren im Kreise von Kindern und Kindeskindern getreulich bis zu seinem Tod am 17. Juli 2001 gepflegt.

Gleich nach der Entlassung aus dem Lazarett wurde er von Georg Bela Pniower, der ihn dort immer wieder besucht und inzwischen Wiepking als Ordinarius abgelöst hatte, als Assistent eingestellt. Die Leitung des Gartenamtes von Steglitz schlug er aus, weil ihm eine Hochschullaufbahn aussichtsreicher erschien. Aber wie mühsam und langwierig wurde dieser Weg, was nachzuvollziehen nur mit besonderen Kenntnissen der Bürokratie möglich ist. Pniower war nicht nur ein kreativer Gartenarchitekt, sondern brachte den Studenten auch Bodenreform und Städtebau in Ergänzung zu den bisherigen Fächern nahe. Jürgen Barth war maßgeblich an der Erarbeitung von neuen Lehrplänen beteiligt.

Bei der Teilung Berlins 1949 optierte Pniower als einziger des Instituts für den Osten. Er blieb also an der Humboldt-Universität, während das in Dahlem gelegene Institut der Technischen Universität angegliedert wurde. Beide Teile sahen das Institutsinventar als ihr Eigentum an. Jürgen Barth erzählte mir mit seinem leisen Humor, wie er so viele Bücher wie möglich und die Diasammlung durch die Hintertür des kleinen Institutsgebäudes in Sicherheit brachte, während Pniower durch die Vordertür Bücher auf einen Lastwagen lud, um sie nach Ost-Berlin zu schaffen.

Mit Pniowers Weggang war das Institut verwaist und sollte 1951 vom Kultursenator aufgelöst werden, was Jürgen Barth mit Hilfe einer Denkschrift verhindern konnte.

1952 wurde Gustav Allinger auf den Lehrstuhl berufen. Als ich mit dem Studium begann, eilte dem Assistenten Jürgen Barth der Ruf voraus, er wäre scharf und zu fürchten, er würde die höchsten fachlichen Anforderungen und die schwierigsten Fragen stellen. Ich fand ihn von Anfang an zwar anspruchsvoll, aber freundlich, fair und zur Weiterhilfe bereit. Allinger hingegen kümmerte sich um die jüngeren Semester überhaupt nicht. Korrekturen allerdings waren auch gar nicht nötig, denn die seit eh und je gestellten Aufgaben wurden nie verändert und so „kupfernten“ wir Studenten sie jeweils von den höheren Semestern ab.

1961 wurde Hermann Mattern als Ordinarius und Institutsdirektor berufen. Allinger beanspruchte aber auch weiterhin in den überaus knapp vorhandenen Räumen des Institutsgebäudes in Dahlem sein großes Arbeitszimmer, in dem sich auch unzugänglich die Bibliothek befand. Nach einer fürchterlichen Auseinandersetzung, von der mir tags darauf berichtet wurde, zwang ihn Mattern

zur Räumung und teilte dieses im Erdgeschoß gelegene Zimmer Jürgen Barth zu, der bisher geschmackvollerweise in einem Dachstübchen arbeiten musste, das über steile Treppen einbeinig und mit Krücken nur schwer zu erreichen war. Mattern fand für sich ein sehr kleines Zimmer ausreichend.

Jürgen Barth schrieb in seinem Antrag auf Übernahme als Professor am 18.12.1970: „Der Lehrauftrag ‘Landschaftsbau, Landesplanung und Landschaftspflege’ war die Fortsetzung der bis dahin vom Ordinarius selbst abgehandelten Hauptvorlesung der Fachrichtung. Sie wurde anfangs in Vertretung des em. Prof. Allinger durchgeführt, dann auf ausdrückl. Forderung von Prof. Mattern weitergeführt, weil dieser sich wesentlich auf semin. Entwurfs-Lehrtätigkeit konzentrieren wollte, ohne an systemat. Abhandlung des Gesamtkomplexes im Zusammenhang gebunden zu sein.“ Und er fährt fort: „Die Lehrveranstaltung wurde von Barth in Referaten und Kolloquien durchgeführt, je nachdem die Studenten zur Mitarbeit bereit waren. Ausgangsvoraussetzungen wurden in vervielfältigten, zahlreichen ‘Kollegbeilagen’ gegeben, die im einzelnen besprochen werden konnten und die dem Studenten auch ohne ergänzende Lehrveranstaltung selbst weiterzuerarbeitende Anhalte geben konnten. Individuelle Ergänzungen erfolgten durch Barth bei den Objektbearbeitungen, zu denen Barth hinzugezogen wurde.“

Es begann nun im Institut ein völlig neues Leben, der Muff wurde vertrieben, das Fach auf breiteste Basis gestellt. Nach Vorarbeiten Jürgen Barths entwickelte Mattern die Idee der ‘Landschaftsaufbauplanung’, die Studenten recherchierten vor Ort, arbeiteten Planungsvorschläge aus, die dann in öffentlichen Anhörungen in den Gemeinden zusammen mit Professoren und Assistenten vorgestellt wurden. Neben seinen Lehraufgaben entfaltete Jürgen Barth noch eine außerordentlich vielseitige und unermüdliche Tätigkeit als Berater, Gutachter, Preisrichter, Sachverständiger, bei Forschungsaufgaben und Wettbewerben, in Kommissionen und Fachverbänden, vieles davon ehrenamtlich, z.B. wirkte er bei der Einrichtung des Peter-Joseph-Lenné-Preises unter Initiative von Hermann Mattern mit. Obwohl Mattern seine Mitarbeiter nach Kräften förderte, blieb Jürgen Barth auch hier wieder im Hintergrund.

Nach Matterns Emeritierung 1970 erlebte Jürgen Barth nun auch noch den fünften und letzten Ordinarius, Hans Kiemstedt, den er nicht als Führungspersönlichkeit, zu kopflastig und daher einseitig empfand und der die positive Entwicklung des Faches unter Mattern wieder einschränkte. Für mich sollte Kiemstedt ein sehr angenehmer Chef werden, der in schwierigen Situationen immer zur Stelle war und die Verantwortung für das Institut und seine Mitarbeiter übernahm. 1972 suchte ich nach der Babypause wieder eine Anstellung und dachte an eine Assistentenstelle. Jürgen Barth, 1971 nach bestimmten Überleitungsbestimmungen Professor geworden, meinte, ich sollte als Überbrückung doch erst mal eine gerade freie Aushilfsstelle in der Bibliothek übernehmen, es wäre dort auch ein junger Assistenzprofessor zuständig, der mir sicher gefallen würde. Wie recht er hatte! Wir sind seit vielen Jahren glücklich verheiratet und aus der Aushilfsstelle wurden 25 Jahre wissenschaftliche Leitung der Institutsbibliothek.

Diese Bibliothek, von Erwin Barth begründet, von Wiepking weitergeführt,

von Pniower halbiert und bis zu Allinger als Ordinarienbibliothek gehalten, war – mit den von Jürgen Barth „geretteten“ Büchern als Grundstock – von Mattern in eine für alle – Wissenschaftler wie Studenten – zugängliche Institutsbibliothek umgewandelt und mit einer wissenschaftlichen Stelle versehen worden. Mattern hatte als erster Ordinarius der Forschung aufgeschlossen gegenüber gestanden, für das nunmehrige Lehr- und Forschungsinstitut sollte die Bibliothek ein Mittelpunkt werden, der sämtliche Fachinhalte sowie Handbücher der allgemeinen Bildung umfasste. Die Aufbruchstimmung und ein Zusammengehörigkeitsgefühl begünstigten dieses Ziel der Gesamtsicht des Faches. Mit der Einführung des turnusmäßig wechselnden Instituts-Direktoriums ab 1979 begannen die Wissenschaftler sich immer mehr voneinander abzugrenzen und zu vereinzeln, bei wissenschaftlichen Veranstaltungen waren nicht mehr selbstverständlich alle Institutsangehörigen bis hin zu den Sekretärinnen und technischen Angestellten zugegen. Es grenzt ans Tragikomische, daß ich mit meinem Bibliotheksteam durch unseren jährlichen „Nikolaustee“ für alle Institutsangehörigen einschließlich der Ehemaligen und Studenten diese Entwicklung etwas aufzuhalten versuchte. Das allgemeinverantwortliche Interesse nahm unaufhaltsam ab und jetzt genau zum 75. Jahrestag der Gründung des Studienganges ist die Bibliothek protestlos aufgelöst worden.

Wenn man sich mit Jürgen Barth unterhielt – was man tunlichst nicht kurz vor Feierabend machen sollte, wenn man pünktlich zu Hause sein musste – dann kam er in seiner freundlichen Art unweigerlich bald auf seinen Vater zu sprechen, dessen geistiges Erbe zu sichern sein großes Herzensanliegen war. Einmal aber ging es nicht um seinen Vater. Eines Tages – es kann nur 1974 gewesen sein – kam er zu mir in die Bibliothek. Allinger wäre gestorben und ausgerechnet er, dem Allinger die Möglichkeit zu promovieren verweigert hatte, sollte den Nachruf verfassen. Da ihm nur Negatives einfel, was er natürlich nicht schreiben wollte, fragte er, ob ich nicht etwas Gutes wüsste. Trotz Nachdenkens fiel mir aber auch nichts ein und ich schlug einige andere Kollegen vor, doch jedes Mal sagte Jürgen Barth, das ginge nicht, dem hätte er ja das und das angetan. So erschien denn in der Fachpresse ein trockener Dreizeiler, in dem zwischen geboren und gestorben die Daten seiner Institutszugehörigkeit genannt wurden.

Jürgen Barth ging 1976 in den Ruhestand, was aber nicht bedeutete, daß er sich vom Beruf zurückzog, sodaß man ihn immer wieder traf. Bei so einer Gelegenheit fragte er mich, ob ich nicht wüßte, wie und wo der künstlerische Nachlaß seines Vaters aufbewahrt und gesichert werden könnte. Seine Frau wollte die Dinge aus dem Haus haben, auch im Hinblick auf einen erwogenen Umzug in den Harz. Ich beriet mich mit Goerd Peschken, dem vormaligen Assistenzprofessor, und wir besichtigten zunächst die Pläne, Zeichnungen und Schautafeln in Barths Haus in Steglitz. Sie befanden sich in einem Gartenzimmer und es war tatsächlich Eile geboten, denn Silberfischchen hatten bereits Geschmack an den Pastellkreiden gefunden, allerdings bevorzugten sie nur bestimmte Farben, sodaß ein eigenartiges, ganz sauberes Gittermuster entstanden war. Wir arrangierten mit Dieter Radicke, dem Leiter der Plansammlung, die Übergabe an die TU. Es fiel Jürgen Barth sichtlich schwer, sich von diesen kostbaren Erinnerungsstü-

cken zu trennen, aber wir versprachen ihm die Sicherung durch Archivierung, einen Katalog und eine Ausstellung zu Erwin Barths 100. Geburtstag am 28. November 1980. Dieter Radicke konnte von der TU Geldmittel beschaffen, so daß zwei besonders fähige Studenten, Grit Hottenträger und Horst Schumacher, – heute beide Professoren – das Vorhaben bearbeiten konnten. Goerd Peschken bekam durch seine Verbindung zu Martin Sperlich, dem damaligen Direktor der Schlösser und Gärten, den Weißen Saal im Schloß Charlottenburg für die Ausstellung zur Verfügung gestellt. Ich kümmerte mich vor allem um die Textbeiträge für den Katalog, den Dieter Radicke redaktionell bearbeitete. Zu Ehren von Erwin Barth und als Dank an Jürgen Barth für die für die Gartengeschichte überaus wertvolle Stiftung, wurde von der TU ein Festbankett veranstaltet, zu der auch wir drei Akademiker aus der Arbeitsgruppe eingeladen wurden, nicht aber die Studenten. Auf Nachfrage stellte sich heraus, daß es sich nicht um ein Versehen handelte, sondern daß Studenten sozusagen für nicht gesellschaftsfähig gehalten wurden. Pikanterweise gab es nun eine Aufgabenteilung: Eine Gruppe, die keinen Finger gerührt oder sich bisher interessiert hatte, feierte mit Jürgen Barth, und eine Arbeitsgruppe, die bis zum letzten Moment tätig war. Das eigentlich Amüsante daran ist, daß dies von der ersten Gruppe nicht etwa mit Verwunderung zur Kenntnis genommen, nicht einmal bemerkt worden war. Uns blieb die Freude, Jürgen Barth einen Herzenswunsch erfüllt und der Forschung eine Basis geliefert zu haben, auf der weiter gearbeitet werden konnte. Es war wohl das einzige Mal, daß auf Jürgen Barth etwas Glanz fiel in den Schatten, in den er sich in seiner großen Bescheidenheit selbst gestellt hatte. Er hätte sich durchaus neben seinen Vater stellen können, sein Lebenswerk ist zu unterschiedlich zu dem seines Vaters, als daß man es vergleichen könnte oder sollte, beide ergänzen sich aber: Kommunale Grünplanung und -politik einerseits bis hin zur Ausbildung der entsprechenden Fachleute – Landschaftsplanung auf breiter Basis andererseits und stärkster Einsatz für eine umfassende Ausbildung. Geradezu kämpferisch schrieb mir Jürgen Barth am 16.1.1990: „Ich selbst habe meine Aufgabe darin gesehen, dieses Stamminstitut der gärtnerischen Hochschulausbildung in Europa überhaupt ersteinmal zu erhalten und Munition zu liefern für den Kampf um eine zukunftssträchtige Entwicklung dieser Ausbildung.“

Nach der Ausstellung kam Jürgen Barth glücklich lächelnd zu mir, rieb sich die Hände und verriet mir, daß er sich unbemerkt doch noch einige Pläne zurückbehalten hätte. Der Schatten seines Vaters wollte nicht weichen.

Ingeheim wünschte er sich aber wohl doch eigene Anerkennung, denn er gab mir immer wieder Daten aus seinem Leben. Indem ich diesen Wunsch erfülle, habe ich aus diesen Unterlagen geschöpft, sowie in Ergänzung aus einem Interviewfragment von Jürgen Milchert, das allerdings nicht immer meinen Erinnerungen entspricht.

Dietmar Kuntzsch, Prof., *1936. 1950 - 53 Tischlerlehre, 1953 - 56 Arbeiter- und Bauernfakultät für bildende Künste, 1956 - 61 Studium in Weißensee, Diplom-Architekt, Arbeit im VEB Industrieprojektierung Berlin, 1962 im Atelier für Stahl- und Metallgestaltung F. Kühn, 1964 - 71 im Betrieb Projektierung des Wohnungsbaukombinates Berlin bei H. Graffunder, 1971 - 96 Assistent, Dozent, Professor, Prorektor, Abteilungsleiter, Hochschullehrer an der KHB Weißensee. Erhalt der Schinkelmedaille für seine Mitarbeit am Bau der Berliner Rathauspassagen.

In der Studentensiedlung nahe der Avus lernte ich Jürgen Wenzel kennen, von seinem Professor Mattern erzählend. 1956 war ich nach Tischlerlehre und Abitur an der Dresdener Arbeiter- und Bauernfakultät zum Architekturstudium nach Berlin-Weißensee gekommen. Selman Selmanagic, bekennender Bauhäusler, war mein Lehrer. Ein Gegner der Stalinallee, die im „Stile des sozialistischen Realismus“ als Nationales Aufbauwerk entstand. Als Stadt von Morgen im „Stile des Formalismus“ konnte ich als Student das kapitalistische Hansa-Viertel im Bau und die beispielhaften Musterwohnungen sehen. Der kalte Krieg zwischen Ost und West eskalierte. An die Reden in sächsischen Tonlagen von Ulbricht muß ich dabei denken und an jene von Adenauer in kölnischer Mundart, an Wechselkurse, den Schwarzmarkt am Potsdamer Platz, die Kellerbar „Badewanne“, an Louis Armstrong in der neuen Kongresshalle an der Spree. Und an den diabolischen Mauer-Bau.

Anregenden Gedankenaustausch, schwierigen Literaturaustausch und familiäre Begegnungen pflegten wir auch zu Mauerzeiten 61-89 soweit das eben möglich war. Später durfte man ja von Westberlin aus die Staatsgrenze gebührenpflichtig passieren, für Westgeld natürlich. Mir wurde erst 1989 im Sommer die „einmalige Reise ins Ausland Berlin-West“ erlaubt. Jürgen Wenzel war als Hochschullehrer und Leiter für Freiraumplanung an der TU in Charlottenburg tätig, ich gleichermaßen für Architektur an der Kunsthochschule Berlin in Weißensee von 1971 bis 1996. Sie war nach der Teilung durch die Alliierten 1946 im sowjetischen Osten ins Leben gerufen worden wie die fehlende Freie Universität im Westen als Gegenstück zur Humboldt-Universität. Manchen Gästen von Prof. Wenzel aus der westlichen Welt zeigte ich Ost-Berlin, führte sie durch den Palast der Republik oder fuhr mit ihnen zur Großbaustelle mit Plattenbauwohnungen in Marzahn. Erinnerungen daran konnte ich beim Lesen meiner Stasi-Akten auffrischen.

Nach der Wende, in der Wende im Jahre 1990 organisierten Wenzel und Hallmann eine Busexkursion zu den Olympiastätten in München und Regensburg zu der sie uns einluden. Eine studentische Seminargruppe mit Assistent und Professor der TU West und der KHB Ost nahmen teil. Ein ganz großes Erlebnis für uns, auch die Biergärten. Zählten doch die Reisebeschränkungen zu den größten Übeln der DDR. Und H. W. Hallmann war an der Planung der Olympiaanlagen beteiligt gewesen. 1992 nahm mich J. Wenzel an das Larenstein College nach Boskoop in die Niederlande mit zur internationalen Masterclass in Architecture and Landscape Architecture als Teilnehmer vom vergangenen

Ostblock. Sie fand verbunden mit der FLORIADE 92 in Zoetermeer statt. Auch sprachlich war das ein spannender Workshop mit eindrucksvollen Exkursionen zu Fahrrad.

Beim Gutachten für die Entwicklung der „Straße unter den Linden“ trafen wir überrascht in einer Arbeitsgruppe Ost-West zusammen, die vom Senat der geeinten Hauptstadt zusammengestellt war zum gemeinsamen Forschen, Denken, Schreiben und Zeichnen. Drei Zentimeter dick ist die 300-seitige A3-Dokumentation dieses Konzeptes für die weitere Gestaltung des Stadtraumes der alten Mitte von Berlin.

Diese bilateralen Unternehmungen wirkten unmittelbar in die Hochschule hinein. Nach der Wende gab es einige Veranstaltungen an der TU mit dem ursprünglich Wiener Ost-Berliner Landschaftsarchitekten Prof. Dr. Hans Greiner. Das bewirkte manches Grübeln über Vergangenen zusammen mit Studenten. Es brachte auch Überlegungen zu den Andersartigkeiten in Praxis und Studium / Lehre von Freiraumplanung und Architektur in alter BRD und DDR. Denkwürdig schließlich das Kolloquium 2003 in der Straße des 17. Juni für H. Greiner: „Freiraum komplex“.

Herrliche Erlebnisse hatten wir in den vergangenen fast 50 Jahren beim Pilze suchen in der Schorfheide, wo Wildschweine auftauchten oder Genossen der Nationalen Volksarmee, die das „Staatsjagdgebiet“ bewachten. Und die familiären Treffen mit Freunden in den letzten 10 Jahren ließen uns manches mal zu später Stunde im kleinen Kreise einen mehr und mehr aufregenden Jürgen Wenzel erleben, der uns faszinierte, resümierend und fragend, beim Wein. Auch in den Kleingärten unserer Familien in der Großstadt trafen wir uns und in Dr. Hassemers Stadtforum, wo es um die einheitlichen Berlinplanungen ging. Den Beitrag Duale Stadt aus dem Journal 14 (1994) widme ich in dieser Festschrift meinem Freund Jürgen Wenzel mit besten Wünschen für eine gute Zukunft.

1



Jenaskörperlich was mal mit Ziti

3



Brandenburger Havel

4



1000
die Doppel-Stadt Berlin-Cölln

Dietmar Kuntzsch

Duale Stadt Berlin

Zweigesichtig, janusköpfig wie der römische Gott des himmlischen Lichtes, der Gott allen Anfangs und Endes, der morgens und abends die Tore, die nach Osten und Westen führen, öffnet und schließt, ist diese Stadt.

Polarität zeigt sie in den Grundrissen und gesellschaftspolitischen Zweiteiligkeiten ihrer Geschichte. Unterschiedlichkeiten und Gegensätzlichkeiten, die sich ergänzen und einander bedürfen.

Die unablässige Bewegung des Hin und Her wurde in dieser Stadt mit Defiziten an Sinn und Verstand manches Mal mit großer Eilfertigkeit und Tatkraft betrieben. Das förderte die Größe der Irrtümer. Es führte zu dem festgestellten Merkmal dieser Stadt: mehr ständiges Werden als beständiges Sein.

Mehr oder weniger gilt das auch für alle anderen Städte. Und für manche anderen Städte gilt das damit verbundene Merkmal der Dualitäten, die in den historischen Stadtplänen bis heute ablesbar sind. Jedoch: eine Reihe von Dualitäten hat nur diese Stadt. Sie hat Zweifachheiten, die aus konfliktreichen Zwispalten entstanden sind und vital Bestand haben. Sie sollen hier genannt werden als Potentiale und Kapazitäten.

Am Ende des ersten Jahrtausends lagen Berlin und Cölln an der schmalen Furt der Spreeniederung zwischen den Ortslagen Spandau und Cöpenick auf dem Handelsweg zwischen Rheinland und polnischen Siedlungen.

Zweiteilig war der Anfang der Stadt auf den beiden Inseln aus Sandhügeln zwischen Spreearmen. 1307 wurden die Schwesternstädte Berlin-Cölln ein Gemeinwesen. Bis 1700 gab es nur wenige Erweiterungen über diese Grenzen hinaus. Das brandenburgisch-kurfürstliche Schloß hatte die Cöllner Spreeinsel besetzt. Beide Inseln existieren noch in klaren Konturen.

1850 hatte sich an der 150 Jahre alten Schloßanlage von Charlottenburg ein Städtchen bei Berlin gebildet: Berlin wanderte weiter nach Westen, Berlin platzte aus den Nähten, überschritt die Grenze mit den 18 Toren der friederizianischen Zeit. Aus dem kurfürstlichen „Thiergarten“ war ein städtischer Park entstanden zwischen Charlottenburg und Berlin. Beide Städte hatten bald Schlösser, Rathäuser, Hochschulen, Theater, Gerichte und Kraftwerke.

Die Polarität der beiden Städte wurde 1920 durch die Bildung der Einheitsgemeinde Groß-Berlin gelöst. Doch die wirtschaftliche Dynamik der Zeit forcierte aufs neue die Polarität der beiden Berliner Zentren um den Bahnhof Zoo und den Alexanderplatz. Der Alex hatte unter den Zwängen der Geschichte eher zu leiden, während das Zentrum am Zoo prosperierte. Das gilt noch heute, genährt aus den Ursachen und Folgen der vergangenen vierzig Jahre. Es existieren zwei sehr verschiedene Stadtkulturen beiderseits des Tiergartens.

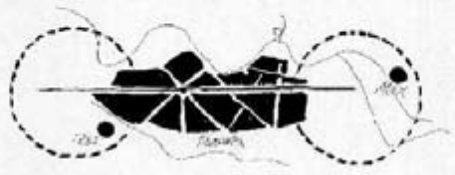
Aus den vier Sektoren der ehemaligen Reichshauptstadt des „Dritten Reiches“ entwickelten sich bis 1960 zwei Frontstädte – Symbole für den Osten und den Westen der Welt. Währungsreform, Blockade, Luftbrücke, Mauerbau mar-

5



(König
 Luc: Straße in 19. Jhr

6



Berlin Mitte

7



Das 4-Länder Ost-West-Berlin

kierten den Weg dahin. West-Berlin war Inselstadt mit lebenserhaltender Berlin-Förderung der Bundesrepublik. Eine zunehmend spezielle Population von Enthusiasten und Förderungsnutzern richtete sich in der eingemauerten Stadt ein. Ost-Berlin war als sozialistische Hauptstadt der DDR geplant mit schloßlosem Zentrum und peripheren Großsiedlungen des Massenwohnungsbaus. Diese Population unterschied sich deutlich von der in West-Berlin und war auch eine andere als im Lande: mehr Elite, Polit-Prominenz und Staatsangestellte. Dazu reichlich Militär, auch der Sowjetunion, in und um Berlin. So wuchsen in der Kriegsfolge Dualitäten aus der Lebenspraxis, fundamentale Unterschiede und flankierende Emotionen aus erlebter Lust und erfahrenem Leid vieler Jahre. Menschen des Ostens und Menschen des Westens in einer Stadt, zumindest in Teilen. Ihr größter Unterschied ist der an Besitz, Beziehungen und Bindungen, die auf der einen Seite fortbestehen, größer dimensioniert sind und kapitalbildend weiter wachsen auf Berliner und Brandenburger Böden.

Ost und West gingen jeweils anders unzulänglich mit der Geschichte des Vaterlandes um. Jedoch behandelten wir beide ähnlich rigoros die Reste der zerbombten Stadt. Was den Stadtkörper betrifft, Bau, Raum, Natur, und nicht den Stadthalt, Mensch, Gesellschaft, Verwaltung, war der Umgang mit Stadt eigenartig verschieden. Im Osten wurde die Magistrale „Stalinallee“ in den Stadtkörper geschlagen und klassizistisch dekoriert. Im Westen sollte die Internationale Bauausstellung die „Stadt von morgen“ im Kleid der Nachkriegsmoderne demonstrieren.

Heute sind die Wertungen beider Leistungen wieder einmal entsetzlich gegensätzlich umgeschlagen. Auch Ähnliches ist in vierzig Jahren zweifach zustande gekommen; die Zoos, Museen, Universitäten und Opern. Doch das sind nicht die konfliktgeladenen Dualitäten, sondern eher die förderungswerten Reichtümer.

Bleibt am Schluß des Nachsinnens über duale Probleme und Qualitäten von Berlin ein nicht Übersehbarer Aspekt, daß nämlich das am Zwiefachen reiche Berlin nur ein Halbes ist, viel weniger als ein Halbes von Brandenburg.



Dietmar Land, Dipl.-Ing., *1963. Studium der Landschaftsplanung an der TU Berlin, freiberufliche und angestellte Tätigkeit für verschiedene Berliner Büros im Bereich der Gartenarchitektur und der Stadtplanung, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Landschaftsarchitektur der TU Berlin, Wissenschaftlicher Mitarbeiter im Rahmen des Forschungsvorhabens zum Lebenswerk des Gartenarchitekten Erwin Barth an der TU Berlin.

Als Student des Grundstudiums 1985/86 Teilnahme am einjährigen Projekt ‚Bundesgartenschau Berlin‘, betreut durch Prof. Wenzel. 1989 - 91 Mitarbeit als Tutor im Fachgebiet ‚Bau- und Stadtteilplanung‘ von Prof. Wenzel. 1991 Diplomarbeit ‚Die Neuentdeckung eines Stadtteils – Konzept für die Entwicklung des Harburger Binnenhafens‘, eingereicht bei Prof. Wenzel. 1993 - 96 Wissenschaftlicher Mitarbeiter mit Lehraufgaben im Fachgebiet Prof. Wenzel. 1998 - 2001 Wissenschaftlicher Mitarbeiter innerhalb des Forschungsprojekts ‚Erwin Barth‘ unter der Leitung Prof. Wenzels.



Abb.1 Erwin Barth,
um 1932/33

Erwin Barth (1880 - 1933)

Fragen zum Freitod eines Gartenarchitekten

Der Gartenarchitekt Erwin Barth ist einer der bekanntesten Vertreter des Berufes. Er war zu Beginn des 20. Jahrhunderts Stadtgärtner der Hansestadt Lübeck, prägte über lange Jahre als Gartendirektor von Charlottenburg die dortigen, heute zum Teil noch vorhandenen oder wieder hergestellten, städtischen Anlagen, wurde schließlich als Stadtgartendirektor für das gesamte Groß-Berlin zuständig und begründete nicht zuletzt 1929 als erster Ordinarius die akademische Hochschulausbildung für Gartengestaltung. Im Sommer 1933 starb Erwin Barth an den Folgen eines selbst beigefügten Kopfschusses.

Obwohl er in der Weimarer Republik zu den bekanntesten Gartenarchitekten seiner Zeit gezählt hatte, obwohl er maßgeblich an der Begründung des Hochschulstudiums beteiligt gewesen war und obwohl insbesondere in Berlin zahlreiche Plätze und Parks nach seinen Entwürfen entstanden waren, gab es für lange Jahre keine grundlegende Aufarbeitung des Barthschen Nachlasses und Lebenswerkes. Eine solche wurde zwar in der Fachöffentlichkeit immer wieder angemahnt, jedoch es fehlten die Mittel. Lediglich projektbezogene Gutachten konnten erstellt werden, einige Fachartikel befassten sich mit den Lebensdaten Erwin Barths.

Auch Professor Jürgen Wenzel interessierte sich. Ihm ist es zu verdanken, dass ab den 1980ern immer wieder, wenn auch nur in relativ kleinen Schritten, an der Aufarbeitung des planerischen Erbes Erwin Barths gearbeitet wurde. Unter anderem mit Hilfe der Institutsphotographin Beate Schleifer und des Barth-Sohnes Jürgen Barth wurden Pläne und Zeichnungen fotografiert, Akten und Briefe kopiert – die Sammlung der Informationen wuchs beständig. 1998 schließlich wurde seitens der Deutschen Forschungsgemeinschaft das Projektvorhaben zur Aufarbeitung des Lebenswerks Erwin Barths bewilligt. Unter der Leitung Prof. Wenzels konnte nun der Autor dieses kleinen Artikels tätig werden, zeitweise unterstützt durch die Tutorin Birgit Kast.

Für wohl alle, welche sich mit Erwin Barth beschäftigt haben, stellt sich die Frage nach den Gründen für dessen Freitod; insbesondere das Todesjahr, 1933, lässt Vermutungen und Spekulationen entstehen. Verschiedene zeitgenössische Berichte und Nachrufe sprechen von unterschiedlichen Gründen. Der Sohn, Jürgen Barth, hatte wiederum seine eigenen Vorstellungen über die Motive zum Selbstmord seines Vaters. – Im Folgenden soll ein zusammenfassender Versuch gemacht werden, sich der Frage zum Freitod Erwin Barths anzunähern.

Barths Freitod

Zu Beginn des Sommers 1933 scheint für die Familie Barth alles seinen gewohnten Gang zu gehen – kein Familienmitglied wird sich im Nachhinein an ein außergewöhnliches Vorkommnis in den ersten Tagen des Monats Juli erinnern können.

Die Tochter Eva Elisabeth Barth hat erst vor kurzem im Juni ihren 21. Geburtstag gefeiert. Sie studiert mittlerweile Medizin an der Berliner Universität. Auch der um ein Jahr ältere Sohn Jürgen Albert Barth befindet sich in der Berufsausbildung und wohnt wie seine Schwester weiterhin bei den Eltern. Jürgen Barth tritt in die Fußstapfen seines Vaters: Er absolviert eine Gärtnerlehre, um danach das Studium als Gartengestalter beginnen zu können.

Der 52jährige Erwin Barth kann sich im Sommersemester mehr als zuvor gedacht auf seine Unterrichtstätigkeit konzentrieren: Die Landhauserweiterung von Max Fränkel, für welche er eigentlich die Bauleitung übernehmen hatte sollen, wird doch nicht ausgeführt. Andere Entwurfsaufgaben scheint es zur Zeit für ihn nicht zu geben – vermutlich hat Barth mit der Aussicht auf die Fränkel'sche Baustelle keine weiteren Projekte annehmen wollen. Im Herbst, zum Heldengedenktage, soll er eventuell für den Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge vor dem Reichstag sprechen.¹ Noch aber steht hier die letzte Entscheidung aus und Barth muss keineswegs schon jetzt den Vortrag vorbereiten. So bemüht er sich in diesen Wochen neben seiner eigentlichen Hochschultätigkeit um dortige interne Verbesserungen: Er will die Hochschulverwaltung davon überzeugen, für sein Institut neue Büroräume in direkter Nähe zu den studentischen Arbeitsräumen einzurichten. – Insbesondere aber muss er sich in diesen ersten Julitagen um seinen eigenen Hausbau kümmern, um die Kleiststraße 68.

Auch die Ehefrau, Elisabeth Barth, ist im Frühsommer 1933 vermutlich damit beschäftigt, den bevorstehenden Umzug in das neue Haus in Steglitz vorzubereiten. Dort, auf der Baustelle, gehen die Arbeiten voran: Am 20. August, so ist es geplant, soll die Einweihungsfeier stattfinden. Auch der dazugehörige Garten zeigt in ersten Ansätzen sein späteres Erscheinungsbild, er wird jedoch wohl nicht zeitgleich mit der Wohnung fertig werden. Dies jedoch, so hat es Erwin Barth selbst in einem Brief an seinen ehemaligen Arbeitgeber Reinhold Hoemann geschrieben, sei „auch nicht nötig, (...) denn ich hoffe solange an seiner Fertigstellung zu arbeiten, wie ich am leben bin. Das ist ja schließlich der Sinn des Gartenlebens, (von jemandem, d. V.) der selbst beruflich ein Gartengestalter ist.“²

Diese Zeilen schreibt Erwin Barth am 15. Mai 1933. Keine zwei Monate später, am 8. Juli 1933, fügt er sich in seiner Wohnung mit seiner Handfeuerwaffe einen Kopfschuss zu. Im Koma liegend wird er in das Martin-Luther-Krankenhaus eingeliefert, wo er, ohne wieder erwacht zu sein, am Mittag des 10. Juli verstirbt.³

Niemand, so scheint es, hat dies vorhersehen können. Keiner hat von irgendwelchen grundsätzlichen Schwierigkeiten gewusst, in denen sich Erwin Barth befunden haben könnte. Seine Freunde und Kollegen, seine Studenten, insbesondere aber natürlich seine Familie stellen sich die Frage nach den möglichen Gründen für seinen Freitod. „So löste sein völlig unerwarteter, freiwilliger Tod in weitesten Kreisen und selbst bei seinen Gegnern ungeheuchelte Erschütterung aus. Die wirklichen Gründe sind bis heute unbewiesen.“⁴

Die Suche nach den Gründen

Die Handfeuerwaffe, mit welcher sich Erwin Barth erschossen hatte, war seit 1923 in seinem Besitz. Wie auch andere Mitarbeiter der Gartenverwaltung hatte er damals einen Waffenschein erhalten, um, nach den Erfahrungen der unruhigen Nachkriegsjahre, in den städtischen Grünanlagen und Forsten gegebenenfalls selbst für Ordnung sorgen zu können. Warum aber hatte der erfolgreiche Gartenarchitekt diese Waffe nun, 10 Jahre später, gegen sich selbst gewandt?

Erwin Barth hatte in seinem Beruf überaus hochstehende und renommierte Ämter und Positionen eingenommen: Er war Berliner Stadtgartendirektor a. D., Honorarprofessor der Technischen Hochschule, ordentlicher Professor und Direktor des Instituts für Gartengestaltung an der Landwirtschaftlichen Hochschule. Seine Versuche, die Berliner Gartenverwaltung zu reformieren, mit dem Ziel, hier als starke Führungspersönlichkeit, als zentrale Kompetenzperson, für alle Fragen des Grünflächenwesens verantwortlich sein zu können, waren letztendlich zwar gescheitert. Nichtsdestotrotz aber galten seine drei Jahre als leitender Stadtgartendirektor als durchaus erfolgreich: Die Freifächensituation in der Hauptstadt hatte sich in dieser Zeit nochmals deutlich verbessert. 1929 schließlich hatte Erwin Barth ein anderes grundlegendes Ziel erreichen können – wenn auch mit Kompromissen: Die akademische Ausbildung zum Gartenarchitekten war erstmals möglich. Von nun an konnte er selbst als Professor an der Hochschule daran mitarbeiten, dass zukünftige Gartengestalter mit den Hochbauarchitekten gleichgestellt würden, dass zukünftige Gartenamtsleiter innerhalb der städtischen Verwaltungen ein besseres Durchsetzungsvermögen erhalten könnten.

Als entwerfender Gartenarchitekt allerdings hatte Erwin Barth in den letzten Jahren auch gewisse Enttäuschungen hinnehmen müssen. Hier war seine ‚große Zeit‘ der eigenständigen Entwurfsprojekte in Charlottenburg gewesen. Danach war er als Gesamtberliner Gartendirektor oftmals gezwungen, sich mit schon vorhandenen Entwürfen aus den Bezirken auseinander zu setzen. Seine eigenen Pläne wiederum wurden von anderen ausgeführt – mit zum Teil erheblichen Veränderungen. Die entwurflichen Nebentätigkeiten des Professors Barth konnten gleichfalls nicht an die Projekte aus den Jahren 1912 bis 1925 anknüpfen. Insofern war es für ihn gewiss von besonderer Bedeutung, dass er mit dem Landhaus Fränkel eine ganz neue und durchaus anspruchsvolle Aufgabe gestellt bekommen hatte: Erstmals konnte er sich in ganzer Konsequenz auch als Hochbau-Architekt beweisen, erstmals trat er damit gewissermaßen als ‚Gesamtkünstler‘ auf – so wie es die Reformer der Jahrhundertwende für Haus und Garten verlangt hatten.

Die Enttäuschung darüber, dass dieses Vorhaben kurz vor dem vorgesehenen Baubeginn doch noch abgesagt wurde, war vermutlich groß – als Grund für den Selbstmord aber wohl kaum ausreichend.

Auch in finanzieller Hinsicht hatte Erwin Barth durchaus einiges erreicht: Er erhielt eine Professorenbesoldung der Stufe C.2, hinzu kamen Unterrichtshonorar, Sonderzuschläge und Kinderbeihilfen.⁵ Zwar besaß er kein eigenes Pferd, als begeisterter Reiter konnte er es sich aber sehr wohl leisten, stundenweise ein Tier zu leihen, um Ausritte an der Döberitzer Landstraße vorzunehmen.⁶ Seine

Ersparnisse waren zudem gesichert angelegt: In Lübeck war er der Besitzer des Wohnhauses seiner Mutter und Schwester sowie eines benachbarten Baugrundstücks. In Groß-Glienicke besaß er einen weiteren Bauplatz, in Steglitz schließlich das Grundstück, auf welchem er nun sein eigenes Einfamilienhaus errichten ließ. Gewisse Geldprobleme aber traten in den Jahren der großen Wirtschaftskrise trotzdem auf. Die Gehälter und Pensionen der öffentlichen Bediensteten, auch die der Universitätsprofessoren, wurden per Notverordnung mehrfach gekürzt: Ende 1930 um 6 %, im Sommer 1931 um 4 – 8 % und Ende 1931 nochmals um 9 %.⁷ Entsprechend weniger erhielt auch Erwin Barth. Als eine kiefernorthopädische Behandlung seiner Tochter Eva mit insgesamt 1.000 Reichsmark in Rechnung gestellt wurde, stellte er den Antrag auf Gewährung einer Notstandshilfe wegen außergewöhnlicher Unkosten.⁸ – Da sich die Behandlung aber über 15 Monate hin erstreckt und der angemessene monatliche Eigenanteil sich entsprechend summiert hatte, wurde der Antrag abgelehnt.

Trotz der Einbußen konnte Erwin Barth den geplanten Hausbau in die Wege leiten. Die Baustelle schränkte natürlich seinen finanziellen Spielraum ein. Ende Juni 1933 schrieb er: „Ich bin jetzt durch meinen Hausbau besonders dadurch in Geldschwierigkeiten gekommen, daß mir zum 30. Juni eine dann fällig gewesene Hypothek auf Grund einer Notverordnung nicht ausgezahlt wird.“⁹ Es handelte sich allerdings offensichtlich lediglich um kurzfristige Engpässe; Erwin Barth musste keineswegs ein grundlegendes finanzielles Problem befürchten.

Kurze Zeit, nachdem die Nachricht über den Tod Erwin Barths auch in den Fachzeitschriften verbreitet worden war, verfasste unter anderen der Schriftleiter von ‚Die Gartenwelt‘, Johann Saathoff, einen Nachruf. Er wies in seinem Text auch auf ein Augenleiden hin, welches womöglich zu dem tödlichen Entschluss beigetragen hätte: „(...) ein Augenleiden, das ihn längere Zeit furchtbar quälte, auf einem Auge erblinden ließ und zuletzt mit völliger Erblindung bedrohte.“¹⁰ In der Tat litt Erwin Barth an einer entsprechenden Krankheit – sein Sohn aber erinnert sich, dass sich der Vater mit dieser „gerade abgefunden“ hätte.¹¹ Und auch Erwin Barth selbst hatte im März 1933 in einem Brief keineswegs niedergeschlagen über seine Augenprobleme geschrieben: „Ich weiß nicht, ob Sie es wissen,“ fragte er den Lübecker Redakteur Haase, „daß ich während des ganzen Sommersemesters krank war und über 3 Monate im Rudolf-Virchow-Krankenhaus infolge eines schweren Rückfalles meiner Regenbogenhautentzündung, die ich mir vor 3 Jahren in den Dolomiten holte, gelegen habe. Es ist dieses Mal der akute grüne Star und eine Sehnerventzündung hinzugekommen. Trotzdem ich 3 ekelhafte, schmerzhaft Operationen durchmachen mußte, kann ich jetzt das rechte Auge kaum mehr brauchen. Das hindert mich aber durchaus nicht, vergnügter wie je zu sein und mit denkbar größtem Optimismus in die Zukunft zu sehen.“¹²

Ebenfalls keineswegs zutreffend, so jedenfalls urteilt der Sohn Jürgen Barth, war die im Lübecker General-Anzeiger genannte Todesursache. Der mit Erwin Barth befreundete Ernst Albert hatte einen kurzen Artikel über den Verstorbenen verfasst, in welchem er die Tatsache des Freitodes verschwieg. Er benannte dagegen die „sehr schwere Verwundung“ Barths im Kriege. „Wahrscheinlich“, so

deutete er an, „sind auch die Nachwirkungen dieser Verwundung die Ursache seines Todes gewesen (...).“¹³

Auch Georg Potente aus Sanssouci schrieb als Freund Erwin Barths einen Nachruf. Voller Wertschätzung und mit höchsten Anerkennungen formuliert, erschien dieser Artikel in ‚Die Gartenkunst‘. Auch Potente verschwieg jedoch den Selbstmord, benannte lediglich „ein tragisches Schicksal“.¹⁴

An der Technischen Hochschule ehrte man den Professor Barth mit einer kleinen Gedenkausstellung: Noch Barth selbst hatte hier eine Präsentation von Plänen deutscher Gartenarchitekten vorbereitet, nun wurde diese ergänzt durch Arbeiten des Verstorbenen. Der Architektur-Professor Hugo Wach erinnerte anlässlich der Eröffnung insbesondere an den Lehrer Erwin Barth – als „Ursache des tragischen Endes“, ohne den Freitod selbst zu erwähnen, benannte er wiederum die Gefahr „vollständiger Erblindung“.¹⁵

Der Sohn Erwin Barths, Jürgen Barth, beschäftigte sich in späteren Jahren, nach 1945, häufiger mit dem fachlichen Erbe seines Vaters; auch auf die Frage, warum dieser sich das Leben genommen hatte, versuchte er, eine Antwort zu finden. Er vermutete nunmehr politische Hintergründe, erfolgte doch der Selbstmord seines Vaters nur wenige Monate nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten. Die wahren Gründe hätte man damals „aus Rücksicht gegen andere möglichst verschleiert“, das „gerade zum Stillstand“ gekommene Augenleiden z.B. wäre „vorgeschoben“ worden, „um Repressalien gegen die Familie abzuschwächen.“¹⁶

Einen wirklichen Beleg für seine Vermutung konnte Jürgen Barth jedoch nicht finden. 1991 schrieb er beispielsweise, dass die mit der Familie verwandte Grete von Leslie eine ausgesprochene Hitler-Gegnerin gewesen sei und dass sie „vermutlich“ die einzige gewesen sei, welche „die wahren Gründe zum Freitod meines Vaters wirklich kannte (...).“ Ein anderes Mal schrieb er von „Indizien“, die „für Machenschaften der ‚NSDAP‘, sprächen, oder aber er stellte recht allgemein fest, dass Erwin Barth „Gegner unter den ‚Nationalsozialisten‘, gehabt habe. Später wiederum benannte er „Auseinandersetzungen mit NS-Leuten, von denen nur wenige wußten, die er vor der engsten Familie verschwieg.“¹⁷ – Womöglich hat bei diesen Äußerungen auch der unbewusste Wunsch mitgespielt, dem Vater nachträglich eine ‚politisch korrekte‘ Haltung zuzuerkennen, um das ehrende Gedenken an diesen zu vervollkommen.

In der Tat war Erwin Barth ganz offensichtlich kein überzeugter Nationalsozialist. Auf der anderen Seite aber war er als konservativer, als heimatreuer und bodenständiger Mensch ebenfalls keineswegs einer der ‚Linken‘, welche nun Repressalien und Verfolgung zu erwarten hatten. Als ‚Arier‘ war er auch nicht von den antisemitischen Aktionen der neuen Regierung betroffen. Letztlich scheint sich Jürgen Barths Vermutung insbesondere auf eine Äußerung seines Vaters gestützt zu haben: In einem Brief an den Lübecker Zeitungsredakteur Haase vom März 1933 lädt Barth diesen zu seiner geplanten Einweihungsfeier des neuen Hauses ein: „Eine kleine Anzahl meiner auserlesensten Freunde muß dabei sein und zu diesen gehören auch Sie. Trotzdem der Kreis nur klein sein wird, wird es eine ganz bunt zusammengewürfelte Gesellschaft sein (...). Sie werden neben

dem Obergärtner eine Exzellenz in Gestalt eines Generalleutnants sehen, neben dem früheren Sozialdemokraten Nationalsozialisten und neben Christen vielleicht auch Juden. Über diesen ganzen Schwindel von Parteipolitik, Konfession, Stand usw. muß man sich doch einmal hinwegsetzen, wenn man in das Alter der reiferen Jugend hineinkommt.“¹⁸

Diese Aussage ist gewiss nicht politisch opportun zu jener Zeit, aber es ist fraglich, ob es sich um mehr als eine gewissermaßen ‚abgeklärte‘ Grundhaltung handelt: Erwin Barth scheint die politische Aufgeregtheit, die radikale Politisierung aller gesellschaftlichen Ebenen, schlichtweg nicht mitmachen zu wollen, egal von welcher Seite sie kommen mochten. Deshalb auch standen für ihn, so sah es jedenfalls rückblickend sein Sohn, die „freundschaftlichen Bindungen (...) hoch über politischen Gegensätzen.“ Erwin Barth habe sowohl gute Kontakte zu der antifaschistisch eingestellten Verwandten von Leslie gehabt, als auch zu seinen Stiefonkeln Emil und Bernhard Klingner, welche zumindest anfänglich Anhänger Hitlers gewesen seien.¹⁹ Auf seiner Einladungsliste standen vermutlich zudem der militärisch hochstehende Vetter, Generalleutnant Oskar Buchholz, sowie der ehemalige Chef der Heeresleitung Walther Reinhard – und es ist zu vermuten, dass für den überaus überzeugten Leutnant der Reserve Erwin Barth die vaterländisch geprägte Soldatenehre weit höher zu werten war als eine bestimmte politische Richtung. – In diesem Sinne scheint es für ihn wohl auch keine Frage gewesen zu sein, mit Max Fränkel einen jüdischen Auftraggeber einladen zu können. Als nationalsozialistischer Gast wiederum käme der Hochschulkollege im neuen Studiengang für Gartengestaltung, Erich Maurer, in Betracht; dieser war schon seit 1923 Mitglied im ‚Nationalsozialistischen Deutschen Frontkämpfer Bund‘, im ‚Stahlhelm‘.²⁰

So ist es durchaus möglich, dass Barth, wie so viele andere auch, die nationalsozialistische Regierung als Übergang, als kleineres Übel, angesehen hat, eine Notlösung, durch welche zunächst einmal Ordnung hergestellt werden könne. Zwei kleine Vermerke sprechen für diese Annahme: So beruhigte Erwin Barth seinen aus einem Urlaub zurückgekehrten Auftraggeber für das Landhaus-Projekt, den jüdischen Bankdirektor Max Fränkel, im März 1933 mit den Worten: „Was in der Zwischenzeit in politischer Hinsicht in Berlin vorgegangen ist, werden Sie durch die Zeitungen erfahren haben. Die Politik scheint aber jetzt in ein ruhiges Fahrwasser gekommen zu sein,“ so „daß wir in Ruhe der Zukunft entgegensehen können.“²¹ Im Monat darauf antwortete ein holländischer Blumenwiebel-Lieferant auf ein Schreiben Barths. Der Holländer reagierte augenscheinlich auf eine beschwichtigende Bemerkung des Deutschen über die neuen politischen Verhältnisse, als er schrieb: „Zum schluss bestätigen wir, das wir die ueberzeugung haben dass die Nationalsozialistische Bewegung in Deutschland regieren musz, wonach wieder bessere Zeiten kommen werden. Es sind nur die Juden-presse, die ganz gemeine Lügen publicierten.“²²

Zudem mag als Einwand gegen die Annahme eines politischen Hintergrunds auch die Überlegung dienen, dass der pflichtbewusste, soldatisch korrekte Barth, welcher die hanseatischen und die preußischen Tugenden in sich vereinte, sich möglicherweise zu befürchtenden Schwierigkeiten wohl nicht ergeben hätte. Sei-

ne oft beschriebene ‚Kämpfernatur‘ wie auch sein Ehrgefühl als Soldat lassen sich kaum mit einem Freitod in Übereinstimmung bringen.

Auch Jürgen Barth musste letztendlich die Frage nach den Gründen für den Freitod seines Vaters mit der einfachen Aussage beantworten: „Der letzte Anstoß dazu ist nie geklärt.“²³ – Und so wie ein Zusammenhang des Selbstmordes mit der neuen politischen Machtsituation in Deutschland nicht konsequent ausgeschlossen werden kann, so kann gleichfalls nicht die Möglichkeit verneint werden, dass eine akute Depression, eine plötzliche Geistesmüdigkeit, Erwin Barth zu dieser Tat gedrängt haben könnte. Da ein solcherart erkrankter Mensch nach außen hin zumeist nur in seinen ‚Hochphasen‘ sich zu zeigen versteht, wäre es erklärlich, warum keine vorherigen Anzeichen eines solchen Schrittes zu erkennen waren. – Der Schriftleiter von ‚Die Gartenwelt‘ scheint 1933 anlässlich des Todes von Barth ansatzweise in diese Richtung gedacht und geschrieben zu haben.

Die Suche nach der Person Erwin Barth

‚Die Gartenwelt‘ berichtet unmittelbar nach dem 10. Juli in einer kurzen Meldung über den Tod Erwin Barths: „Umstände von besonderer Tragik haben dem Leben dieses großen Gärtners ein jähes Ziel gesetzt.“²⁴ Zwei Wochen später aber bemüht sich der Schriftleiter Johann Saathoff in einer für eine Fachzeitschrift eher unüblichen Intensität, etwaige Gründe für den Freitod zu benennen. Insbesondere der Charakter und das Wesen des Verstorbenen, mitsamt ihren „Unebenheiten“ und den „persönlichen Kämpfen“, werden von Saathoff beschrieben. Der Werdegang Erwin Barths, so heißt es hier, sei der einer „künstlerisch hervorragenden Persönlichkeit“, zugleich auch der „einer stark ausgeprägten Führernatur“. Barth sei „ein großer Gärtner und Gartenkünstler“ gewesen, „ein aufrechter, kerndeutscher Mann“, aber auch ein „rücksichtsloser Kämpfer“.²⁵ Auch der Sohn Erwin Barths beschreibt seinen Vater als streng, streng insbesondere auch gegen sich selbst, zudem als charakterstark und unbeugsam: „Größter Wert wurde auf Charakterbildung und Wahrhaftigkeit, Pflichttreue und Vaterlandsliebe gelegt.“ Manch typischer Sinnspruch, so erinnert er sich, sei vom Vater gelegentlich zitiert worden: „(...) für ihn selbst bezeichnende Sentenzen“ wie ‚Leben heißt Kämpfen‘, ‚Besser Hammer als Amboss‘ und vor allem ‚Wer befehlen will, der muß gehorchen lernen‘.“ Die „Durchführung einer straffen Erziehung in diesem Sinne“ durch die verwitwete Mutter Erwin Barths habe den Grundstein für diese Eigenschaften gelegt.²⁶

Auch von seinen Mitarbeitern, „die sich Barth sorgfältig aussuchte, forderte er bedingungslos das, wozu er selbst erzogen war: Pflichttreue, unter Hintansetzung persönlicher Interessen, äußerste Hingabe für berufliche Belange, Korrektheit und Disziplin. Dies wurde ihm“, so weiter sein Sohn, „gelegentlich als Härte ausgelegt.“²⁷ Gleichzeitig aber habe es sein Vater ausgezeichnet verstanden, „andere Menschen von seinen Ideen zu überzeugen und geradezu mitzureißen. (...) Überwältigende Liebenswürdigkeit, oft gepaart mit feinem Spott und durchsetzt mit Anmerkungen von drastisch eindeutiger Aufrichtigkeit machten ihn beliebt – und gefürchtet.“²⁸ Auch der mit Barth befreundete Schauspieler und Naturkundler Ernst Albert aus Lübeck benannte diese Eigenschaft seines Freundes in

einem Grußwort von 1933: „(...) Mit seinem schelmischhellen Lachen, stößt er auch manchmal an, doch rückgängig kann er's nicht machen, nur – er bereut es dann.“²⁹ Es war offensichtlich auffallend, wie deutlich und ehrlich Erwin Barth seine Meinung vor anderen vertreten hat – hatte er Kritik zu äußern, so konnte diese „sehr heftig (...) und für manche beleidigend“ ausfallen.³⁰

Saathoff beschreibt in seinem Nachruf eben diesen Charakterzug der Härte und des Undiplomatisch-Deutlichen: „Barth war eine harte, selbst für die ihm nahe stehenden Kreise rätselvolle Natur. Sein aus hohem Intellekt und nordischer Rasse geborener Wille, sentimentale Regungen um des äußeren Erfolges willen zu unterdrücken und in seinem Handeln in erster Linie als Herrennatur zu erscheinen, machte ihn im persönlichen Umgang barsch und ließ ihn in der Behandlung von Mitmenschen und Untergebenen leicht mehr Rücksicht vergessen, als seinem eigenen Frieden zuträglich war.“ Dadurch, so führt er aus, habe Barth neben einer „langen Kette beruflicher Erfolge (...) das Mißvergnügen einer von Jahr zu Jahr zunehmenden persönlichen Gegnerschaft“ gehabt.³¹

„Andererseits“, so relativiert der Sohn, „trat Barth bedingungslos für seine Mitarbeiter ein.“³² Als Vorgesetzter hätte er sich nach außen stets „vor seine Leute“ gestellt.³³ – In der Hauptsache beruft sich Jürgen Barth hierbei auf eine im Nachlass befindliche Danksagung von ehemaligen Mitarbeitern der Zentralparkverwaltung. Am 31. März war seitens der neuen Reichsregierung im Rahmen der ‚Gleichschaltung‘ die Selbstverwaltungshoheit der Städte aufgehoben worden und seit dem 7. April war das ‚Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‘ in Kraft getreten. Die nun einsetzende Kontrolle, wer von den Beamten als nicht staats-treu oder nicht-arisches zu entlassen sei, führte in vielen Fällen natürlich zu Denunziationen, zu Verdächtigungen und zum Versuch, missliebige Personen zu entfernen. Hiervon betroffen waren auch einige Gartenbeamte in der Berliner Magistratsverwaltung: Zumindest dem ehemaligen Leiter des Entwurfsbüros, Fritz Witte, wurde eine Sympathie zur SPD nachgesagt. Erwin Barth stellte daraufhin offenbar seinen ehemaligen Mitarbeitern einen positiven und politisch korrekten Leumund aus, um damit deren Rechtschaffenheit zu dokumentieren. Am 15. April bedankten sich Fritz Witte, Hans Lechner und Erich Lehmann³⁴ für den Einsatz ihres ehemaligen Vorgesetzten: „Nachdem wir einige aufregende Tage mit Nachprüfungen usw. überstanden haben, scheint sich die Lage zu unseren Gunsten zu wenden. Wir wissen alle drei, das wir Ihnen, verehrter Herr Professor, hierbei zu danken haben und werden Ihnen immer Treue um Treue halten.“³⁵

Auch dem Hochschulassistenten Wilhelm Feldmann bestätigte der ihm vorgesetzte Erwin Barth, dass dieser sich „politisch nicht betätigt“ habe und „sich jederzeit rückhaltlos für den nationalen Staat einsetzen“ würde. In diesem Falle waren es jedoch Formulierungen eines vorbereiteten Fragebogens zur ‚Anwendung des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 auf wissenschaftliche Assistenten‘; der jeweilige Hochschullehrer war aufgefordert, Auskunft über seine Mitarbeiter zu geben.³⁶ Für Feldmann aber hatte sich Barth zudem bezüglich anstehender Gehaltskürzungen eingesetzt: Nachdem dessen Monatseinkommen im Januar 1931 schon von 360,- auf 322,90 RM he-

rabgesetzt worden war, sollten ab dem Herbst nur noch 176,25 RM ausgezahlt werden – für die nicht-promovierten Assistenten hatte man das Gehalt drastisch gekürzt. Erwin Barth wandte sich daraufhin an den Hochschulrektor, um dies zu verhindern: Feldmanns Lehrtätigkeit wurde von ihm als „über den Rahmen des vorgesehenen Unterrichts hinaus“ gehend gelobt.³⁷ Letztlich anerkannte das zuständige Ministerium die Tatsache, dass „für die Gartengestalter die Möglichkeit einer akademischen Ausbildung bisher nicht bestand“, Feldmann also nicht die Möglichkeit der Promotion gehabt habe. Die Vergütung wurde „ausnahmsweise“ auf 275,- RM festgesetzt.³⁸

Der Sohn Barths äußert sich auch bezüglich des Verhältnisses seines Vaters zu anderen Gartenarchitekten und Gartenbeamten eher positiv: „Beruflich stand er mit seinen Kollegen überwiegend auf freundschaftlichem Fuß (...)“. Dann aber fügt der Sohn noch hinzu: „(...) zumal die meisten ihn als überlegen anerkannten.“³⁹ Johann Saathoff dagegen meint sagen zu können, dass man zwar Erwin Barth als einen „begnadeten Träger hoher geistiger Güter“ gekannt und geschätzt habe, letztlich wäre es aber nur Menschen „mit einem Ebenmaß an Selbstbehauptungswillen“ möglich gewesen, ihm gegenüberzutreten, ohne von seinem Wesen verschreckt zu werden.⁴⁰ – Auch die für Erwin Barth wohl typische ‚norddeutsche‘ Verschlossenheit machte es keineswegs leicht, ihm persönlich nahe zu kommen. Sein Sohn erinnert sich: „Bei aller sonstigen Kontaktfreudigkeit blieb er äußerst verschwiegen. Anordnungen gab er nur, wenn es zwingend notwendig erschien. Man kannte ihn hauptsächlich in dicker Tabakqualmwolke mit großer Pfeife oder dicker Zigarre. Eine Anordnung, die zwangsläufig an sich schon zum Schweigen und Nachdenken anregte.“⁴¹

Offenbar blieb es den meisten Menschen verwehrt, Erwin Barth wirklich kennen zu lernen. Der befreundete Georg Potente schreibt kurz nach dem Tode Barths in ‚Die Gartenkunst‘ hierzu: „Nur wer, wie ich, seit 3 Jahrzehnten (...) ihm in freundschaftlicher Zuneigung und Verständnis nahe stand, kann das Wesen dieses echt deutschen Mannes, der in einer rauen Schale eine unglaubliche Fülle wertvollster und feinsten Eigenschaften des Charakters vereinigte, voll verstehen.“ Barth sei „keineswegs“ der gewesen, „als welcher er vielleicht vielen, die ihn nur flüchtig kannten, erschienen sein mag.“ Statt dessen, so Potente, hätten die Kollegen- und Freundeskreise „sein gerades, offenes Wesen, (...) seine Hilfsbereitschaft (...) und seinen urwüchsigen Humor“ erleben können. Zudem habe Barth „gerade unter der Jugend unseres Berufes, die er zu begeistern und anzufeuern wußte, die treuesten Verehrer und Anhänger gefunden.“⁴²

Saathoff kommt in seinem Nachruf zu einer letztlich anderen Schlussfolgerung über die Person Erwin Barths: „Wo viel Licht ist, ist viel Schatten.“ Und so sei es „menschlich, daß die Rätselhaftigkeit seines Wesens bei allen, die Barth nur oberflächlich kennen lernten oder gar durch die Schattenseiten seiner starken Persönlichkeit unliebsam berührt wurden, unverstanden blieb (...)“. Nur in seiner Gartenkunst habe er etwas von seinem „wahren innersten Wesen“ preisgegeben, „von dem Wesen, das er sonst den Einblicken seiner Mitlebenden so gern trotzig verhüllte.“ Dadurch aber sei es „in den letzten Jahren immer einsamer um diesen Mann“ geworden, „obwohl er, mitten im Berufsleben und auf dem Gipfel

seiner Laufbahn stehend, geistig die Zügel der heimischen Gartenkunst fest in der Hand behielt.“⁴³

Dass diese Äußerungen über die Person Erwin Barth nicht völlig falsch sind, belegt ein Ausspruch von ihm selbst: „Ich bin gewohnt“, so schrieb er in einem Brief im Sommer 1930, „allein meinen Weg zu gehen und meine Kämpfe allein auszufechten (...)“.⁴⁴

So kommt Johann Saathoff zu dem Schluss, dass es neben der „Rätselhaftigkeit seines Wesens“ ein Zusammenwirken von verschiedenen Auslösern gegeben habe, welche Erwin Barth zum Selbstmord getrieben haben könnten: „Zu allen persönlichen Kämpfen kam dann in den letzten Jahren ein Augenleiden (...) und als sich (...) zu all diesem in den Frühjahrsmonaten noch wirtschaftliche Nackenschläge gesellten, da brach diese ganze, den Mitlebenden so ungewöhnlich erschienene Kraft in einer Nacht zusammen. Er, der so vielen das Sinnbild echter Lebensbejahung gewesen war, fand das Leben plötzlich nicht mehr lebenswert.“⁴⁵ – Die Frage, woher der Schriftleiter von ‚Die Gartenkunst‘ solchermaßen private Informationen über den Verstorbenen erhalten hatte, bleibt ungeklärt.

Am Freitag, den 14. Juli 1933 nachmittags ½ 5 Uhr, wurde Erwin Barth auf dem stadt-eigenen Wilmersdorfer Waldfriedhof in Stahnsdorf, welcher nach seinem Entwurf entstanden war, beerdigt. Die Beisetzung, so war angekündigt worden, sollte „im engsten Familienkreise und in aller Stille erfolgen“.⁴⁶ – Im November 1980 wurde die Grabstätte anlässlich des 100. Geburtstages von Erwin Barth zum Ehrengrab der Stadt Berlin ernannt.

Anmerkungen

- 1 lt. schriftl. Aussage Jürgen Barths vom 03.11.1993
- 2 Abschrift eines Schreibens Barths an Hoemann vom 15.05.1933, in: Nachlass Barth privat
- 3 vgl. Sterbeurkunde Nr. 328 des Standesamts zu Berlin-Schmargendorf vom 14.07.1933, in: Nachlass Barth privat
- 4 Jürgen Barth 1981, 4 (Barth, Jürgen 1981: Person und Wesen Erwin Barth`s. Anlässlich der Eröffnung einer Gedenkausstellung in seiner Vaterstadt Lübeck, unveröffentlichtes Redemanuskript vom 28.03.1981)
- 5 vgl. Angaben, in: Archiv der HU Berlin, Personalakte E. Barth, UK, PA, 59
- 6 lt. mündl. Aussage Jürgen Barths vom 07.12.1999
- 7 vgl. Glatzer 2000, 392 (Glatzer, Ruth (Hrsg.) 2000: Panorama einer Metropole: Berlin zur Weimarer Zeit, Berlin)
- 8 vgl. Schreiben Barths vom 17.04.1931, in: Archiv der HU Berlin, Personalakte E. Barth, UK, PA, 59
- 9 Schreiben Barths vom 27.06.1933, in: NGA Spandau, Akten zum Garten Fränkel
- 10 S. (Saathoff) 1933, 384 (S. (Saathoff, Johann) 1933: Erwin Barth †, in: GW 31/1933, 384)
- 11 Jürgen Barth 1981, 4 (siehe Anmerkung 4)
- 12 Schreiben Barths vom 10.03.1933, in: Nachlass Barth privat
- 13 Albert 1933, o. Seitenangabe (Albert, Ernst 1933: Professor Erwin Barth †, in: Lübecker Generalanzeiger vom 13. Juli 1933)
- 14 Potente 1933, 176 (Potente, Georg 1933: Professor Erwin Barth † zum ehrenden Gedenken, in: GK 11/1933, 173 ff)
- 15 undatierte Abschrift des handschriftlichen Manuskripts von Hugo Wach durch Elisabeth Barth, in: Nachlass Barth privat. Zur Ausstellung vgl. auch Jürgen Barth 1980, 17 (Barth, Jürgen 1980: Erwin Barth. Ein Lebensbild, in: Universitätsbibliothek TU Berlin (Hrsg.): Erwin Barth. Gärten. Parks. Friedhöfe (Ausstellungskatalog), Berlin, 7 ff)
- 16 lt. schriftl. Aussagen Jürgen Barths vom 17.01.1991 u. vom 03.11.1993
- 17 lt. schriftl. Aussagen Jürgen Barths vom 17.01.1991, vom 03.11.1993, vom 05.02.1997 sowie als undatierte schriftl. Aussage von ca. 1989/90
- 18 Schreiben Barths vom 10.03.1933, in: Nachlass Barth privat
- 19 lt. schriftl. Aussage Jürgen Barths vom 17.01.1991
- 20 vgl. Angabe in: Archiv der HU Berlin, Personalakte E. Maurer, UK, PA, 104
- 21 Schreiben Barths vom 10.03.1933, in: NGA Spandau, Akten zum Garten Fränkel
- 22 Schreiben von Jac. J. Mense, ‚Blumenzwiebeln, Pflanzen- und Samenkulturen, Haarlem (Holland)‘ vom 11.04.1933, in: NGA Spandau, Akten zum Garten Fränkel
- 23 lt. undatierter schriftl. Aussage Jürgen Barths von ca. 1989/90
- 24 GW 29/1933, 360
- 25 S. (Saathoff) 1933, 384 (siehe Anmerkung 10)
- 26 Jürgen Barth 1981, 2 u. 3 (siehe Anmerkung 4)
- 27 ebd., 4
- 28 ebd., 2
- 29 ‚Zur lustigen Erinnerung an Deinen getreuen alten Freund und Naturgenossen Dir. Ernst Albert‘ von 1933, in: Nachlass Barth privat
- 30 lt. mündl. Aussage Jürgen Barths vom 07.12.1999
- 31 S. (Saathoff) 1933, 384 (siehe Anmerkung 10)
- 32 Jürgen Barth 1981, 4 (siehe Anmerkung 4)
- 33 lt. mündl. Aussage Jürgen Barths vom 07.12.1999
- 34 Der Name Erich Lehmann wird ansonsten nie erwähnt. Welche Rolle er in der Zentralparkverwaltung eingenommen hat und ob er überhaupt schon vor 1929 dort tätig war, ist nicht bekannt.
- 35 Schreiben Wittes, Lechners und Lehmanns vom 15.04.1933, in: Nachlass Barth privat
- 36 Bescheinigung Barths für Feldmann vom 05.05.1933, in: Archiv der HU Berlin, Personalakte W. Feldmann, HL, PA, 27
- 37 Schreiben Barths vom 13.11.1931, in: Archiv d. HU Berlin, Personalakte W. Feldmann, HL, PA, 27
- 38 Schreiben Arnoldis vom Preußischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten vom 27.11.1931, in: Archiv der HU Berlin, Personalakte W. Feldmann, HL, PA, 27
- 39 Jürgen Barth 1981, 3 (siehe Anmerkung 4)
- 40 S. (Saathoff) 1933, 384 (siehe Anmerkung 10)
- 41 Jürgen Barth 1981, 3 (siehe Anmerkung 4)
- 42 Potente 1933, 173 u. 175 (siehe Anmerkung 14)
- 43 S. (Saathoff) 1933, 384 (siehe Anmerkung 10)
- 44 Schreiben Barths vom 12.08.1930, S. 6, in: Nachlass Barth privat
- 45 S. (Saathoff) 1933, 384 (siehe Anmerkung 10)
- 46 Schreiben des Rektors der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin vom 12.07.1933, in: Archiv der HU Berlin, Personalakte E. Barth, UK, PA, 59

Horst Schumacher, Prof., *1955. 1975 - 82 Studium der Garten- und Landschaftsarchitektur an der TU Berlin. Selbständig tätig als freischaffender Landschaftsarchitekt mit Bürositz in Berlin, Schwerpunkte Objektplanung, Geschichte der Gartenkunst, Entwicklungsstrategien für historische Kulturlandschaften, Bauleitplanung. Ab 1999 zusammen mit Claus Herrmann geschäftsführender Inhaber des Büros für Gartenkunst und Landschaftsarchitektur in Berlin. Professur an der Fachhochschule Erfurt, Fachbereich Landschaftsarchitektur, Fachgebiet Freiraumplanung, seit 1995 in Vertretung, seit 1999 als ordentlicher Professor. Diverse Publikationen zur Geschichte und Theorie der Gartenkunst und Historischer Kulturlandschaften. [www.s-und-h.de] [www.energiegarten.de]

Kennen gelernt habe ich Prof. Jürgen Wenzel, als ich mein Studium am damaligen Fb. 14 der TU-Berlin begann, das war im Wintersemester 1975. Noch sehr gut kann ich mich an das erste Projekt erinnern: Entwerfen von Freizeiteinrichtungen am Brombachsee in Franken. Es ging darum, Ideen für Freibad-Anlagen an dem im Entstehen begriffenen Stausee (heute eine lebendige Freizeitregion) zu entwickeln; in dieses Projekt eingebunden war auch das Lehrgebiet Baukonstruktion, das Prof. Wenzel betreute.

Wir Studenten hatten zu Prof. Wenzel –soweit ich mich zurückerinnern kann- keinen besonders guten „Draht“, viele verstanden ihn einfach nicht. Auch mir ging das so.

Später, als ich längst selbständig war, begegnete Prof. Wenzel mir als Kollege, der sich offensichtlich mit ähnlichen Gegenständen der Planung befaßte wie ich selbst, zumal wenn es sich um Belange der Gartendenkmalpflege in Berlin handelte.

Die Qualität seiner Reflexionen schätzen gelernt habe ich allerdings erst durch die Lektüre seiner zahlreichen Veröffentlichungen in Fachzeitschriften wie Garten + Landschaft, in denen er akribisch und kritisch den jeweils zeittypischen Status quo der Landschaftsarchitektur zu durchleuchten verstand.

An das gemeinsame, wenngleich unabhängige Bemühen anknüpfend, die Werke von Peter Joseph Lenné sowie von Erwin Barth in Berlin zu bewahren, und Verständnis dafür in breiten Bevölkerungsschichten zu wecken, möchte ich Prof. Jürgen Wenzel meinen 1993 publizierten Beitrag zum Grünzug Luisenstädtischer Kanal widmen.

Grünzug aus dem Wasser

Anmerkungen zur Wiederherstellung des Berliner Grünzugs Luisenstädtischer Kanal, dessen Geschichte wechselhaft war und bleibt.

Am 23. April 1993 konnten eine Ausstellung zum Thema und ein erster Teilabschnitt des unter der Oberleitung der Berliner Gartendenkmalpflege wiederhergestellten Grünzugs Luisenstädtischer Kanal für die Bevölkerung eröffnet werden. Es handelt sich um den Abschnitt, der früher „Immergrüner Garten“ hieß und dem wir jetzt den Namen „Durch Raum und Zeit“ gegeben haben.

Bei den Arbeiten am Entwurf hat es sich gezeigt, daß es hier eine komplexe Verflechtung zu berücksichtigen gilt. Es haben zwei bekannte Landschaftsarchitekten an diesem Projekt gearbeitet: zunächst Peter Joseph Lenné, nach dessen Plänen ab 1848 der Luisenstädtische Kanal gebaut wurde, dann Erwin Barth, nach dessen Plänen Anfang der 1930er Jahre die Grünanlage im zugeschütteten Kanal realisiert wurde. Die Geschichte des „Kanals“ war und blieb wechselhaft. Im folgenden möchte ich die wichtigsten Aspekte chronologisch beschreiben.

Peter Joseph Lenné und das Köpenicker Feld

Peter Joseph Lenné hat kurz vor dem Regierungswechsel 1840 den Auftrag erhalten, für das Köpenicker Feld, das südöstlich des Stadtkerns von Berlin, aber noch innerhalb des Weichbildes lag, einen Bebauungsplan zu entwerfen. Berlin war in einem immensen Wachstum begriffen. In den vorangegangenen 30 Jahren hatte sich die Einwohnerzahl der Stadt mehr als verdoppelt, 150000 waren es 1810 und um 1840 waren es fast 330000.

Abb. 1 Schiffe im Engelbecken 1897



Karl Friedrich Schinkel, der bisher in städtebaulichen Fragen beriet, war schwer krank. Das mag einer der Gründe gewesen sein, daß die Baudeputation unter dem Vorsitz von König Friedrich Wilhelm III. den königlichen Gartendirektor, Peter Joseph Lenné, beauftragte, für den Stadtteil erneut einen Bebauungsplan anzufertigen.

Der Kronprinz und spätere König Friedrich Wilhelm IV. skizzierte bereits 1834 seine Vorstellung von einem Grundriß für diesen Stadtteil Berlins. Lenné war offenbar gehalten, die kronprinzliche Skizze seinen Entwürfen für einen Bebauungsplan zugrunde zu legen. Das hat er offensichtlich auch getan, sein Entwurf vom 1. Januar 1840 läßt keinen Zweifel darüber aufkommen

Der Kronprinz versuchte dem Stadtteil eine Ordnung zu geben, die keinerlei Ansatz einer Auseinandersetzung mit der bürgerlicherseits eingeforderten Verfassung zeigte. Vielmehr wählte der Kronprinz das Ausdrucksmittel des absolut regierenden Fürsten, einen barocken Jagdstern, als Grundrißfigur für diesen neuen Stadtteil „auf der grünen Wiese“. Es ist ja das politische Verständnis Friedrich Wilhelms IV. vom Staat mit einer mittelalterlichen theokratisch-hierarchischen Regierungsform hinlänglich bekannt. Die Skizze des Kronprinzen ist der unmittelbare Ausdruck solcher Geisteshaltung. Lenné war in diesem Fall wohl der „Handlanger“ und Erfüllungsgehilfe von Kronprinz und König.

Aber es blieb nicht bei diesem Entwurf. Es blieb auch nicht bei nur einer Überarbeitung.

Letztlich finden wir den neuen Stadtteil in einer Blockstruktur geordnet, wobei die Hauptstraßenachse, die Oranienstraße, mit einer Wasserachse, dem Luisenstädtischen Kanal, gekreuzt ist.

Lenné, der um 1840 mit mehreren städtebaulichen Planungen für Berlin befaßt war, hat diese Aufgaben nicht losgelöst voneinander bearbeitet, sondern sie

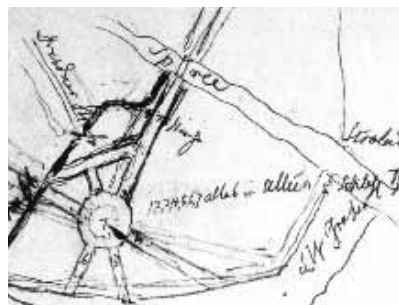


Abb. 2 Skizze des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von 1834.

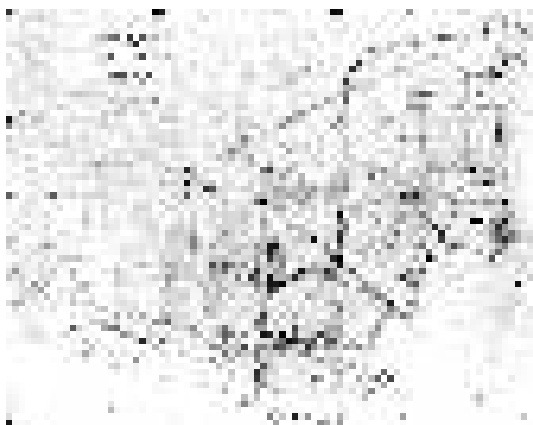


Abb. 3 Der Bebauungsplanentwurf für das Köpenicker Feld von Joseph Peter Lenné von 1840.

in einem Gesamtprojekt zusammengeführt: Es handelt sich um die „Projektirten Schmuck- und Grenzzüge für Berlin mit nächster Umgebung“. Berlin sollte von einem grünen Gürtel umgeben und durchzogen sein. Im Westen der Stadt war der große Tiergarten einbezogen, im Osten derselben der Friedrichshain. Gustav Meyer, Lennés langjähriger Mitarbeiter und nachmaliger Gartendirektor von Berlin, hat diesem Konzept noch einen Nordpark (den Humboldthain) und einen Südpark (den Treptower Park) dazugegeben. Mit diesem erweiterten Projekt hatte Berlin einen „grünen“ Entwicklungsplan „vom Feinsten“.

Zur Ausführung gelangten etwa vier Fünftel der Lennéschen Gesamtkonzeption, und das ist heute noch gut im Stadtraum nachvollziehbar. Der Luisenstädtische Kanal spielt in diesem Gesamtgrünzug eine repräsentative Rolle. Zwischen der Michaelkirche und dem Landwehrkanal erstreckte sich eine Wasserachse, die mit den beiden Becken an den Kanal im Nymphenburger Schloßpark erinnert. Die lichte Weite zwischen den Gebäuden entlang der Wasserachse entsprach der Prachtstraße Unter den Linden, der breitesten Straße Berlins. Die Wasserachse in der Luisenstadt sollte also zur kurfürstlichen Repräsentationsallee in der Dorotheenstadt in Beziehung treten. Der Kanal war von Alleen gesäumt und der Reihe der Gebäude waren Vorgärten von „1 Ruthe Breite“ (etwa 3,7 Meter) vorgelagert.

Im Jahr der Revolution, 1848, erfolgte der erste Spatenstich. Aber seiner zgedachten Funktion konnte der Kanal nicht in vollem Umfang gerecht werden: Für die Schifffahrt war seine Kapazität schon bald zu gering, die Umfahrung der Stadtschleusen erfolgte über den Landwehrkanal. Die geringe Fließgeschwindigkeit bewirkte, daß das Wasser (besser gesagt: das Abwasser, denn es handelte sich um eine Art offene Kanalisation) faulte und stank. Stimmen wurden laut, daß der Kanal zugeschüttet werden möge, was 1926 dann auch geschah.

Abb. 4 Luisenstädtischer Kanal und Engelbecken 1926



Erwin Barth entwirft einen Grünzug

Die Reichswasserstraßenverwaltung hatte das Kanalgrundstück an die Stadt Berlin verkauft mit der Auflage, daß auf diesem Grundstück nur eine Grünanlage gestattet sei und diese in einer überschaubaren Zeit errichtet und dauerhaft gepflegt werden müsse.

Inzwischen hatte sich die Situation der Stadt Berlin erneut stark verändert. Im Vergleich zur Zeit Lennes handelte es sich jetzt nicht mehr um eine märkische Stadt von mittlerer Größe, sondern um eine Metropole: Der gesamte Agglomerationsraum war der Stadt eingemeindet worden, wobei die Luisenstadt einer der zentrumsnahen Stadtteile geworden war. In ihr war eine der höchsten Einwohnerdichten Berlins zu verzeichnen, die sozialen Probleme waren evident.

Bevor Erwin Barth 1926 das Amt des Gartendirektors der Stadt Berlin übernahm und sich dann auch um die Geschicke des Grünzugs Luisenstädtischer Kanal kümmerte, hatte er 14 Jahre lang in Charlottenburg gewirkt. In dieser Zeit sind durch ihn eine stattliche Anzahl von Stadtplätzen und größeren Grünanlagen entstanden. Es war dabei stets sein besonderes Anliegen, diese Grünanlagen in eine sozial verträgliche Funktion zu bringen, das heißt, immer vor dem Hintergrund einer rapide wachsenden Stadt. Die neu- oder umgestalteten Stadtplätze und Parks, die heute noch existieren oder gartendenkmalpflegerisch wiederhergestellt sind, zeigen alle eine Doppelfunktion: Einmal sind sie Schmuckanlagen, die der Bevölkerung als Rekreationsräume dienen, andererseits sind in diese Grünanlagen immer Kinderspielplätze integriert. Barth setzte auf die Wirkung des Schönheitssinnes der Menschen und hoffte, daß Schmuckanlagen geachtet und bewahrt würden und daß sie eine beruhigende Wirkung haben könnten bei dem Wirrwarr der sozialen Spannungen. Bei den Kinderspielplätzen handelte es sich meist um große Sandbuddelplätze, die dem Bewegungsdrang der Kinder entsprochen hatten, aber meistens mit nur wenigen Spielgeräten ausgestattet waren. Für die Eltern standen immer genug Bänke bereit.

Von diesem Grundsatz der verteilten Funktionen wird auch Barths Entwurf für die Grünanlagen Luisenstädtischer Kanal geleitet. Da der Kanal nicht bis auf die Höhe des umgebenden Straßenniveaus aufgeschüttet wurde, aber die meisten

Abb. 5 Der Gesamtplan für die Ausgestaltung des Luisenstädtischen Kanals von Erwin Barth aus dem Jahr 1929 zeigt zehn Einzelgärten: Schmuckanlagen kombiniert mit Kinderspielplätzen.

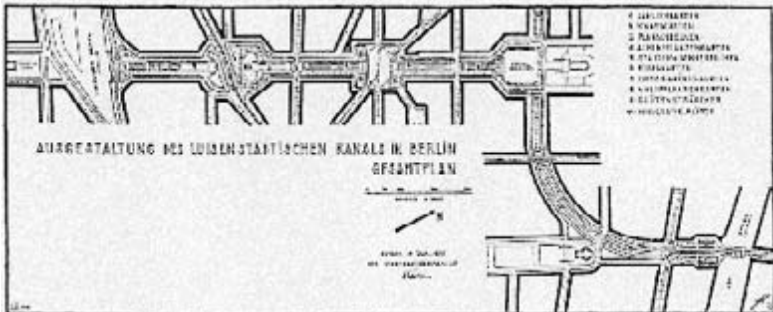




Abb. 6 Bis vor kurzem noch Grenzbereich zwischen Ost- und West-Berlin war der Abschnitt „Immergrüner Garten“, Das Bild zeigt den Zustand des Teilabschnitts 1963.

Abb. 7 Grenzmauer am Bethaniendamm Mai 1989

Abb. 8 Luftaufnahme (1991) vom Abschnitt Rosengarten und Engelbecken als Brache auf den ehemaligen Grenzanlagen.

Abb. 9 Nachdem der Abschnitt ‚Waldpflanzgarten‘ ausgegraben war, fehlte das Geld, um ihn wieder herzustellen. Zustand mit Spontanvegetation Juni 1997 (bis heute)

Brücken abgerissen und durch Dämme ersetzt wurden, galt es, eine Folge von tiefgelegenen Einzelräumen gestalterisch und funktionell zusammenzufügen. Der Gesamtplan von der Ausgestaltung des Luisenstädtischen Kanals aus dem Jahr 1929 zeigt zehn bezifferte Einzelgärten sowie Kinderspielplätze. Vom Landwehrkanal in Richtung Spree sind dies: 1. Dahliengarten; 2. Kindergarten; in einem Teil des ehemaligen Wassertorbeckens ist ein riesiger Sandspielplatz vorgesehen; 3. Planschbecken; 4. Alpenpflanzgarten; dann der Oranienplatz, für den erhebliche Verkehrsflächen nötig waren; gefolgt von 5. Stauden und Sommerblumen; 6. Rosengarten, der in die Anlage des Engelbeckens einmündet; 7. Immergrüner Garten; 8. Waldpflanzgarten; 9. Blütensträuchergarten; und im letzten Abschnitt vor der Schillingbrücke nochmals Kinderspielplätze.

Vorentwurf im Rahmen der Wiederherstellungsplanung

Im Vorentwurf für die Wiederherstellung des Grünzugs Luisenstädtischer Kanal sind städtebauliche Qualitäten vorgesehen, die in den Anlagen von Lenné und Barth vorhanden waren. Ferner haben wir Wert darauf gelegt, die heutige städtebauliche Situation sowie heutige Nutzungsansprüche angemessen zu berücksichtigen. Der Grünzug Luisenstädtischer Kanal verläuft teilweise entlang der Grenze zwischen den Stadtteilen Berlin-Mitte und Kreuzberg.

In städtebaulicher Hinsicht ist es wünschenswert und seit dem Fall der Berliner Mauer auch möglich, den von Lenné konzipierten und nie ganz realisierten Grünzug als grünen Ring zu schließen. Der Grünzug Luisenstädtischer Kanal stellt als Abschnitt dieses Ringes jetzt schon eine Grünverbindung zwischen dem Grünzug Landwehrkanal und einer noch zu schaffenden Spreepromenade her.

In einer Entwurfszeichnung Barths sind entlang des tiefliegenden Grünzuges je zwei Lindenreihen vorgesehen. Diese Idee wird aufgegriffen; der Grünzug soll breite Promenaden erhalten, mit zwei Lindenreihen auf jeder Seite. Das heißt, die bestehenden Fahrdämme werden um etwa die Hälfte zurückgebaut. Gedacht ist an einen Boulevard in einem städtischen Ambiente, das es noch einzurichten gilt.

Von der Waldemarbrücke bis zur Spree sind sechs Einzelgärten vorhanden,

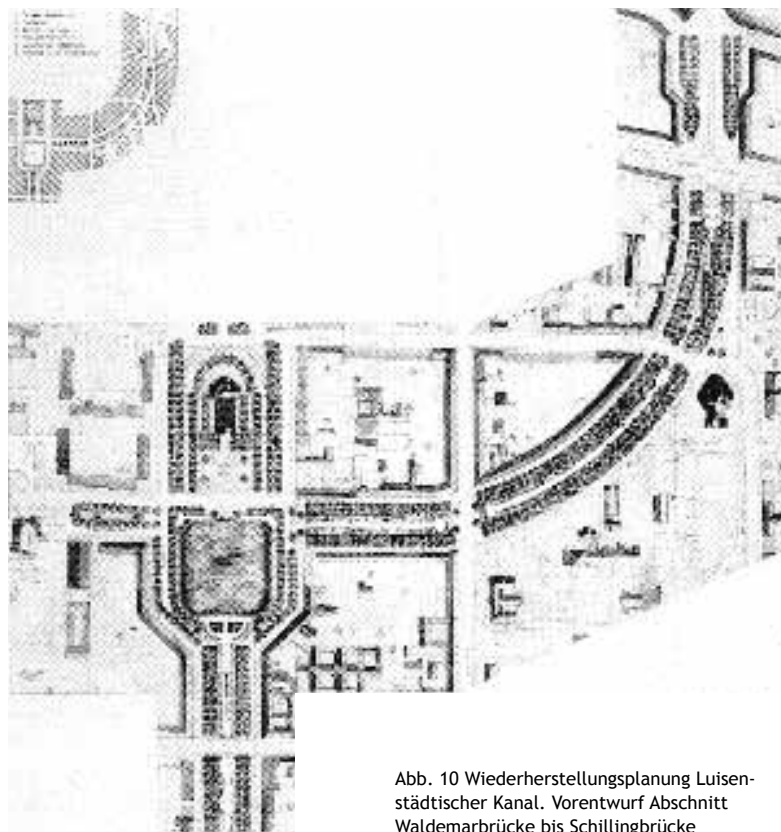


Abb. 10 Wiederherstellungsplanung Luisenstädtischer Kanal. Vorentwurf Abschnitt Waldemarbrücke bis Schillingbrücke

die nachfolgend ausführlicher beschrieben werden:

Der erste dieser Gärten ist im April fertig geworden. Der Grundgedanke für den Entwurf der Wiederherstellung ist denkbar einfach: Es sollte repariert oder ergänzt werden, wo wir noch originäre Bausubstanz vorfinden konnten – und wir waren, trotz aller Hoffnungen, die wir im Vorfeld hegten, erstaunt, wieviel sich von der älteren Anlage einfach ausgraben ließ. Wo keinerlei Originalsubstanz mehr vorhanden war, sollte konsequent ein angemessener neuer Entwurf zum Tragen kommen. So hat der Garten wieder Brüstungen, die mit einem Naturstein abgedeckt sind, der dem Bernburger in Farbe und Textur nahekommt (eine Alternative ist nötig gewesen, weil die Bernburger Steinbrüche nicht mehr in Betrieb sind). Es sind die Treppen repariert; ferner der Weg, wobei das Lager und der Unterbau erhalten werden konnten.

Eine neue Interpretation hat die Bepflanzung dieses Gartens erhalten: Zeit und Raum sind Motive eines Jahreszeiten-Blüten-Gartens. Das Verhältnis zum Immergrünen Garten ist lediglich ein anderer Aspekt, wobei uns dieses „Andere“ allerdings wichtig war. Während das Immergrün die Unveränderbarkeit in der Dauer zeigt und damit statische Verhältnisse anmahnt, wollten wir eine dynamische Entwicklung erhalten. Außerdem wollte uns eine Pflanzung aus Rhododendren und Azaleen (wie sie wohl bestanden hatte) für diesen sehr sonnigen Standort nicht so recht einleuchten. Die gewählte Strauchpflanzung wird im Jahresverlauf unterschiedliche Blütenaspekte hervorbringen und so gut es möglich war, immer in Kombination mit einem besonderen Duftereignis stehen. Die Sträucher bilden sowohl in der Anordnung innerhalb der Gruppen als auch in der Abfolge innerhalb des Gartens unterschiedliche Wellen aus, somit folgt die Pflanzung in einer übertragenen Weise dem Wassermotiv. Für die Flächen zwischen den Strauchpflanzungen ist ein Blumenrasen mit blaublühenden Arten

Abb. 11 Der frisch gepflanzte Garten „Durch Raum und Zeit“ im Juli 1993. Die Bepflanzung dieses Gartens hat eine neue Interpretation erhalten: Zeit und Raum sind die Motive eines Jahreszeiten-Blüten-Gartens. Die Strauchpflanzung wird im Jahresverlauf unterschiedliche Blütenaspekte und Düfte hervorbringen. Foto: Hans Mende (Ausschnitt)



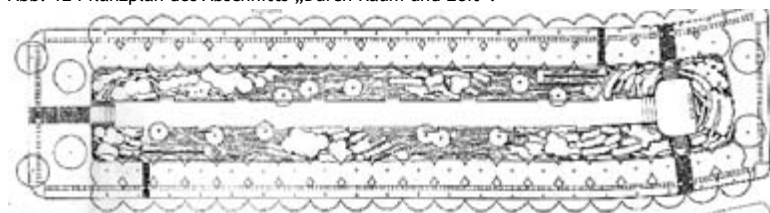
vorgesehen, auf dem „Schaumkronen“ von weißen Blütenbändern schwimmen. Auch bei der Auswahl der Bänke haben wir uns betont modern verhalten, allerdings auf ein gutes Design Wert gelegt.

Für den neuen Rosengarten hat gerade die Realisierungsphase begonnen. Dieser Garten ist unter der Waldemarbrücke hindurch mit dem Grünzug auf der Kreuzberger Seite verbunden. Der Gartenraum wird vor allem geprägt durch die Pergolengänge entlang der Kanalfassungsmauern, die es wiederherzustellen gilt. Die laufenden Ausgrabungen haben Bestandteile des ehemaligen Indischen Brunnens zutage gefördert; es sind sogar größere Flächen des Mosaiks erhalten, welches damals von der bekannten Firma Puhl & Wagner hergestellt worden war. Diese Brunnenanlage wird in die Konzeption eines angemessenen Kinderspielplatzes integriert. Die Spielgeräte und –einrichtungen haben die Situation des Schiffahrtkanals zum Thema, sie sind streng linear ausgerichtet.

Beim folgenden Garten handelt es sich um das repräsentative Engelbecken. Vom Rosengarten kommend, öffnet sich eine grandiose Sicht auf das Wasserbecken mit den Fontänen, den Arkaden und der aufragenden kuppelgekrönten Michaelkirche. Dieser zentrale Bau in der Barthschen Anlage ist – wie der Rosengarten – von üppig berankten Pergolengängen gefaßt. Unter diesen Laubengängen befinden sich die schattigen Promenaden und zahlreiche Sitzgelegenheiten. Die Böschung zum Wasserbecken soll wieder dicht mit *Iris kaempferi* bepflanzt werden. Auch das „Wasserschloß“ mitten in der Südwand, ein Arkadengang mit vorgelagertem halbkreisförmigem Wasserbecken, das sich in die Wasserfläche des großen Beckens hineinschob, soll wiederhergestellt werden. Durch Vor- und Rücksprünge waren auch entlang der Südwand Sitznischen ausgebildet; üppig mit Wildem Wein bewachsen, vermitteln sie ein schon südliches Flair. Beiderseits der Südwand führen Treppenanlagen auf das Straßenniveau hinauf. Trauerweiden betonen die Ecken des Wasserbeckens vor den Treppen.

Auf den bereits vorgestellten Garten „Durch Raum und Zeit“ folgt der ehemalige Waldpflanzengarten, der künftig „Fremd und doch vertraut“ heißen soll. Der gestreckte und gekrümmte Raum soll mit Brüstung, Treppenanlagen und in der Mitte verlaufendem Weg wiederhergestellt, die Pflanzung soll aber neu interpretiert werden. Barths Anliegen war es, mit dem Waldpflanzengarten die Pflanzenwelt des Berliner Umlandes den Stadtmenschen quasi vor die Haustüre zu holen; das künftige Motiv „fremdvertraut“ thematisiert eine gewohnte städtische Pflanzenwelt, die wir als heimisch anerkennen, die aber strenggenommen nicht heimisch ist. Vorstellbar ist eine Spanne von heimischen über eingebürgerte Pflanzen bis hin zu jenen Exoten, die in Garten und Parkanlagen vertreten

Abb. 12 Pflanzplan des Abschnitts „Durch Raum und Zeit“.



sind. Die durch Fotos und eine Ansichtszeichnung von Barth dokumentierte Üppigkeit und Dichte der Pflanzungen im Waldpflanzengarten dient als Orientierung für die pflanzliche Neufassung dieses Abschnitts. Der letzte Garten vor der Köpenicker Straße soll den Namen Luisenbrunnen-Stadtkanal erhalten. Wir folgen der realisierten Anlage, die einen Kinderspielplatz enthielt, und versuchen, einen Spielplatz mit dem Wassermotiv zu einer begeh- und bespielbaren Wasserskulptur zu gestalten. Eine terrassierte Plastik soll auch die Rampe für einen behindertengerechten Zugang aufnehmen. Das differenzierte Wasserspiel ist Spielspaß und Repräsentationsanlage in einem. Die Bepflanzung mit Bäumen von pyramidalem Wuchs wird wieder große Tore bilden, Blütensträucher stellen die Verbindung zu den anderen Gärten her. Auf der Promenade an der Schillingbrücke wird man sich wegen des Verkehrs kaum aufhalten. Der Abschnitt ist zu verstehen als repräsentative Stadtpromenade, die den Übergang in eine zu schaffende Spreeuferpromenade herstellen soll.

Sobald die einzelnen Abschnitte mitsamt den Änderungen im Straßenprofil gebaut sein werden – und es ist seitens der Senatsverwaltung der Wille vorhanden, dieses bis zum 150. Jahrestag des ersten Spatenstichs am Luisenstädtischen Kanal 1998 geschafft zu haben –, sobald der Grünzug Luisenstädtischer Kanal in dem Teilstück der ehemaligen Grenzanlagen wiederhergestellt sein wird, wird auch ein bedeutendes Stück des innerstädtischen Grünen Ringes hinzugekommen sein. Bleibt zu hoffen, daß sich der von Lenné in großartiger Vision konzipierte Grüne Ring in seinem nördlichen Bogen auch noch schließen möge. Für die neue alte Hauptstadt wäre das ein hervorragendes städtebauliches Beispiel einer innerstädtischen Grünentwicklung. Es wäre auch die Einlösung der von Lenné konzipierten Schmuck- und Grenzzüge für Berlin, der als wirklich avancierter Städtebau benannt werden kann und es nach über 150 Jahren und einer gänzlich veränderten Situation immer noch ist: Was damals als grüner Gürtel um die Stadt herum gedacht war, sollte künftig der grüne Innenstadtring sein.

Abb. 13 Im Rosengarten: Der Buddha auf dem Brunnensockel meditiert mit Blick auf die St. Michaelkirche. Aufnahme datum 1940.

Abb. 14 Im März 1993 konnte der Sockel des Indischen Brunnens freigelegt werden. Zum Vorschein kamen gut erhaltene Partien des Goldmosaiks.



Helmut Weckwerth, Prof. i. R., *1934. Ausbildung zum Gärtner und Berufspraxis in der Schweiz und England, Diplom-Gärtner (Diplom-Ingenieur) an der Technischen Universität Berlin, Fachrichtung Garten- und Landschaftsgestaltung sowie Städtebau. Landschafts- und Ortsplaner in Hessen, Oberingenieur am Lehrstuhl und Institut für Landschaftsbau und Gartenkunst der TUB (Ordinarius Prof. Mattern) mit Schwerpunkt in Landschaftsplanung und Ortsplanung. 1969 - 70 Tätigkeit als Visiting Associate Professor of Environmental Design an der University of Georgia, in Athens, USA, seit 1972-1997 Professor am Institut für Landschafts- und Freiraumplanung an der TUB mit dem Fachgebiet Landschaftsplanung, insbesondere Freiraumentwicklung. Schwerpunkte: städtische Grünplanung, bedürfnisorientierte Freiraumplanung, Landschafts- und Erholungsnutzung, Ortsplanung sowie Landschaftsplanung und Gebietsentwicklungsplanung.

„Das Leben Lernen“ wurde am 23. November 2002 im Landhaus Ihlow, Märkische Schweiz als Vortrag zur Festveranstaltung anlässlich der 100jährigen Geburtstage von Reinhold Lingner und Hermann Mattern gehalten.



'Das Leben Lernen'

... als wichtige Voraussetzung für das ‚lebenslange Lernen‘

Liebe Freundinnen und Freunde, Berufskolleginnen und -kollegen der Landschaftsarchitektur, Absolventen der Technischen Universität Berlin und örtliche und regionale Gäste! „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen“ können wir in der Einladung lesen. Und nun findet dieser Herbstball auch noch sozusagen im reifen Alter des Jahres statt. Die Verwesung ist nahe!

Aber, bitte schauen wir genauer hin: Die Früchte geben uns zum einen Nahrung und erhalten das heutige Leben. Die Früchte sind auch das Gehäuse und das Saatbett für das künftige Leben. Wir wollen zwei Berufskollegen – 100jährige Greise wenn sie heute noch lebten – in Erinnerung bringen. Wir werden uns ein wenig mit der Frucht beschäftigen, die sie für unser Leben mit ihnen und nach ihnen gebracht haben. Wir können uns auch selbst als Früchte betrachten – zum Teil im Herbst des Lebens – die von diesen „Bäumen“ gepflückt wurden oder von den Pflanzen geerntet wurden, gelegentlich auch, wenn sie wurmig waren, zu Boden gefallen sind. Und wir wollen in die Zukunft schauen, was aus dem Samen werden kann, welche Früchte künftig zu erwarten sind.

Sind 100jährige Geburtstage ein Anlaß, eine festliche Veranstaltung in ländlicher Umgebung mit Musik und Festtafel zu machen? Ich meine doch, wenn man bedenkt, daß bereits ein Vortragstag „Grüne Moderne passé?“ in Berlin an der Technischen Universität Berlin mit fachlichen Informationen über die Berufsarbeit in Praxis, Lehre und Forschung der Jubilare und anschließender Exkursion heute morgen hinter uns liegt. Wir hätten das Leben schlecht gelernt, wenn wir vor lauter Problemen in der täglichen Berufsarbeit die Fröhlichkeit vergessen hätten. Sich gemeinsam Freuen und Lachen ist Balsam für die Seele.

Hat die Erinnerung an die Lebenswege zweier Hochschullehrer, die in den 60iger Jahren in Berlin-Ost und Berlin-West lehrten und planten etwas im geeinten Deutschland mit dem heutigen Leben, Lernen und Arbeiten von Landschaftsarchitekten und benachbarten Disziplinen zu tun? Ich möchte hier kurz auf einige Aspekte im Leben Lingners und Matterns eingehen, die für die Berufsarbeit meiner Meinung auch heute von Bedeutung sind:

- Zukunftsorientierte, raumbezogene Planung
- Interdisziplinäre Ansätze
- Ökologisch langfristiges Denken
- Ethischer und politischer Hintergrund

Zukunftsorientierte, raumbezogene Planung

In diesem Zusammenhang sind Lingners Arbeiten zur Grünflächenstruktur Berlins, zur Trümmerschuttbeseitigung 45/46, Stadtparks, Kulturparks (Treptower

Park) und entsprechende Richtlinien, ebenso Richtlinien zur Verschönerung der Städte und Grünanlagen während der DDR-Zeit zu nennen.

Matterns Schaffen war zugleich stark raumbetont (wie an der Seminararbeit über Hausgärten mit ihrer engen Verflechtung von drinnen und draußen, - Aushang im Eßsaal - zu sehen ist) und nutzerorientiert, z B. experimentelles Planen und Bauen bei den Studentendörfern oder aktive Mini-Hausgärten. Mattern verlangte von den Studenten: Probiert Euch aus! Experimentiert! Mattern schaut in die Zukunft: „Der Architekt für Landschaftsbau hat gelernt, in abstrakten Raumbildern zu denken – neben seinen künstlerischen, wissenschaftlichen und technischen Befähigungen – und das gibt ihm den Mut, auch über seine Zeit hinaus zu planen.“¹ In der Landschaftsaufbauplanung war ihm der Maßstabwechsel ein pädagogisches Prinzip. Mit argumentativer Planung und Alternativen bemühte er sich die Bevölkerung zu überzeugen. Die Untersuchung „Freiraumplanung Berlin“ ist ein landschaftsplanerisches-städtebauliches Vorhaben mit Offenlegung der Planungseingriffe und einer Planungskonzeption, die nach Matterns Tod von der Arbeitsgruppe vollendet wurde.

Interdisziplinäre Ansätze

Lingner arbeitete viel im Team mit anderen Fachleuten, etwa an städtebaulichen Projekten (Grünplanung im Kollektiv Scharoun 1946), er studierte bei Architekten (Schmidthenner) hatte Kontakt mit Künstlern (Kollwitz). An der Akademie der Wissenschaften im Institut für Bauwesen wurde der Grundstock für die Landschaftsdiagnose zur Neugestaltung der Kulturlandschaft gelegt. Über den speziellen Naturschutz hinaus forderte er die komplexe Planung zur Landschaftsentwicklung: Lingner fordert komplexe Planung. „Auf gesamtstaatlicher Ebene fehlt noch die gesetzliche Sicherung einer komplexen ‚Landschaftsentwicklung‘ verbunden mit einem System gesellschaftlicher Kontrolle, wenn die produktiven und ästhetischen Potenzen der Landschaft wiederhergestellt und gesteigert werden sollen. Zur Zeit sind die für das gesamte staatliche Territorium geltenden Gesetze noch zu einseitig auf das Bewahren von Reservaten (Natur- und Landschaftsschutzgebieten) ausgerichtet“².

Mattern hatte eine skeptische Haltung zu Fachplanungen – mit Janusgesicht: Matterns Einschätzung der Fachplanung: „Wes Brot ich ess‘ - des Lied ich sing‘.‘ Wer von einer Industriegruppe, von einer Siedlungsgesellschaft oder von irgendeinem anderen Interessenverband gedungen ist, untersucht selbstverständlich zuerst die Möglichkeiten, wo und wie die Auftraggeber doch noch an einer Stelle den Fuß auf den Boden kriegen können. Die Vorschläge fallen dementsprechend aus. Jede Fachplanung vertritt der Allgemeinheit gegenüber ihre Vorschläge dann so, dass die Auswirkungen auf das Landschaftsgefüge sanktioniert erscheinen und das Programm auf jeden Fall den Bauherren befriedigt. Das Janusgesicht der Fachplanung, ‚vorteilhaft rücksichtsvoll sein zu wollen‘ grenzt oft an Pharisäertum und führt auf kurzem, sicher auch oft mit guten Vorsätzen gepflastertem Weg - direkt in den Landschaftsverbrauch hinein.“³. Er plädierte dafür, den Architekten für Landschaftsbau, wie er ihn nannte, für die Koordination in der Teamarbeit einzusetzen: Mattern sieht den Architekten für Landschaftsbau als Koordinator. „Meine Vorstellung vom Berufsbild in der Zukunft geht mehr nach der Richtung des

Koordinators. Diesen Ausdruck verstehe ich als dem Teambegriff zugehörig. In einem Team ist es selbstverständlich, dass alle, die zu ihm gehören, die ganze Aufgabe, die zu lösen ist verstehen und übersehen und auch die Untersuchungs- und Planungsstufen nachvollziehen können, wenn natürlich auch jeder in der Zusammenarbeit auf sein Spezialgebiet angesetzt werden wird. [Abs.] Aber in der Fähigkeit zum Koordinieren aller Teilergebnisse zu einer einheitlichen und verständlichen, nichts auslassenden Planung sehe ich aufgrund seines Ausbildungsstandes und seiner Ausbildungsbreite – in die Naturwissenschaft und die Ökologie hinein – den Architekten für Landschaftsbau für besonders geeignet an.⁴ Neben seinen Kooperationen mit Architekten, Verkehrsplanern arbeitete Mattern intensiv mit Städtebauern zusammen, siehe z. B. die Vortragsreihe „Grün im Städtebau“.

Ökologisch langfristiges Denken

Lingners Arbeit war besonders langfristig ökologisch orientiert. Besonders umfangreich war seine Arbeit an der Landschaftsdiagnose der DDR. Er scheute sich nicht, fachliche Forderungen an die Staatliche Planungskommission zu richten: Lingners Kritik an der staatlichen Planung. „... Lingner führt aus, daß mit der Landschaftsdiagnose die Absicht verfolgt wurde, die Staatsführung zu „alarmieren“⁵. Bemerkenswert deutlich und konkret bezogen auf 1956/1957 ist Lingners Kritik an der Staatlichen Planungskommission wegen der von ihr verantworteten Pläne, z.B. zu „Wasserwirtschaftsfragen, die aber ... (die) Natur nicht einschließen!“⁶ Er fordert eine Gesamtbetrachtung der Kulturlandschaft und bemängelt, „daß die ... Isolierung in Spezialfragen bei vielen Stellen noch nicht überwunden ist“⁷. Bereits 1957 hatte Lingner im Textband „Landschaftsdiagnose“ auch das Fehlen einer „entwickelten Gebietsplanung“ bedauert...⁸. Zu erwähnen ist auch Lingners Denkschrift zum Schutz der Stadtgehölze.

Mattern klammerte sich nicht eng an pflanzensoziologische Kriterien, benutzte aber stark die Pflanzen nach Standortkriterien und Erscheinungsformen. In seinem Buch „Gras darf nicht mehr wachsen“ 1964, prangerte er den „Landschaftsverbrauch“ an, den er durch Kulturmaßnahmen im Sinne von Kulturlandschaft steuern wollte: Mattern will den Landschaftsverbrauch durch Kultur steuern. „Wasser, Boden und Wald sind Anteile der Landschaft, deren Abbau uns Sorgen macht, weil ihr Aufbau seit langem nicht mehr mit dem Tempo des Verbrauchs Schritt zu halten vermag. [Abs.] Verbrauch bedeutet, daß von der Substanz mehr genommen wird als in irgend einer Form zurückgegeben werden kann. [Abs.] Die Gründe dafür, daß weniger zurückgegeben wird in den Kreislauf des Lebendigen, als zur Erhaltung wenigstens des Status quo notwendig wäre, sind bei den mannigfachen Ansätzen der Kultur zu suchen.“⁹ Mattern praktizierte und setzte sich stark für die biologisch-dynamische Wirtschaftsweise ein.

Ethischer und politischer Hintergrund

Lingner hatte starkes Interesse an kommunistischen Ideen und am Aufbau der Sowjetunion (May). Im 3. Reich erleidet er faschistische Diffamierungen und Entlassungen (z.B. Kriegsgräberfürsorge). Nach dem 2. Weltkrieg baut er Gedenkstätten. In der DDR setzt er seine Hoffnung auf die sozialistische Gesellschaft bei der Planung der sozialistischen Kulturlandschaft: Lingners Hoffnung

auf die sozialistische Gesellschaft. „Die sozialistische Gesellschaft ist in der Lage, auf der Grundlage der Wissenschaft und der sozialistischen Planwirtschaft, die Landschaft nach ihren Bedürfnissen als sozialistische Kulturlandschaft neu zu gestalten, ihre natürlichen Potenzen zu steigern und durch „Landschaftspflege“ dauernd zu sichern. Die technische Revolution schafft unermessliche Möglichkeiten dazu. [Abs.] Die Planung berücksichtigt hierbei, dass die Landschaft nicht allein Produktionsmittel der materiellen Güter der Land- und Forstwirtschaft ist, dass sie der Gewinnung von Bodenschätzen, Wasser und Wasserkraften dient, sondern auch dass die harmonisch und schön gestaltete Landschaft in ihrer unlöslichen Verbindung mit Städtebau, Architektur und bildender Kunst auch der Befriedigung ideeller menschlicher Bedürfnisse zu dienen hat.“¹⁰ Lingners Technik- und Wissenschaftsgläubigkeit bei der Vervollkommnung der Produktionsmittel läßt ihn auf eine weitgehende Rekultivierung von Landschaftsschäden hoffen: Lingners Wissenschaftsgläubigkeit. „Neue positive Beispiele aus der Sowjetunion und aus einzelnen Gebieten, besonders von Mittelmeerländern, bezeugen, daß die moderne Wissenschaft und Technik den Menschen in zunehmendem Maße befähigen, den Gefahren und Schädigungen weitgehend zu begegnen. So wird es durch die Vervollkommnung der Produktionsmittel möglich, die aus Eingriffen des Menschen resultierenden Erosionen, Überschwemmungen, Dürren und Staubstürme zu verhindern, aus versteppten und verwüsteten Gebieten Gärten zu machen und selbst Jahrhunderte alte Verkarstungen zu rekultivieren.“¹¹

Mattern setzte sich intensiv für soziale Planung ein (zeitgemäße Kleingärten, aktive Gärten, Kinderheime, Wohnheime, Wohnlandschaften). Er wird als kritisch und fortschrittlich eingeschätzt (Gröning). Von Bedeutung war für ihn die Schönheit beim Entwerfen z.B. mit Blütenpflanzen. Er fordert eine ethische und rechtliche Absicherung des Planers ein, um ein Verschleiß von Menschenwürde und Menschenrecht bei Planungen zu verhindern: Mattern über Kompetenzen des Planers und Menschenwürde. „Daraus folgert, daß unentwegt geplant werden muß, ebenso wie die Hände unermüdlich tätig sein müssen, soll das Leben weitergehen. Die Kompetenzen des Planers freilich sollten funktionell und rechtlich und vor allem ethisch im Grundgesetz verankert sein. Es geht bei dem Verbrauch der Landschaft, dem wir glauben mit sorgfältiger Planung begegnen zu können, ja auch um den Verschleiß von Menschenwürde und Menschenrecht.“¹²

Hat unser Beruf im nur schmerzlich zusammenwachsenden Europa eine Rolle übernommen oder behalten? Welche Lehren geben wir heute im Verhältnis zu damals weiter, welche Verhaltensweisen fördern wir, die für das Leben in der künftigen Europäischen Union und in weiterer Perspektive im zusammengewachsenen Subkontinent Europa von Bedeutung sind?

Was taten Lingner und Mattern dafür?

- Hinweise auf Ost-West übergreifende und europäische Ansätze
- Internationale Kontakte und Arbeiten
- Interkulturelle Einsichten
- Lebenslanges Lernen als Chance

Hinweise auf Ost-West übergreifende und europäische Ansätze

Lingner konnte auf eine reiche Auslandserfahrung in West- und Südeuropa zurückgreifen, entsprechend arbeitete er für den Amtlichen Deutschen Kriegsgräberdienst in Belgien bis zu seiner Entlassung.

Ein interessanter europäischer Ansatz war der Aufbau einer Academie Européenne Méditerranée 1934, der aber nicht weitergeführt werden konnte.

Mattern hatte durch seine Zeit mit Karl Foerster in Potsdam noch viele Ostkontakte, die z.B. zur Vorbereitung der Lenné-Ausstellung nützlich war. In ganz Europa hatte er persönliche Kontakte, die auch zur Zusammenarbeit führten (Pechère, Cabral, Porcinai, Möscenyi, Kramer, Verbund CEGAP). Er legte auch Gärten und Parks im europäischen Ausland an. Für die Studenten ermöglichte er unter dem Motto „sehen lernen“ sogenannte Grenzlandexkursionen (wegen der Zuschüsse) in die Nachbarländer. Er wirkte auch an der Weltausstellung 1957 in Brüssel mit.

Europäische Vereinigungen von Fachleuten und Hochschulen entstanden erst nach der Periode Lingner/Mattern:

- EFLA: European Foundation for Landscape Architects – die Vereinigung der Berufsverbände in der Europäischen Union und assoziierter Länder.
- ECLAS: European Council of Landscape Architecture Schools – der Europäische Rat der Ausbildungsstätten in Landschaftsarchitektur.
- Council of Europe – The European Landscape Convention – die Landschaftskonvention des Europarates.
- Unser Verein ‚Landschaft Europa‘ e.V. – Verein für Lebenslanges Lernen in Landschaftsarchitektur, Landschaftsbau und Umweltmanagement arbeitet bisher mit deutschen Gründungsmitgliedern (diverse Beiträge einschließlich Ziel- und Projektbeschreibungen). Geplant ist eine europäische Allianz als Netzwerk der nationalen Netzknoten.

Internationale Kontakte und Arbeiten

Lingner hatte relativ wenig außereuropäische Verbindungen. So war er im Zweiten Weltkrieg zu Tarnpflanzungen im östlichen Kriegsgebiet verpflichtet worden. Seine Berührungen mit der Sowjetunion waren wohl eher politischer Art.

Mattern hatte Kontakte zu Amerika und Asien, Japan und Israel und lud auch entsprechend Gastdozenten, z. B. Linn aus USA, ein. Er förderte auch den Austausch von Wissenschaftlern (Gastprofessur Oberingenieur Weckwerth in Athens, Georgia, USA 1969/70). Kontakte bestanden mit den internationalen Fachverbänden: IFLA: International Federation of Landscape Architects – die internationale Vereinigung der Landschaftsarchitekten nach Weltregionen gegliedert und IPRA: International Park and Recreation Association – die internationale Vereinigung der Grünplanungs-, Erholungsplanungs- und Parkverwaltungen.

Interkulturelle Einsichten

Lingner interkulturelle Aktivitäten besonders im westlichen Europa verhalfen ihm zu einem großen Erfahrungsschatz, den er in seiner Lehre einsetzen konn-

te. So sah er z.B. Friedhöfe als Mahnung gegen einen neuen Krieg und nicht als heroische Stätten. Seine hohen Erwartungen in die sozialistische Gesellschaft konnten wegen seines Todes schon 1968 nicht mehr enttäuscht werden.

Mattern betonte das Provisorische von Planung insbesondere auf regionaler Ebene: Mattern und planende Regionen. „Auf das Gespür des unabdingbar dem Kreislauf des Natürlichen verbundenen Landmannes alter Prägung kann sich der Planer nicht verlassen, der über den Zustand von 'Regionen' aussagen und auf ihre zukünftige Entwicklung vom Landschaftsbau her einwirken will. [Abs.] Mehr als Entwicklungstendenzen herauszustellen und sie entweder zu fördern oder einzudämmen kann eine Planung ohnehin kaum. Den universellen Plan und die Patentlösung gibt es nicht. [Abs.] Die Entwicklung ist ja das Leben selbst, und die Zukunft ist auch dem gründlichsten Planer verborgen.“¹³

Warum gehört Lebenslanges Lernen auch zu unserem Berufsleben? Bekommen wir von den Äußerungen und dem Schaffen von Reinhold Lingner und Hermann Mattern Hinweise, wie die alten und die neuen Generationen das künftige Leben lernen und lebenslang weiterlernen können?

Lebenslanges Lernen als Chance

Spezifische Äußerungen zu lebenslangen Lernprozeß sind mir von Lingner nicht bekannt. Sein Erfahrungshorizont läßt allerdings vermuten, z. B. durch Stellungnahmen zu Ausbildungsfragen 1966, daß er diese Chance selbst wahrgenommen und vermittelt hat.

Mattern hat über die studentische Betreuung (Studiepraxis Marl) hinaus das Lebenslange Lernen aktiv gefördert: Zum Beispiel die Förderung junger Landschaftsarchitektinnen und -architekten durch die jährliche Ausschreibung des Peter-Joseph-Lenné-Wettbewerbs und die zusätzliche Einrichtung der Karl-Foerster-Anerkennung. Auch die Tagung „Grün im Städtebau“ war eine solche Maßnahme des Lebenslangen Lernens.

Der Verein „Landschaft Europa“ e.V. als Veranstalter dieser Festveranstaltung hat sich das „Lebenslange Lernen“ in die Satzung geschrieben und verfolgt dieses Ziel in Zusammenarbeit mit der Hochschulkonferenz Landschaft – HKL – der Vereinigung der Akademischen Ausbildungsstätten für Landschaftsarchitektur im weitesten Sinne einschließlich der berufsständischen Verbände – und des ECLAS-Rates (Mitwirkung an dem europäischen Forschungsprojekt LE:NOTRE : „Landscape Education: New Opportunities for Teaching and Research in Europe“ zur Entwicklung der europäischen Hochschullandschaft)

Aufruf zur Mitarbeit

Sehr geehrte Damen und Herren, Wir haben für Sie die Broschüre „Eurolandscape – Euroculture“ unseres Vereins „Landschaft Europa“ e.V. erarbeitet. Wir danken für Ihr Interesse und sind für Anmerkungen und Anregungen dankbar. Wir haben sie in der Hoffnung zusammengestellt, daß der europäische Gedanke im Berufsleben der Landschaftsarchitekten und Umweltplaner und darüber hinaus sich im „Lebenslangen Lernen“ manifestiert. Wir suchen Mitstreiter zunächst im mitteleuropäischen Raum für eine Arbeitsgruppe im Rahmen

der ECLAS (European Council of Landscape Architecture Schools), die in den kommenden drei Jahren an dem europäischen Forschungsprojekt „LE:NOTRE“ (Landscape Education: New Opportunities for Teaching and Research in Europe) mitwirken will.

Interkulturelles Planen und Handeln braucht den ständigen Austausch von auf Europa bezogenem Fachwissen, sowie das gegenseitige Verständnis sowohl über regionale Differenziertheit als auch übergreifende europäische Gemeinsamkeiten. Dazu regen wir an, Europäische Lehr- und Lernmodule zu entwickeln, die als spezielles Europa-Studium (European Master of Landscape Architecture), hochschulübergreifend als einzelne Europa- Module in den einzelnen Studiengängen oder als Weiterbildungsprogramme im Sinne des „Lebenslangem Lernen“ angeboten werden. Dazu könnte ein grenzüberschreitendes Modellprojekt einer virtuellen Europa-Hochschule in Ergänzung und als Anschlußprojekt für das Thematic Network Projekt LE:NOTRE eingerichtet werden. Wir stellen ein Seminarzentrum im Landhaus Ihlow in der Märkischen Schweiz östlich von Berlin zur Verfügung, das sowohl große und kleinere Seminarräume für Veranstaltungen als auch preiswerte Übernachtungsmöglichkeiten für längere Workshops bietet.

Ich hoffe auf Ihre Anregungen, Stellungnahmen, und Mitwirkungsangebote. Darüber hinaus empfiehlt der Verein „Landschaft Europa“ ein europäisches Modellprojekt in Ergänzung zu LE:NOTRE zur Entwicklung von Europa Modulen für das Lebenslange Lernen

Anmerkungen

- 1 Hermann Mattern: Wer soll die Entwicklung der Landschaft planen? in: Hermann Mattern, 1902 - 1971. Gärten, Gartenlandschaften, Häuser; Akademie-Katalog 135 der Akademie der Bildenden Künste Berlin, 1982, S. 15
- 2 Lingner, R.: Mensch und Landschaft. Referat zum UIA - Kongress in Prag 1967, Vortragsmanuskript. Archiv des Instituts für Regional- und Strukturentwicklung - IRS , Erkner
- 3 Herman Mattern, Gras darf nicht mehr wachsen, 12 Kapitel über den Verbrauch der Landschaft. Kapitel. Die Hand, S. 167. Bauwelt Fundamente 13, Frankfurt/M, Wien, 1964
- 4 Hermann Mattern: Das Berufsbild des Garten- und Landschaftsarchitekten, in: Hermann Mattern 1982. S. 14
- 5, 6, 7 Lingner 1959: 16, 17, 18
- 8 Lingner u. Carl 1957, 43. Aus: Gelbrich, H. Landschaftsplanung in der DDR in den 50iger Jahren, Natur und Landschaft. 11/1995. S.539-545
- 9 Aus: Hermann Mattern 1964, . Einleitung S. 7/8
- 10 Lingner, R. 1967
- 11 Lingner u. Carl 1957. Von H.-U. Schultze zit. n.: Die Landschaftsdiagnose und ihre Ausstrahlung bis zu Gegenwart. In: Kückler, J. (Hrsg.): Reinhold Lingner - Leben und Werk. Materialien zur Geschichte der Gartenkunst. Heft 1, TU Berlin, 1991 verv. Manuskript, S. 55-63)
- 12, 13 Herman Mattern 1964, S. 167

EUROLANDSCAPE - German Association of the European Alliance for Lifelong Learning in Landscape Architecture and Environmental Management
(ÜberarbeiteterText)

The dynamics in the change of our common professional tasks as Landscape Architects in the European countries and the necessity of border overruling activities, as demonstrated by the European Union, is asking for a continuous confrontation with the following aspects of our work:

- different economic and ecological demands,
- the cultural-historical appearance of each country,
- the special characteristics of the rural and urban landscape and
- the unequal speed of regional development.
- Our answer could be:
- to learn about the similarities and differences in the professional approaches in the European countries,
- to accept the diversity of culture and nature in the neighbour countries,
- nevertheless to learn and appreciate the European cooperation,
- to adjust to the velocity of changes by lifelong learning,
- to avoid unwanted developments by action in time and
- to help the profession in other countries only if agreed.

EUROLANDSCAPE intends to introduce a future oriented cooperative work of the existing institutions of Landscape Architecture and Environmental Management on the European, regional European, national and local level. One target will be the 'European Alliance for Lifelong Learning in Landscape Architecture and Environmental Management'. We will not be able to install such a compound system of bordercrossing activities of our profession without similar national and local activities in all interested European countries. In the area of Berlin/Brandenburg we are developing such a knot of the regional east central European network with the support of the 'German Conference Landscape – HKL' and the member schools and professional institutions. Our office is established at the Seminar Center 'Landhaus Ihlow – Märkische Schweiz' east of Berlin. EUROLANDSCAPE can add those subjects to lifelong learning, which will not be worked on by the public educational institutions and the professional organisations itself.

The main objectives could be

- deepening of further connections of Landscape Architecture with Environmental Management in Europe,
- conducting the Lifelong Learning in the European professional context,
- supporting teaching projects and learning programs of virtual teaching and learning,
- introducing a bordercrossing network for the 'European Alliance for Lifelong Learning in Landscape Architecture and Environmental Management'.

The EUROLANDSCAPE-association has offered its cooperation as partner-association to the ECLAS-council in the framework of the Thematic Network Project of the European Union LE:NOTRE (Landscape Education: New Opportunities for Teaching and Research in Europe). The education systems in the different European countries are more or less still oriented to the problemsolving of Landscape Architects in their own country. The traditional professional work for example in Germany is characterized by the following points of emphasis:

- Landscape Design as realization of landscape structures and objects, supported by techniques of generating, rules of construction as well as procedures of maintenance,
- Open Space Planning, as development of systems and single open spaces in the urban and also rural environment, including the preservation of historical sites and ensembles,

- Landscape Planning as the more or less integrated recreational and ecological contribution to local, regional and nationwide land use planning, including landscape management, landscape repair and preservation of natural beauty,
- Nature Protection as preservation of biotopes, species and natural resources in general, conservation of wild life and nature reserves.

An European Education programme in Landscape Architecture should include, besides the traditional subjects mentioned above

- one year study with practical projects in an other European country,
- one semester professional work in an european landscape architect office,
- one project or seminar with students of a foreign (european) country,
- study of two european languages (one english) to speak, read and write fluently.
- Study of one noneuropean important language (chinese, japanese, arabian).
- Information on and analysis of different cultures, civilisations , lifestyles, housing conditions, regional traditions, differences of climate, including interiorscape, regional environmental problems, characteristics of landscapes, biospheres, flora and fauna,
- Working together with european non professionals in one project,
- European directives, laws and regulations,
- Laws and regulations of at least two other european countries (neighbor countries).

The concern of EUROSCAPE is the development of bordercrossing European Modules of education in Landscape Architecture and Environmental Management. They can be developed either as independant modules in the process of Lifelong Learning, offered in private-public partnership, as european packages integrated in the curriculum of Landscape Architecture Education of any school or as a special program for an „European Landscape Architect” degree (Master). The proposal of the LE:NOTRE working group “Professional Practise” for an “European Landscape Open University” goes in this direction. A regional forum in Cracow with Poland, Germany and further east central european countries is in preparation for 2004. EUROLANDSCAPE is involved in the preparations. Subject of European Modules should be:

- European Professional Languages: Improvement of knowledge in european languages by comparing studies of planning, environmental, economical and social materials from the European Union and the whole of Europe
- European Culture: Definition of European identity and diversity and regional particularities (in the broad sense of culture according to Hofstede) for planning and land use.
- European and Global Values: Experiencing, knowing, tolerating and accepting ethnological and religious differences of people living and working in Europe and outside and their input in the future of Europe.
- European Working Techniques: Approaches of regional and international professional practise in urban, suburban and rural areas
- European Regulations and Law: Contence, validity, working fields, opportunities of transfer of european directives, regulations, laws, conventions, treaties and agreements
- European Landscapes: Qualities and uniqueness of european landscapes, discussion of the relation ‘man - culture - nature’ under the motto: Culture creates and protects Nature
- European Planning Approaches: Differences in Europe between north and south, east and west in historical and social deductions, dealing with environmental problems and acting pragmatical.

Berlin, 15th of may 2003

Clemens Alexander Wimmer, Dr. habil., *1959. Studium der Garten- und Landschaftsgestaltung an der Technischen Universität Berlin, arbeitet als freischaffender Gartenarchitekt, Gartenhistoriker und Gartendenkmalpfleger in Potsdam.

Vom Waschen des Körpers mittelst des Badens ist erschienen in Der Bär von Berlin 1987:243-251.

Vom Waschen des Körpers mittelst des Badens

Der lange Kampf um Badestellen in der Stadt Charlottenburg

Baden, besonders im Freien und nackt, war nie eine Sache der besseren Gesellschaft. Es war in der aristokratischen Gesellschaft ein bürgerliches, in der bürgerlichen Gesellschaft ein proletarisches Anliegen. Die Entwicklung der Freibäder in Charlottenburg ist dafür ein schönes Beispiel.

Von jeher ertranken regelmäßig Knaben, Handwerksburschen und Arbeiter beim Baden in der Spree, wie die Charlottenburger Totenlisten schon im 18. Jahrhundert bezeugen.¹

Im 19. Jahrhundert gab es folgende offizielle Badestellen:

1. den Garnionsbadeplatz, 1826 bis ?
2. den Badeplatz der Cauerschen Erziehungsanstalt, ? bis 1849
3. die Wendorffsche Badeanstalt, 1839 bis 1861
4. die Kräuselsche Badeanstalt, 1850 bis 1878
5. die Kunzesche Badeanstalt, 1853 bis ca. 1875
6. die Grünebergsche Badeanstalt, 1869 bis ca. 1875
7. die Postelsche Badeanstalt, 1874 bis 1880
8. die Görgssche Badeanstalt, 1886 bis 1911

Dazu einige Einzelheiten.

Der erste regelrechte Badeplatz kam auf königliche Kabinettsordre vom 2. Dezember 1825, nach der für alle Garnisonen Badegelegenheiten geschaffen werden sollten, im Jahre 1826 zustande. Über seine Lage ist nur so viel überliefert, daß er „oberhalb des Schloßgartens“, also flußaufwärts lag.² Wenig später machte das Charlottenburger Polizeiamt einen ersten Vorstoß in Richtung auf eine allgemeine Volksbadestelle. Am 16. Juli 1828 schreibt das Polizeiamt an den Magistrat der Stadt: „Das Bedürfniß des Badens wird täglich allgemeiner, jede Stadt sorgt dafür, daß sichere öffentliche Badeplätze ausgemittelt und angelegt werden, und es wäre wohl zu wünschen, daß Charlottenburg in dieser Hinsicht nicht zurückbleibe, um so mehr, da der jährliche Besuch einer Menge Sommergäste nicht unbedeutende Summen in Umlauf setzt, die mit Recht erwarten können, daß etwas für ihr Vergnügen und ihre Gesundheit geschieht.“³ Nach vier wenig höflichen Mahnungen erwidert der Magistrat, am 30. März 1829, „daß, ungeachtet der reiflichen Prüfung und Erwägung, welche wir diesem Gegenstande gewidmet haben, sich dennoch ein vollständig genügendes Resultat nicht hat wollen ermitteln lassen, denn, wengleich die Gegend unterhalb der Spreebrücke bis ans Ende des Königl. Schloßgartens diesem Zwecke entsprechende Stellen enthalten mögte, so ist die Einrichtung von Badeplätzen längs dieser Strecke als dem Königl. Schloßgarten gegenüber dennoch ganz unstatthaft, und ebenso findet sich keine Gelegenheit, oberhalb der Spreebrücke bis an Lützow einen

Badeplatz anlegen zu können, wobei auch die Sittlichkeit ebenfalls nicht aus den Augen gelassen werden dürfte. (...) Der einzige Ausweg würde sich deßhalb nur dadurch darbieten, daß unterhalb des Königlichen Korbhauses⁴ an dem Ufer jenseits der Spree, welches von der sogenannten Nachthütung begrenzt wird, ein Fleck zu dem in Rede stehenden Zweck ermittelt und als Badeplatz angewiesen würde, wobei sich jedoch die Kommune aller Kosten zu etwa beabsichtigten Vorrichtungen entsagen müßte, da solche bei der bedeutenden Entfernung vom hiesigen Orte sehr häufig eine Erneuerung erheischen mögte.“⁵

So verlief dieser erste Versuch ergebnislos. Außer dem Badeplatz der Garnison gab es noch einen Badeplatz der in der Berliner Straße Nr. 1 gelegenen Cauerschen Erziehungsanstalt. Ihr Gründer Ludwig Cauer starb 1834, worauf sie im gleichen Jahr von Wilhelm von der Lage neueröffnet wurde.⁶ Daher scheint die 1847 erwähnte Lagesche Badeanstalt in der Nähe des neuen Kanals⁷, das heißt des 1845 bis 1850 gebauten Landwehrkanals, mit der Cauerschen identisch zu sein. 1849 gibt es keine Badestelle mehr, nachdem die Lagesche geschlossen worden ist⁸, was offenbar mit dem in diesem Jahr erfolgten Tod Lages zusammenhängt.

Überall, wo das Baden nicht erlaubt war, war es verboten. Das Charlottenburger Polizeiamt handelte hier einer Verordnung des Berliner Polizei-Präsidiums vom 8. Juni 1835 entsprechend. Dort heißt es:

„Durch bestehende polizeiliche Verordnung ist es, um Gefahren für die Badenden selbst und eben so Verletzungen des öffentlichen Anstandes und der

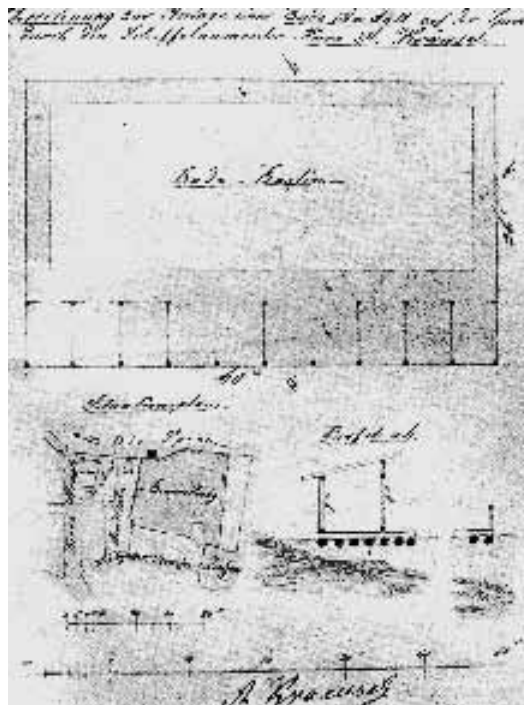


Abb. 1 „Zeichnung zur Anlage einer Bade-Anstalt auf der Spree durch den Schiffsbaumeister Herrn A. Kräusel“, 1866 (aus den Akten, s. Anm. 2 p. 40r)

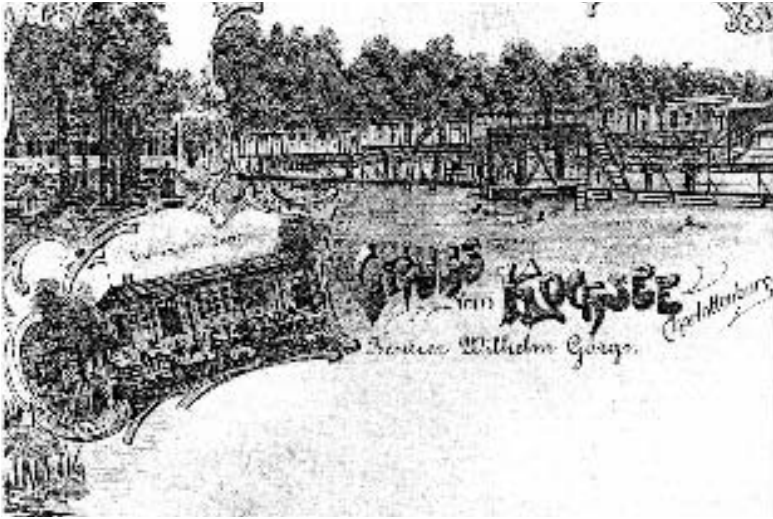
Sittlichkeit vorzubeugen, unbedingt verboten, innerhalb der Stadt, mit alleiniger Ausnahme der Benutzung des Unterrichts bei der Schwimm-Anstalt am Schlesischen Thore, frei zu baden. Aus gleichen Gründen ist solches auch außerhalb der Stadt in deren näheren Umgebungen, sowohl des engern als weiteren Berliner Polizei-Bezirks, im Allgemeinen untersagt, und außer den beiden Privat-Schwimm-Unterrichts-Anstalten vor dem Unterbaume, nur an denjenigen einzelnen Stellen der verschiedenen Wasserläufe erlaubt, welche durch eigene, am Ufer errichtete und mit der Aufschrift: ‚Badestelle‘ versehene Tafeln, deutlich und in die Augen fallend, besonders als dazu nutzbar bezeichnet sind. Von den so bezeichneten Stellen befinden sich zwei in der Spree, unfern Stralow am Kreuzbogen, und an der Viehtränke bei Treptow, dem Dorfe Stralow gegenüber, zwei im Rummelsburger See und neun im Landwehrgraben, beziehungsweise zwischen dem Halleschen und Cottbusser und zwischen diesem und dem Schlesischen Thore. Wer sie besucht, darf übrigens, wie sich von selbst versteht, auch dort keine Unsittlichkeiten begehen, namentlich nicht entkleidet am Ufer umherlaufen, und bleibt zugleich für jeden an den benachbarten nutzbaren Grundstücken und deren Früchten von ihm angerichteten Schaden verhaftet. Jede Uebertretung dieser Vorschriften wird nachdrücklich, und namentlich das Baden an Orten, wo solches nicht gestattet ist, mit sofortiger Verhaftung geahndet.“⁹

Die erste allgemein öffentliche Spreebadeanstalt, auch ironisch Karlsbad genannt, soll 1839 durch den Kaufmann Karl August Wendorff auf seinem Grundstück Lützow Nr. 3 eingerichtet worden sein. Sie bestand aus einem Bassin, das durch Zu- und Abflußgräben mit der Spree in Verbindung stand.¹⁰

Diese Anstalt bestand bis 1861, als der Gutsbesitzer Hube dort eine Glashütte anlegte und das Bassin zuzuschütten begann.¹¹ Im Rathaus war von dieser Anstalt nichts bekannt geworden, indem der Magistrat unter Bürgermeister Bullrich am 3. Juni 1849 das Polizeiamt unter dem Hinweis, es sei keine erlaubte Badestelle mehr vorhanden, ersucht, eine neue zu ermitteln.¹² Ein Jahr später wird immerhin der Vorgang ad acta gelegt, da man von der Anstalt Kenntnis genommen hatte.¹³

Im Jahre 1850 eröffnete der Schiffsbaumeister August Alexander Wilhelm Kräusel eine neue Art Badeanstalt am jenseitigen Spreeufer. Um sie zu erreichen, setzte man vom Grundstück Lützow Nr. 2 über.¹⁴ Es scheint sich um ein sogenanntes Badeschiff gehandelt zu haben, das das Baden im Fluß selbst ermöglichte. Ein für eine andere Stelle in Lützow vorgesehener Entwurf Kräusels zu einem Badeschiff aus dem Jahre 1866 hat sich erhalten (Abb.1). Die Badeflächen, für Männer und Frauen getrennt, sind hier durch schwimmende Holzstege gerahmt. Zur Landseite hin sind am Rand des Stegs Bedachungen errichtet, die verhindern, daß die Gäste beim Baden und Umkleiden vom Land aus gesehen werden können. Die bestehende Kräuselsche Anstalt allerdings bot für Frauen keine Bademöglichkeit. Sie lag dort, wo später das Restaurant „Zum Nußbaum“ war, an der Ecke der heutigen Straßen Am Spreebord und Goslarer Ufer.¹⁵

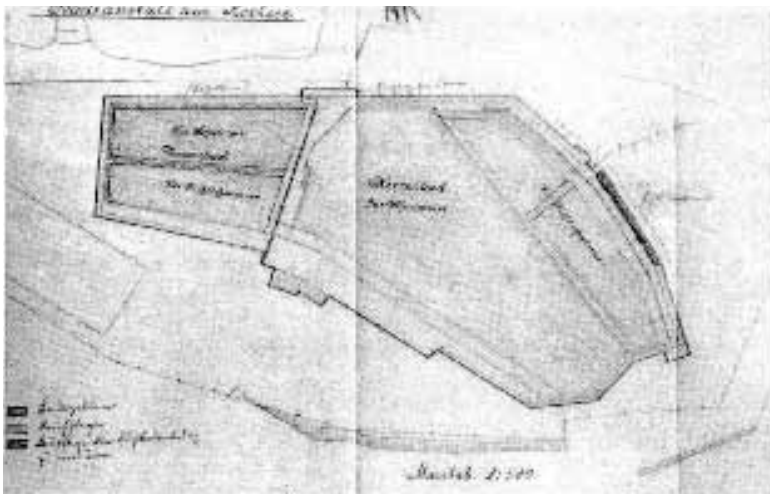
Der Kunstgärtner Julius Kunze richtete 1853 auf einem Grundstück im heutigen Block 151 zwischen Haubach-, Fritsche-, Zille- und Kaiser-Friedrich-Straße, das nach seinem Vorbesitzer Roberts Park hieß, ein Badebassin ein.¹⁶ Dieses



Gelände lag im Schwarzen Graben, der heute als Nasses Dreieck bekannt ist und zu dem Grunewald-Grabenzug gehört. Die hygienischen Verhältnisse waren sehr schlecht. Üble Dünste stiegen aus dem mit Unrat angefüllten Graben auf, wird 1873 berichtet.¹⁷ Dennoch hat die Anstalt bis Mitte der 70er Jahre bestanden.¹⁸ 1869 wurde die Wendorffsche Anstalt wiederbelebt, indem der Zimmermeister Ludwig Friedrich Grüneberg auf dem Grundstück Lützwow Nr. 3, das ihm inzwischen gehörte, das Bassin wiederherrichtete.¹⁹ Bis Mitte der 70er Jahre soll dann hier wieder gebadet worden sein.²⁰

Abb. 2 Badeanstalt am Kochsee, Postkarte, um 1895 (Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf, Heimatarchiv Charlottenburg)

Abb. 3 Badeanstalt am Kochsee, Grundriß 1911 (aus den Akten, s. Anm. 30, Bd. I, p. 111)



Die Wasserqualität der Spree hatte sich zu dieser Zeit schon so verschlechtert, daß gesundheitsbewußte Bürger vom Baden in der Spree dringend abrieten. So schreibt der Arzt Dr. Karl Edel, Vorsitzender des Vereins der Stadtbezirke, am 21. April 1873 an den Magistrat. „Jedes Gemeinwesen hat nicht nur die Pflicht, öffentliche Anstalten zu schaffen, welche das geistige Gedeihen seiner Mitbürger heben und entfalten, sondern ist auch verpflichtet, Institute ins Leben zu rufen, welche die körperliche Pflege derselben fördern.

Nun ist namentlich die Hautpflege, wie sie durch das Waschen des Körpers mittelst des Badens erzielt wird, zu allen Zeiten bei civilisirten Völkern ein dringendes Kulturbedürfniß gewesen.

(...) Der Fluß, welcher unsere Stadt durchströmt, ist vermöge seines schmutzigen Gehalts durchaus ungeeignet, die Haut zu reinigen und dem Körper ein wohlthuendes, erfrischendes Behagen zu schaffen

Der Halensee bietet allein ein, das Bedürfniß für Charlottenburg völlig befriedigendes Wasser dar.“²¹

Edels Ersuchen, im Halensee eine öffentliche Badeanstalt einzurichten, wurde weitergereicht und von der Potsdamer Regierung, Abteilung Direkte Steuern, Domänen und Forsten mit dem Hinweis abgelehnt, daß der See innerhalb des Forstreviers läge, das „ausschließlich für die Abhaltung von Hofjagden für die Allerhöchsten und Höchsten Herrschaften bestimmt“ wäre.²² Daraufhin beschloß die Stadtverordnetenversammlung am 13. Mai 1874 die Wahl einer „gemischten Commission wegen Errichtung einer Schwimm- und Badeanstalt in hiesiger Stadt“.²³ Die redlichen Bemühungen dieser Kommission führten allerdings zu keinem greifbaren Ergebnis.

Unterdessen hatte es aber der Unternehmer Carl Postel 1874 verstanden, am Nordufer des Halensees einen Badeplatz einzurichten. Dieser Platz wurde bis 1880 besucht, dann aber gesperrt, da der Besitzer des Grundstücks, Gustav Markwald, wohnhaft Tiergartenstraße 27, dort ein Restaurant errichtete „und dieserhalb die Nähe einer Badeanstalt für anstößig“ hielt.²⁴ Aus dem Alltag dieser Anstalt erfahren wir, daß das Publikum „wegen des beschwerlichen Weges oft schon in schmachtem Zustand“ ankam und daß man hier auch „ohne jede Bekleidung“ badete, „durch welches Familien dort stets abgeschreckt wurden“.²⁵

Seitdem fehlte in der Tat jede Bademöglichkeit in Charlottenburg. Das Projekt des Magistrats, den ärmeren Charlottenburgern durch ermäßigte Bahnfahrkarten die Benutzung der Schrammschen Badeanstalt im Wilmersdorfer See zu ermöglichen, scheiterte 1884 an der Ablehnung des Ministers der öffentlichen Arbeiten, besondere Fahrkarten zuzulassen.²⁶ 1885 endlich hob der Unternehmer Wilhelm Görgs am Fürstenbrunner Weg wieder ein Badebassin aus²⁷, das 1886 in Betrieb genommen wurde.²⁸ Diese Anstalt bestand recht lange. Es war das letzte private Badeunternehmen in Charlottenburg, das in beschämender Weise die völlige Unfähigkeit der Stadtverwaltung in der monarchischen Gesellschaft zeigte, das Freibaden zu einer öffentlichen Angelegenheit zu machen. Im Jahre 1903 erwarb Görgs den Kochsee, das war der seinem Bassin benachbarte Altarm der Spree, an dem bis 1865 das Königliche Korbhaus gestanden hatte, vom Forstfiskus.²⁹ Seine Absicht war, den Kochsee mit Gewinn an den Magistrat

weiterzuveräußern. Als dieser das plumpe Angebot ausschlug, betrieb Görge die Badeanstalt im Kochsee auf eigene Faust weiter, wiederum mittels eines Badeschiffes (Abb. 2 und 3). Im Jahre 1909 benötigte der Eisenbahnfiskus das Gelände für eine Erweiterung des Güterbahnhofs Westend. Nun konnte Görge den See verkaufen, und zwar an den Eisenbahnfiskus. Während der Sommermonate 1909, 1910 und 1911 durfte im Kochsee noch weiter gebadet werden, am 1. September 1911 aber begann unerbittlich das Zuschütten des Altarms³⁰ und die Aufschüttung einer Trasse für die geplante Verlängerung der Sophie-Charlotten-Straße parallel zum Bahndamm in Richtung Tegeler Weg, die niemals in Betrieb genommen worden ist.

Seit dem 1. Juli 1898 konnten die Charlottenburger das neue Stadtbad in der Krumpfen Straße benutzen. Erstmals war nun auch eine Winterbademöglichkeit gegeben. Auch gab es ein Arbeiterbrausebad der Firma Gebr. Heyl & Co. am Salzufer³¹, jedoch mit dem Baden im Freien war es jetzt wieder auf Jahre hinaus vorbei. Der Magistrat bemühte sich seit 1910, einen Ersatz für den Kochsee zu bekommen, da die Halle in der Krumpfen Straße kein „auch nur annähernd vollgültiger Ersatz für ein Bad im Freien“ sei.³²

„Charlottenburg ist hinten in die Reihe der kleinen Landstädte gerückt“, klagt der nationalliberale Stadtverordnete Panschow in der Stadtverordnetensitzung vom 30. Mai 1911, „wo die Bewohner Gelegenheit zum Baden in freier Luft nicht mehr haben. Alle umliegenden Ortschaften haben diese Gelegenheit: in Wilmersdorf kann man im See baden, in Grunewald ist eine Badeanstalt, in Saatwinkel, in Plötzensee, Berlin hat an verschiedenen Stellen Flußbadeanstalten eingerichtet – nur Charlottenburg ist (...) um diese Gelegenheit zum Baden gekommen. (...) Im Kochsee haben an heißen Sommertagen – ich habe mich selbst davon überzeugt – 2000 bis 3000 Personen ein Bad genommen: alle diese sind jetzt gezwungen, nach der Krumpfen Straße zu gehen, und dort ist tatsächlich wegen der Ueberfüllung eine Kalamität.“³³

In Charlottenburg waren jetzt vier Schwimmvereine entstanden, der Schwimmverein von 1887, der Schwimmverein Arminia, die Schwimmriege des Turngaus Charlottenburg und die Schwimmriege der Siemens-Oberrealschule, die alle ihren Einfluß auf Errichtung eines neuen Freibades geltend machten. Vier Projekte wurden verfolgt: 1. im Schloßpark (Projekt der Parkverwaltung), 2. im Reststück der Faulen Spree hinter dem Bahndamm (Vorschlag des Stadtverordneten Dr. Stephan), 3. in der Jungfernheide (Projekt der Tiefbauverwaltung), 4. Mitbenutzung der ehemaligen Militärbadeanstalt am Spandauer Bock.³⁴ Unter diesen Projekten ist das Nr. 1, welches den Schloßgarten betrifft, besonders delikant. Nördlich des Schloßgartens befanden sich die sog. Königlichen Pferdewiesen, die jetzt von Bahndamm und Straßentrasse durchschnitten wurden und deren südlicher Teil, der unmittelbar an den Garten anschloß, für die Errichtung des Schwimmbades geeignet schien. Der Oberhofmarschall Graf August zu Eulenburg erwiderte indessen auf das entsprechende Gesuch des Magistrats am 20. Juli 1911, daß die Pferdewiese „ihrer gärtnerischen Vereinigung mit dem Königlichen Schloßpark zu Charlottenburg entgegengeht und eine Abtretung an die

Stadt Charlottenburg deshalb zu meinem Bedauern nicht zugänglich ist“.³⁵

Der Weltkrieg brach aus, und das Baden in der Krümmen Straße mußte im Winter 1917 wegen Kohlenknappheit eingestellt werden.³⁶ In den Räumen des Stadtbades wurde eine Entlausungsanstalt eingerichtet.³⁷ Nach Abdankung des Kaisers erwachte das Interesse am Schloßgarten wieder. „Die veränderten Verhältnisse“, sagte der bürgerliche Stadtverordnete Pein am 15. April 1919 in der Stadtverordnetenversammlung, „lassen es wohl möglich erscheinen, daß die großen Schwierigkeiten, die sich früher boten, eine Lösung finden. Ich kann mir beispielsweise denken, daß der große Karpfenteich im Schloßgarten oder die Wiesen nördlich des Schloßgartens, die zu diesem gehören, jetzt vielleicht leichter erreichbar sind, als das früher der Fall war.“³⁸

Am 27. März 1919 suchte der Magistrat bei dem noch amtierenden Minister des Königlichen Hauses erneut um die Pferdewiese nach. Diesmal erwiderte Graf Eulenburg, das Gesuch sei an den Finanzminister zur Entscheidung weitergeleitet worden. Und der beschied, „daß eine Entscheidung (...) nicht getroffen werden kann, bevor die Auseinandersetzung zwischen Krone und Staat über die Eigentumsverhältnisse abgeschlossen ist. Es wird jedoch schon jetzt bemerkt, daß das bezeichnete Gelände sich zur Anlage einer Baumschule besonders eignet und hierfür von der Gartenverwaltung auch in Aussicht genommen ist (...)“.³⁹

Der Magistrat wollte aber nicht länger warten. Noch acht Jahre sollten die juristischen Auseinandersetzungen mit dem Königshaus dauern. Der Charlottenburger Stadtgartendirektor Erwin Barth fertigte daher noch im Jahre 1919 einen Entwurf an, der über die Vorkriegsvorstellungen, wie der Schloßgarten von der Bevölkerung genutzt werden könnte, noch weit hinausging, indem das Parterre nördlich des Schlosses und der Karpfenteich mit herangezogen wurden. Im Erläuterungsbericht des die Parkdeputation vertretenden liberalen Stadtverordneten Prof. Dr. Leopold Spiegel vom 27. Januar 1920 heißt es dazu: „Die große Wiesenfläche in der Hauptaxe nördlich des Schlosses ist als Volks- und Spielwiese gedacht. Hier soll sich gemäß den neuzeitlichen Bestrebungen der Gartenkunst jung und alt lagern, und am freien Spiel ergötzen können. Weiter nördlich liegt ein Teich – ca. 90 m breit und 280 m lang – der als Badeteich auszugestalten ist. (...) An der Nordgrenze des Schloßparks befindet sich eine große Wiesenfläche; hier ist der Spiel- oder Sportplatz für das organisierte Spiel vorgesehen. Er ist ca. 30000 qm groß und enthält eine Laufbahn, zwei Fußballplätze u. a. sportliche Einrichtungen Ein Unterkunftshaus in der Achse der Bahnunterführung birgt Umkleide- und Erfrischungsräume, Klosettanlagen usw.“⁴⁰

In scharfer Form (das Gelände dürfe „unter keinen Umständen im Privatbesitz der Familie bleiben“) erneuerte der Magistrat sein Gesuch an den Finanzminister. Dieser entgegnete am 9. August 1920, daß zwar Schloß und Park Charlottenburg in der Tat nicht Privateigentum des vormaligen Königshauses würden, das Gelände auch an die Stadt verpachtet, wenn auch nicht verkauft werden könnte, fand jedoch andere Gründe gegen den Plan, die durchaus noch den Geist der Vorkriegszeit atmen: Es würde „weder dem Charakter des Schloßparks eignen, noch würde es im Interesse des übrigen Erholung suchenden Publikums liegen, wenn dieser Plan zur Ausführung gelänge. Ich bedaure, ihn deshalb von

vornherein ablehnen zu müssen. Dagegen habe ich nichts dagegen einzuwenden, wenn nach Benehmen mit garten-künstlerischen Sachverständigen und unter Vorbehalt meiner Zustimmung im einzelnen auf dem Wiesengelände Sportplätze auf Kosten der Stadt angelegt werden und in einem weniger hervorragenden Parkteil eine Volkswiese eingerichtet wird.“⁴¹

Wie Spiegel in der Stadtverordnetenversammlung vom 17. September 1920 berichtet, hatte Barth daraufhin dem zuständigen Dezernenten des Finanzministeriums an Ort und Stelle gezeigt, wie sich das Projekt ausnehmen würde, und dieser hatte seine Gründe ästhetischer Art zurückgezogen. Dennoch sei, so Spiegel, der endgültige Bescheid ohne Angabe von Gründen ablehnend gewesen. Der Stadtverordnete Dr. Paul Hertz (USPD) wollte sich damit nicht zufriedengeben. „Ich glaube“, rief er, „daß hier einer der zahlreichen Fälle vorliegt (...), daß sich die Gewalt eines Ministeriums nicht in der Hand des regierenden Ministers befindet, sondern in der Hand der alten konservativen und, glaube ich, königstreuen Beamten, die es einfach nicht ertragen können, daß hier in einem ehemals königlichen Park nun Leute öffentlich baden wollen. Gegen diese alte rückständige Anschauung müssen wir mit aller Entschiedenheit Einspruch erheben.“⁴²

Barth hatte in den betreffenden Parkteilen sämtliche Bäume aufmessen lassen, im Juli 1920 ein Schaubild gezeichnet, das die Badeanstalt im Karpfenteich zeigt, und im September 1920 einen neuen Plan für den Sportplatz und die Badeanstalt auf den Pferdewiesen entworfen.⁴³ Nun jedoch war trotz den Protesten in der Stadtverordnetenversammlung das Projekt zu den Akten gelegt, und verwirklicht wurde das Projekt in der Jungfernheide. Barth entwarf noch 1920 den Plan für den Volkspark Jungfernheide, wie er 1923 eröffnet werden konnte⁴⁴ und der ein Freibad enthält, das in veränderter Form noch heute besteht. Der Kampf um das freie Baden hatte damit endlich aufgehört.

Anmerkungen

1 Kirchenbücher Luisengemeinde.

2 Akten des Magistrats zu Charlottenburg betr. Volksbadeanstalten (heute im Heimatarchiv Charlottenburg), p. 4v

3 Ebd., p. 6r

4 Das Otahitische Korbhaus, das um 1790 am Nordwestende des Schloßgartens erbaut wurde.

5 Wie Anm. 2, p.12r,v.

6 Wilhelm Gundlach, Geschichte der Stadt Charlottenburg. 2 Bde., Berlin 1905.

7 Wie Anm. 2, pp. 19r, 24v.

8 Ebd., p. 30r.

9 Amtsblatt der Königlichen Regierung zu Potsdam und der Stadt Berlin 1835, Potsdam 1835, S. 159

10 Wie Anm. 6, Bd. I, S. 414.

11 Wie Anm. 2, p. 38r.

12 Ebd., p. 30r.

13 Ebd., p. 32r.

14 Wie Anm. 10.

15 Wie Anm. 2, unpaginierter Bericht am Anfang.

16 Wie Anm. 10.

17 Ebd., S. 409.

18 Wie Anm. 10.

19 Wie Anm. 2, p. 45r.

20 Wie Anm. 10.

21 Wie Anm. 2, p. 47r, v.

22 Ebd., p. 50r.



Abb. 4 Erwin Barth, Ansicht der Badeanstalt im Schlossgarten Charlottenburg, Blick vom Westufer des Karpfenteiches, Juli 1920 (Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf, Umweltamt)

23 Ebd., p. 56r.

24 Ebd., p. 158r, v.

25 Ebd., pp. 86r, 119r.

26 Ebd., p. 192r.

27 Ebd., p. 193v.

28 Wie Anm. 6, Bd. I, S. 606.

29 Wie Anm. 2, p. 210r.

30 Akten des Magistrats zu Charlottenburg betr. Schwimmbad im Freien (Heimatarchiv Charlottenburg), Bd. I, p. 105v.

31 Oscar Lassar, Die Cultur-Aufgabe der Volksbäder, Berlin 1889, S.43f. m. Abb. (enthalten in den Akten wie Anm. 2, p. 200).

32 Wie Anm. 30, p. 7.

33 Amtliche Berichte über die Verhandlungen der Charlottenburger Stadtverordneten-Versammlung in

den öffentlichen Sitzungen 1911 (...), S. 217.

34 Wie Anm. 30, Bd. II, p. 61r.

35 Ebd., p. 93r.

36 Ebd., Bd. II, p. 37r.

37 Wie Anm. 33, 1919, S. 324.

38 Ebd., S. 209.

39 Wie Anm. 30, Bd. II, p. 25r.

40 Ebd., p. 50r, v.

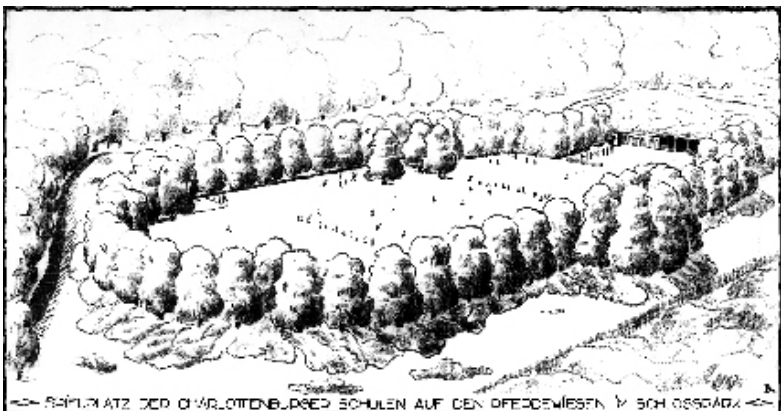
41 Ebd., p. 84r, v.

42 Wie Anm. 33, 1920, S. 407 f.

43 Die Baumkartierungen, das Schaubild und als Foto der zweite Plan sind im Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf, Umweltamt erhalten.

44 Wie Anm. 30, Bd. II, p. 130r.

Abb. 5 Erwin Barth, „Spielplatz der Charlottenburger Schulen auf den Pferdewiesen im Schlosspark,“ September 1920. (Bezirksamt Charlottenburg-Wilmersdorf, Umweltamt)



Heinz Wiegand, Dr. rer. hort., *1936. Studium der Landespflege an der TH Hannover, Dissertation bei Prof. Dieter Hennebo über „Die Entwicklung der Gartenkunst und des Stadtgrüns in Deutschland zwischen 1890 und 1925 am Beispiel der Arbeiten Fritz Enckes“ und Verleihung des Dokortitels durch die TU Hannover 1975. Referent bei der Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen bzw. Stadtentwicklung und Umweltschutz in Berlin ab 1971; Leitung des Referats Freiraumentwicklung und Freiraumgestaltung 1979 - 99 in der für das öffentliche Grün, die Landschaftsplanung und den Naturschutz zuständigen Fachabteilung III, darin 1978 - 93 verantwortlich für die Berliner Gartendenkmalpflege. 1981 - 2000 stellv. Vorsitzender der Landesverbände Berlin bzw. Berlin-Brandenburg der Deutschen Gesellschaft für Gartenkunst und Landschaftskultur (DGGL), Mitwirkung im Arbeitskreis „Historische Gärten“.

Ich erinnere mich an zahlreiche fachliche und dienstliche Begegnungen seit den 70er Jahren, u.a. 1982/83 im Rahmen des Projekts „Landschaftsbildbewertung“ an der TU Berlin. Hervorheben möchte ich Jürgen Wenzels stetiges Eintreten für eine städtische qualitätbildende Garten- und Landschaftsarchitektur, insbesondere in einer Zeit, in der diese Thematik in Lehre und Praxis zurückgedrängt wurde und nicht mehr als zeitgemäß galt.

Der beigefügte Vortrag anlässlich der Eröffnung der von der TU Berlin übernommenen und erweiterten Ausstellung in Lübeck 1981 soll – zwangsläufig kursorisch – auf die bereits um 1980 erkannte Bedeutung Erwin Barths für den urbanen Freiraum hinweisen. Jürgen Wenzels Forschungsprojekt wird Barths herausragenden Beitrag zu einer sozialbestimmten und maßstabbildenden Gartenkultur vertiefen und in einen breiten Rahmen stellen; dieser ist wichtig und notwendig auch für das Selbstverständnis der heutigen und künftigen Profession der Garten- und Landschaftsarchitekten.

Die öffentlichen Grünanlagen von Erwin Barth

Kulturdenkmale einer sozialbestimmten Gartenkunst

Zunächst darf ich dem Senat der Hansestadt Lübeck sehr herzlich danken, daß sie mir als dem in der Berliner Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen für die Gartendenkmalpflege zuständigen Referatsleiter Gelegenheit gibt, an dem Tage, an dem der Lübecker Erwin Barth in seiner Vaterstadt geehrt wird, einige Anmerkungen zur Bedeutung seines Werkes für eine sozialbestimmte städtische Gartenkultur machen zu dürfen.

Die Rückbesinnung auf den Wert des Grüns in der Stadt, auf den Park oder den Stadtplatz, auf den grünen Freiraum, der Ruhe, Erlebnis, Abwechslung, Betätigung bietet, als wesentlichem Bestandteil einer lebenswerten Umwelt hat in den letzten Jahren spürbar zugenommen. Daß auch das öffentliche Interesse für den historischen Park und Garten, das Verständnis für die Wichtigkeit auch dieser Zeugnisse der Vergangenheit nach einer Zeit der Zerstörung oder der Gleichgültigkeit gewachsen ist, lassen – direkt oder zumindest indirekt – auch die seit Anfang der 70er Jahre in den einzelnen Bundesländern erlassenen Denkmalschutzgesetze erkennen. Fand er in den älteren Gesetzen (Baden-Württemberg, Hamburg, Schleswig-Holstein) zwar nur eine unbestimmte Einbeziehung, so wird er in den jüngeren Gesetzen (Berlin, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen) ausdrücklich als ein den Werken der Baukunst gleichrangiges Kunst- und Kulturdenkmal anerkannt. Diese rechtlich fixierte Unantastbarkeit darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, daß eine Gartendenkmalpflege als ein den anderen denkmalpflegerischen Disziplinen gleichrangiges Fachgebiet weder bei den Denkmalbehörden noch bei den grünen Fachämtern bisher kaum eingerichtet werden konnte. Dieses ist um so bedauerlicher, da die Verlustliste historischer Freiräume schon heute sehr hoch, der Pflegezustand vieler öffentlicher und privater Anlagen im Sinne eines Denkmals äußerst schlecht, der Park und Garten wegen seiner ihm innewohnenden Eigendynamik und ständigen Veränderlichkeit ein äußerst empfindliches Gut ist, er oftmals als leicht verfügbare Fläche für andere Nutzungen angesehen wird.

Nun darf man fragen, welchen Stellenwert der historische Park und Garten in einer Stadt haben kann. Er macht nicht nur zeittypische gartenkünstlerische Bemühungen und das jeweilige Verhältnis des Menschen zur Natur sichtbar. Er ist ebenso Teil der Identität einer Stadt und ihrer Unverwechselbarkeit, er ist wie ein historisches Bauwerk ablesbarer, erfahrbarer und erlebbarer Teil ihrer geschichtlichen Entwicklung, Ausdruck ihrer geistigen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse, Erinnerungsstätte für historische Ereignisse, er ist vielfach repräsentativer Teil einer Stadt, dabei auch touristisches Ziel, über die Stadt hinaus bekannter Merkpunkt, er ist besonders erlebnisreich gestalteter Erholungsraum und nicht zuletzt im engeren täglichen Lebensbereich ortstypische grüne Mitte, die dem Bürger einen persönlichen Bezugspunkt zu geben vermag.

Vor diesem allgemeinen Hintergrund gilt es auch, die von Erwin Barth ge-

schaffenen öffentlichen Grünanlagen zu betrachten. Barths Jugendjahre – die Zeit um und nach der Jahrhundertwende – sind Jahre des Umbruchs. Die damaligen allgemeinen Reformbestrebungen verstanden sich als Erneuerung des gesamten Lebens und erfaßten auch die Gartenkunst, für die eine neue Epoche begann. Barth gehört – neben seinen älteren Zeitgenossen, seinem Lehrer an der Gärtnerlehranstalt in Wildpark bei Potsdam, Fritz Encke, Carl Heicke, Walther Freiherr von Engelhardt, Friedrich Bauer und seinen gleichaltrigen Fachkollegen Harry Maasz, seinem Nachfolger in der Lübecker Gartenverwaltung, und Leberecht Migge – zu den progressiven „Gartenarchitekten“, die sich bald von den überkommenen Anschauungen lösten, sich einem teilweise heftig geführten Meinungsstreit um zeitgerechte Funktionen und Formen in der Gartenkunst und darin eingeschlossen im städtischen Grün bemühten, die neuen Vorstellungen vorantrugen und bis weit in die 20er Jahre hinein zu den herausragenden Verfechtern eines sozialbestimmten, von volkspädagogischen, gesundheitlichen und kulturellen Erkenntnissen und Argumenten im Sinne einer Fürsorge für die breiten Bevölkerungsschichten der Großstadt getragenen Grüns in Deutschland zählten. Der Wandel der Leitbilder läßt sich verkürzt wohl am ehesten mit den damals programmatisch verwendeten Begriffen „Erholungsplatz“ oder „Gartenplatz“ – anstelle des vorrangig repräsentativen Schmuckplatzes – und „Volkspark“ – anstelle des eher beschaulichen Naturgenuß bietenden Stadtparks – veranschaulichen. Hier sollte zumindest ein Hinweis auf Fritz Schumachers Hamburger Stadtpark aus dem Jahre 1910, dem langjährige kontroverse Diskussionen vorausgingen, der einen Höhepunkt städtischer Grünpolitik und gewissermaßen einen Schlußpunkt in den Auseinandersetzungen um die gartenkünstlerischen Erneuerungsbemühungen im Vorkriegs-Deutschland darstellt, nicht fehlen.

Als Erwin Barth 1912 die im Jahre 1908 eingerichtete und nun erstmals besetzte Stelle eines Gartendirektors der Stadt Charlottenburg übernimmt, hatte in Berlin die neue Entwicklungsphase erste Erfolge gebracht bzw. Lösungsmöglichkeiten großstädtischer Probleme aufgezeigt: 1908 war der Wettbewerbsbeitrag von Friedrich Bauer zum Schillerpark zur Ausführung angenommen worden, 1910 hatten der Wettbewerb Großberlin und die Städtebauausstellung stattgefunden, 1911 war der Zweckverband Großberlin gegründet worden.

Bei Barth konzentriert sich die Auseinandersetzung um die vorrangigen Funktionen und die zweckentsprechende Gestaltung des städtischen Grüns zunächst auf den Stadtplatz. Er sollte – gerade in dicht bebauten Wohngebieten – nicht mehr vorwiegend repräsentativ sein, sondern als „Erholungsplatz“ oder „Gartenplatz“ den Erwachsenen ruhigen Aufenthalt und den Kindern ungefährdete Spielmöglichkeiten bieten. Die bereits unmittelbar nach seinem Amtsantritt um 1912/13 entstandenen Anlagen – Gustav-Adolf-Platz, Goslarer Platz, Karolingerplatz – vereinen daher abgeschlossene, nach außen geschützte, ruhige Blumengärten, die den in den ärmeren Volksschichten nicht vorhandenen Hausgarten ersetzen sollten, und große Kinderspielplätze miteinander. Mit ihnen beginnt in Berlin ein neuer Abschnitt in der Gestaltung städtischer Plätze. Der 1919 bis 1922 nach seinem Plan von 1913 angelegte Sachsenplatz, vielmehr ein kleiner Park, als ehemalige Kiesgrube durch beträchtliche Höhenunterschiede gekennzeichnet, sollte „als eine Art Naturschulgarten“ die „natürlichen Vegeta-

tionsbilder und die geologischen Formationen“ der Mark Brandenburg zeigen, um beim Besucher das Interesse und die Liebe für die Vielfalt und die natürliche Schönheit der märkischen Landschaft zu wecken. Damit ist der Sachsenplatz, wie u. a. der um 1905/06 von Fritz Encke in Köln angelegte Klettenbergpark, in seinen Zielsetzungen auch Ausdruck einer Zeit, in der die Gartenarchitekten die Intensionen der zeitgenössischen Natur- und Heimatschutzbewegung unterstützen, den Wert der heimatlichen Landschaft in das Bewußtsein der städtischen Öffentlichkeit zu tragen.

Ich darf hier den so reizvollen kleinen Schustehrspark und den Lietzenseepark nur erwähnen und vielmehr auf die beiden großen Parkanlagen, den Volkspark Jungfernheide und den Volkspark Rehberge, hinweisen. Beide entstehen in der Zeit der Weimarer Republik im Rahmen von Notstandsarbeiten, also in einer Zeit, als die Debatten um Form und Inhalt eines neuzeitlichen „Volksparkes“ abgeschlossen waren. Der rd. 140 ha große, in einem Waldgebiet gelegene Volkspark Jungfernheide läßt in der Art der Gestaltung mit einer barock anmutenden achsialen Einspannung der Haupträume deutliche Bezüge zum Hamburger Stadtpark erkennen, wenngleich in bescheideneren Dimensionen. Das vielfältige Programm – Spiel- und Tummelwiesen, Wasserfläche mit Freibad, Planschbereich für Kinder und Ruderteich, Sportanlagen, Freilichttheater, Restaurant, geplant auch mit Volksbibliothek und Vortragssälen, Waldzone mit Spazierwegen –, entspricht mit seinem breiten Nutzungs-, Bildungs- und Erholungsangebot dem anerkannten Ideal eines „Volksparkes“. Mit dem Volkspark Rehberge befaßt sich Barth, nachdem er 1926 die Stelle des Gartendirektors von Großberlin übernommen hatte. Das Konzept bestimmen Sportanlagen im regelmäßig geordneten Kern der Anlage. Um ihn legen sich landschaftlich gestaltete, in das bewegte Dünengelände eingefügte, weiträumige Spielwiesen, eine Rodelbahn und ausgedehnte, mit heimischen Gehölzen bepflanzte Partien. Nach Norden schließt sich eine mustergültig gestaltete Kleingartenkolonie an. Bei beiden Anlagen wird deutlich, wie sehr sich gegenüber dem Stadtpark des späten 19. Jahrhunderts Funktionen und Form gewandelt haben, wie sehr der „Volkspark“ geeignet erschien, möglichst viele Besucher aufzunehmen und breiten Raum gerade für spielerische Betätigung und sportliche Aktivitäten zu bieten, durchaus auch mit dem – illusionären – Gedanken, einer „neuen“ Volksgemeinschaft zu ihrer Entwicklung Mitte und Möglichkeit zu geben.

Man würde den Leistungen Erwin Barths im Sinne der neuen grünplanerischen Leitbilder nicht gerecht, ließe man seine fast vierjährige Tätigkeit in der Vaterstadt Lübeck zwischen 1908 und 1911 außer acht. Seine Ausbildung 1900 bis 1902 in Wildpark bei Fritz Encke, der übrigens 1903 als Gartendirektor nach Köln ging, in den folgenden Jahren insbesondere seine Tätigkeit in Hannover bei dem dortigen Gartendirektor Julius Trip und bei dem Düsseldorfer Gartenarchitekten Reinhold Hoemann – auch sie engagierte Reformer –, lassen schon von vornherein ein sehr frühes Gespür für die Wandlungen der Zeit und eine kritische Einstellung zur beruflichen Tätigkeit erwarten. Es ist bekannt, daß Barth im Dienste der Stadt Lübeck und außeramtlich an einer Vielzahl von Entwürfen gearbeitet hat, von denen – wie Jürgen Barth feststellen mußte – fast nichts mehr erhalten zu sein scheint. Vier Anlagen – der Vorwerker Friedhof, der Friedhof in Kücknitz, die Marly-Anlage und die Sportanlage Buniamshof – sind publiziert, so daß uns zumindest hierüber die Intensionen des Verfassers näher bekannt

sind. Ich muß es mir versagen, auf die damaligen Erneuerungsbemühungen auch im Friedhofswesen einzugehen, vielmehr eine Deutung und Einordnung der Anlagen Marly und Buniamshof zu geben versuchen. Beide Projekte haben ein noch bescheidenes Programm und sind getragen von neuen Ideen.

Der Entwurf für den „Platz auf Marly“ ist bereits mit August 1907 datiert. Im September 1908 wird mit den Ausführungsarbeiten begonnen. Die Anlage, in Größe und Gestaltung kein Stadtplatz, sondern ein Park, charakterisiert Barth in der Fachzeitschrift „Die Gartenkunst“ 1908 wie folgt: „Der Hauptwert des Grundstückes besteht in seiner schönen Lage zu Lübeck. Es galt von den Bildern, welche der Platz von den verschiedenen Teilen der Stadt gibt, die besten auszusuchen und diese durch einen geeigneten Rahmen, sei es durch Mittel der Pflanzenwelt oder durch Architektur dem Besucher wirkungsvoll zu zeigen.“ Der Plan läßt eine weiträumige, von einem Bach durchflossene Wiese erkennen, die von einem lockeren, kulissenartig angeordneten Gehölzgürtel gerahmt wird. Hier werden auch – in und vor den Gehölzgruppen – in großen Schwüngen die Wege geführt, die sowohl einen Rundweg als auch einen Durchgang durch die Anlage erlauben. Ihnen sind die unterschiedlich gestalteten Aussichtsplätze angelehnt, die jeweils ein charakteristisches Teilbild der auf der gegenüberliegenden Seite der Wakenitz gelegenen Stadt zeigen. Von der Marlystraße bietet sich dem Besucher hingegen ein Gesamtpanorama der Altstadt. Barth schreibt: „Außer den Plätzen, welche Lübeck zeigen, sind auch solche vorgesehen, welche die Schönheiten des Innern der Anlage, namentlich der Wiese in ihrer breiten Ausdehnung zeigen.“ Die Wiese sollte anstelle des „obligaten geschorenen Rasens“ entsprechend den feuchten Böden ein von Wiesenkräutern und Gräsern geprägtes, abwechslungsreiches Gartenbild bieten, die Gehölzpflanzung aus Pappeln, Birken, Erlen und Eschen bestehen. An der Marlystraße sah Barth einen Kinderspielfeld vor, zum Schutz gegen Unwetter von Laubengängen umgeben.

Ich meine, in der Marly-Anlage wird Barths starkes naturwissenschaftliches Interesse bereits spürbar, hier realisiert er sowohl neue Gedanken wie er gleichzeitig beste Traditionen der landschaftlichen Gartenkunst des 19. Jahrhunderts aufgreift und weiterentwickelt. Er verwirklicht sie mit einem Feingefühl für die Gesamtkomposition und einer Liebe für die individuelle Gestaltung des Details, die uns Heutigen bei einem Gang durch moderne Grünanlagen in ihrer vielfach normierten und standardisierten Form und Ausstattung nachdenklich machen sollten. In der Marly-Anlage kündigt sich thematisch bereits der Berliner Sachsenplatz an, der von Encke in Köln entworfene Klettenbergpark war soeben fertig geworden. Den neuen – auch heute aktuellen – Intensionen der Natur- und Heimatschutzbewegung folgt Barth auf zweifache Art, mit der Darstellung natürlicher, standortgemäßer, heimischer Vegetationsformen und mit der Einbeziehung der Silhouette des mittelalterlichen Lübeck, im Sinne einer reizvollen Landschaftsmalerei, die Barth so überzeugend beherrschte. Ferner erinnern gerade die vielfältigen Ausblicke an die großartigen Landschaftsparks eines Fürsten Pückler oder eines Peter Joseph Lenné, ich denke hier an Muskau oder auch an Glienicke, wo kürzlich durch die Berliner Gartendenkmalpflege mit der Freilegung der von Lenné so bezeichneten „Hauptgesichtslinien“ über die Havel hinweg auf Potsdam, Schloß Babelsberg, den Pfingstberg und die Heilandskirche erst der ganze Erlebnisreichtum dieses Parkes wieder spürbar wurde. Das Gleiche gilt in Glienicke auch für die Wiederherstellung blütenreicher Wiesen, die als

künstlerisches Element zur Belebung des Landschaftsparkes eingesetzt wurden.

Der große Kinderspielplatz, auf Barths Berliner Erholungsplätzen ein gleichrangiges Ausstattungsstück, ist bereits in der Marly-Anlage – wie später in vergleichbarer Anordnung auf dem Sachsenplatz – eine Selbstverständlichkeit.

Lassen Sie mich meine Betrachtungen zur Marly-Anlage mit den Worten Barths schließen: Werde die Anlage wie geplant ausgeführt, „so wird dieser Punkt, von dem Lübeck in seinem charakteristischen Aufbau in so vorteilhafter Weise zu überschauen ist, ein ruhiges ungekünsteltes und doch mannigfaltiges behagliches Stückchen Natur werden, welches den Bewohnern ihrer Vaterstadt sowie den Fremden Freuden und Erholung gewähren kann und zeigen wird, welch einen Schatz sie an der alten Hansestadt besitzen.“

Den Entwurf zum „Spielplatz auf Buniamshof“ fertigte Barth im Januar 1911, und publizierte ihn in „Die Gartenkunst“ 1914. Zwischen den baumbestandenen Wällen auf der Nord- und Ostseite sowie einem von einer Allee gekrönten alten Eisenbahndamm auf der Westseite öffnete sich ursprünglich ein Teil des versumpften Stadtgrabens zum Elbe-Lübeck-Kanal. Durch Aufschüttung wurde eine hippodromförmige Wiese gewonnen, die Raum für verschiedene Sportarten – Fußball, Schlagball, Faustball, Tennis, Sprung, Ringkampf, Radfahren – bot, wobei die Einteilung bei Bedarf beliebig verändert werden konnte. Der Platz ist von einer Feldahornhecke gerahmt und von einer Promenade umschlossen, der auf der Außenseite zusätzlich ein Turnplatz, ein Platz zum Kugelstoßen und ein Kinderspielplatz zugeordnet sind. In den beiden Bögen der Wiese, dort, wo der Schatten des Walles und des Bahndammes nicht gegeben war, wurde die Promenade beidseitig auf ingenieurbio-logische Weise mit starken Weidensteckhölzern als Allee bepflanzt. Die Wälle und der Bahndamm wurden zudem durch aussichtsreiche Spazierwege erschlossen.

In seinen Erläuterungen verweist Barth auf die bereits seit dem Mittelalter vor den Toren Lübecks gelegenen Spiel-, Fest- und Versammlungswiesen, die „zum großen Teil bis auf den heutigen Tag von der Bebauung verschont geblieben“ seien, „eine wertvolle Folge nicht allzusehrer Entwicklung der Stadt.“ Diese alten Wiesen ergänzte er durch eine Anlage speziell für das organisierte Spiel, die er gemeinsam mit dem Lübecker Turnlehrer Dr. Steffen entwickelt.

Mit dem Buniamshof erhält Lübeck eine der frühesten kommunalen Sportanlagen in Deutschland. Zwar waren schon seit längerem, etwa seit 1890, mit einem Blick auf England und besonders auf Amerika, wo man derartige Einrichtungen längst kannte, Forderungen nach Spiel- und Sportanlagen immer stärker vorgetragen worden. Die deutschen Städte folgten diesem Gedanken zunächst jedoch nur sehr zögernd, sie beginnen sich verstärkt erst im Zuge der Reformbestrebungen nach der Jahrhundertwende mit ihnen auseinanderzusetzen. So findet man in fast allen vor dem Ersten Weltkrieg entstandenen Volksparks Einrichtungen für Spiel und sportliche Betätigung. Die Entwicklung zu autonomen, speziellen Sportparks und Stadien erreicht aber erst – läßt man einmal das 1913 erbaute Deutsche Stadion in Berlin für die 1916 vorgesehene Olympiade außer Betracht – während der Weimarer Republik, so mit den Anlagen in Köln, Frankfurt a.M., Nürnberg und vielen kleineren Städten einen Höhepunkt. Buniamshof steht hier gewissermaßen am Anfang einer Kette.

Die Art der Gestaltung, d. h. die hippodromförmige Ausformung der Frei-

fläche, erinnert an die gleichartigen großen Spielwiesen der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts im Humboldthain, in der Erweiterung des Friedrichshains und im Treptower Park. Wegen ihrer landschaftlichen Großzügigkeit und ihrer – in damaliger Zeit – erstaunlich weitgehenden Benutzbarkeit bezeichnet Hennebo diese Parkanlagen als die „Berliner Variante“ des Stadtparks. Sie lassen – entgegen dem sonst allenthalben in Deutschland üblichen Stadtparktypus – eine weiterführende Tendenz zum Volkspark des frühen 20. Jahrhunderts erahnen. Gerade deswegen wird sie Barth geschätzt und in gewissem Sinne auch als vorbildlich betrachtet haben.

Welchen Stellenwert besitzen nun die Anlagen von Erwin Barth für die zeitgenössischen Auffassungen wie für die heutige Zeit? Sind sie Teil unseres schützenswerten Kulturgutes, das es ungeschmälert weiterzugeben gilt? Hier kann man folgendes sagen: Erwin Barth hat einen herausragenden Anteil an der Entwicklung eines zukunftsorientierten Grünflächenwesens nach der Jahrhundertwende und in der Zeit der Weimarer Republik. Diese Feststellung trifft insbesondere auf Berlin zu, die frühen Leistungen in Lübeck lassen sie auch für diese Stadt gelten. Die von ihm geschaffenen Anlagen, getragen von dem Bemühen um ein den Bedürfnissen der breiten Bevölkerungsschichten entsprechendes städtisches Grün, das gleichzeitig in hoher künstlerischer Qualität Teil einer kulturgeprägten Umwelt sein sollte, sind nicht nur wertvolle Dokumente für die Auffassungen ihrer Zeit, sie zeichnen sich auch heute noch neben ihrer ästhetischen Komponente durch eine höchst aktuelle Erlebnis- und Nutzungsqualität aus. Daher muß man den Schöpfungen Barths unbedingt einen Denkmalwert entsprechend den gesetzlich vorgegebenen Kriterien des Denkmalschutzes zuerkennen. Ihr Schutz und ihr ungeschmälertes Erhalt, aber auch die Beseitigung entstellender Eingriffe und Veränderungen, ihre Weitergabe an kommende Generationen, sollten uns mehr als bisher Verpflichtung sein. In Berlin hat die gartendenkmalpflegerische Auseinandersetzung um die Barthschen Anlagen erst begonnen. Die gesetzliche Verpflichtung kann nicht nur ein Engagement einer Fachbehörde bedeuten, sie kann auch nicht am Rande miterledigt werden. Eine ernstzunehmende Gartendenkmalpflege bedarf finanzieller und personeller Voraussetzungen ebenso wie einer verstärkten Bewertung als gesellschaftliche Aufgabe.

Ich begrüße daher die heutige Veranstaltung und die Ausstellung der Werke Erwin Barths als eine Möglichkeit und einen Anlaß, um nicht nur für diesen höchst bedeutsamen Teil Lübecker und Berliner Gartenkultur das Interesse einer breiten Öffentlichkeit zu wecken, sondern auch, um das Bewußtsein der Bürger und der politisch Verantwortlichen für den Wert des Kulturdenkmals „Garten und Park“ zu stärken.

Urbane Landschaftsarchitektur im Öffentlichen Raum

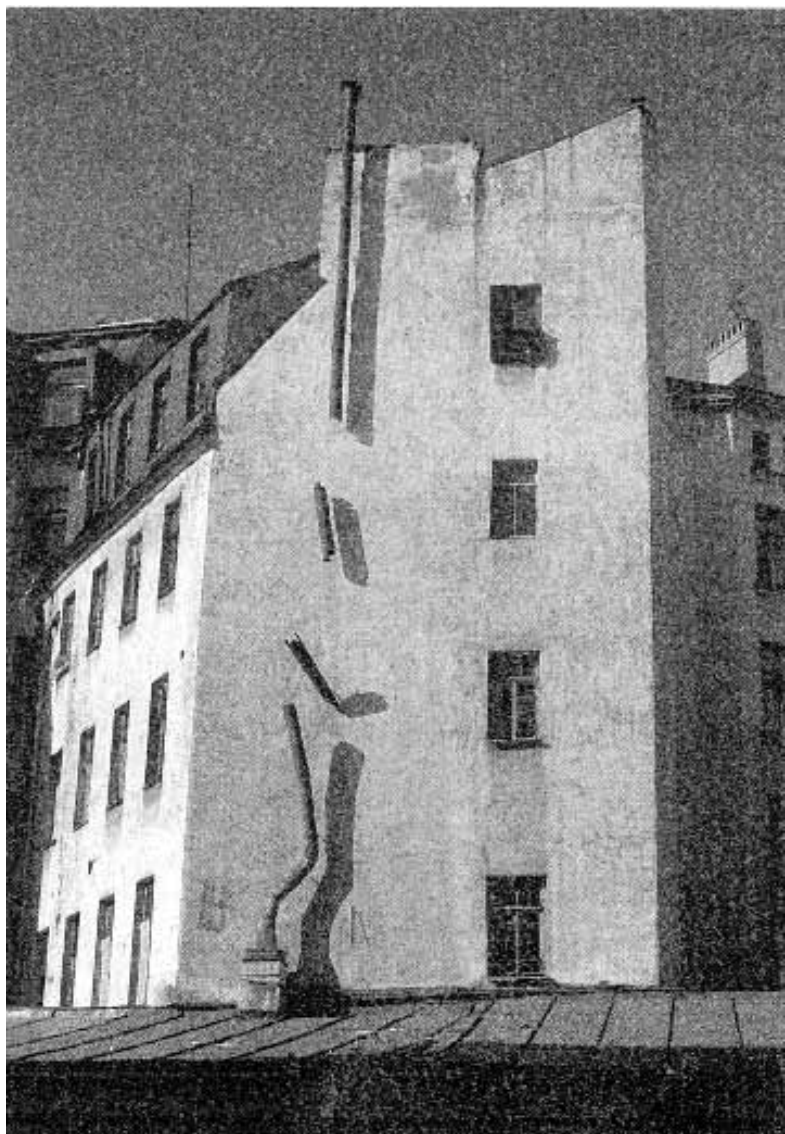
Vladimir Antoshenkov, Prof. Dr., *1933. Leiter des Fachbereiches für Städtebau und Landschaftsarchitektur, Staatliche Universität für Architektur und Bauwesen Sankt Petersburg. 1957 Abschluss als Dipl.-Ing. Architekt an der Hochschule für Bauwesen Leningrad, dort seit 1962 Hochschullehrer.

Seit 1974 Fotoarbeiten über Sankt Petersburg. Eigene Ausstellungen in Leningrad / Sankt Petersburg, den USA, Warwick (England), Berlin, Amsterdam, Lappeenranta (Finnland) und Moskau. Die Jürgen Wenzel gewidmeten Fotografien stammen aus dem Buch von Vladimir Antoshenkov: 'Unserious Sankt Petersburg'

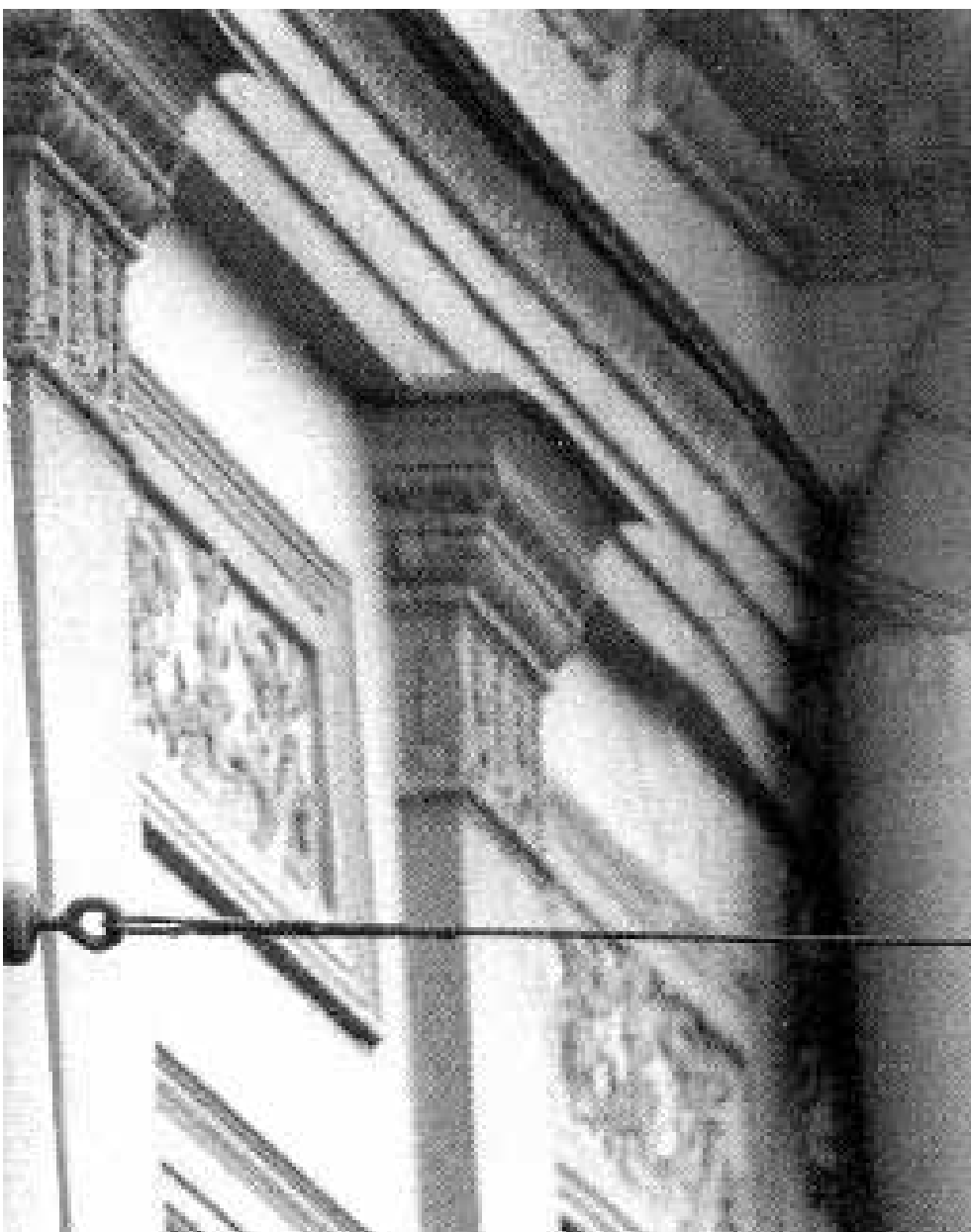
Von meiner Begegnung mit Jürgen erinnere ich mich an zwei Begebenheiten. Im Februar 1994 hat er mich für eine Photoausstellung an die TU Berlin eingeladen, nachdem wir uns 1992 bei meiner Ausstellung in der Smolny-Kathedrale kennengelernt hatten. Einen großen Eindruck hatte ich von seiner Wohnung, aber einen noch ganz besonderen – vom seinem Wintergarten. Hier waren viele unterschiedliche Pflanzen. Hier sah ich viele Kakteen, die unwahrscheinlich groß waren. Ich bewunderte sie und habe ihn gefragt, woher kriegt man so große Pflanzen. Jürgen antwortete, man bekomme sie klein und dann züchte man sie 20-30 Jahre, bis sie groß sind. Da habe ich gedacht: um wirklich eine gute Sache zu gestalten, braucht man lange Zeit und ruhige Geduld, wie sie Jürgen hat. Weil Jürgen wusste, dass auch ich Städtebaugeschichte lehre, schenkte er mir, als wir am Abend Gelegenheit zur Diskussion hatten, nur Wein aus San-Gimignano ein.



bild 1 Extrusion
bild 2 Arrested fall
bild 3 Manipulation
bild 4 A situation
bild 5 At least useful for something











Rudolf Schäfer, Prof. Dr., *1942. 1962 - 69 Studium der Rechtswissenschaft und Politologie an der FU Berlin, 1967 Diplom in Politologie. 1968 - 75 Wissenschaftlicher Assistent am Otto-Suhr-Institut, erstes und zweites juristisches Staatsexamen. 1973 - 82 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Deutschen Institut für Urbanistik, seit 1977 Dozent an der Verwaltungsakademie Berlin, 1980 - 88 Lehrbeauftragter an der TU Berlin, Institut für Stadt- und Regionalplanung, 1982 Promotion zum Dr. rer. Pol. 1982 - 88 Professor für Verwaltungswissenschaft und Verwaltungsrecht an der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege, Berlin, seit 1987 Leiter der Forschungsgruppe Stadt + Dorf, Berlin, seit 1988 Universitätsprofessor an der TU Berlin, Fachbereich Architektur, Fachgebiet Baurecht und Bauverwaltungslehre. Seit 1989 Dekan des Fachbereichs Architektur bzw. der Fakultät VII an der TU Berlin. 1991 - 2000 Moderator des Stadtforums Berlin im Auftrag des Senators für Stadtentwicklung und Umweltschutz, seit 2001 Präsident der Deutschen Dekane- und Abteilungsleiterkonferenz für Architektur, Raumplanung und Landschaftsarchitektur (DARL), seit 2002 Studiendekan des Masterstudiengangs (MSc) Real Estate Management an der Technischen Universität Berlin. Mitglied in der Deutschen Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL) sowie der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung (DASL). Zahlreiche Publikationen, Forschungsaufträge, Beratungen und Planungen im Bereich Städtebaurecht und Stadtentwicklung.

Das planungsrechtliche Instrumentarium für den Stadtumbau¹

Der Umbau der deutschen Städte und Gemeinden wird in den nächsten Jahrzehnten die städtebauliche und auch stadtentwicklungspolitische Agenda maßgeblich bestimmen. Im Wesentlichen sind es zwei Entwicklungen, die hierfür ursächlich sind: Zum einen der in den nächsten Jahren auch in seinen räumlichen Konsequenzen spürbar werdende demografische Wandel, dessen Kern die schon lange erkennbaren dramatischen Veränderungen der Geburtenrate der deutschen Bevölkerung ist. Zum anderen aber auch der rasante ökonomische und technologische Wandel, der im Zeichen der Globalisierung Unternehmensstandorte und überkommene regionale und lokale Nutzungsstrukturen in Frage stellt und neu definiert.

Für Landschaftsplanung, Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung ist der Stadtumbau eine besondere Herausforderung. Sie werden Konzepte entwickeln müssen, frei werdende Flächen in einem bisher nicht gekannten Umfang in die städtebaulichen Strukturen zu integrieren, sei es als Zwischennutzung oder auf Dauer. Instrumentell wird dies vor allem auf dem Hintergrund chronischer Finanzknappheit der Kommunen erfolgen müssen.

Der nachfolgende Beitrag greift einen – begrenzten – Aspekt der instrumentellen Dimension des Stadtumbaus heraus und gibt einen Überblick über das städtebaurechtliche, insbesondere planungsrechtliche Instrumentarium. Dieses ist mit der BauGB-Novelle von 2004 weiter entwickelt worden, muss sich aber dennoch im Kern auf die schon bisher geltenden Regelungen stützen und diese kreativ und flexibel auf die neuen Aufgabenstellungen anwenden.

Regelungen zum Stadtumbau im BauGB im Überblick

Durch das EAG Bau² sind Regelungen zum Stadtumbau in einem eigenständigen Teil des besonderen Städtebaurechts geregelt worden. Mit diesen Regelungen wird der besonderen und zunehmenden Bedeutung von Stadtumbaumaßnahmen Rechnung getragen.

Bei Stadtumbaumaßnahmen handelt es sich um Gesamtmaßnahmen, deren einheitliche und zügige Durchführung im öffentlichen Interesse liegt. Die Vorschriften zum Stadtumbau sollen sowohl anstelle als auch ergänzend zu den anderen Vorschriften des allgemeinen und besonderen Städtebaurechts Anwendung finden. Stadtumbaumaßnahmen werden definiert als Maßnahmen, durch die in von erheblichen städtebaulichen Funktionsverlusten betroffenen Gebieten Anpassungen zur Herstellung nachhaltiger städtebaulicher Strukturen vorgenommen werden. Erhebliche städtebauliche Funktionsverluste liegen insbesondere vor, wenn ein dauerhaftes Überangebot an baulichen Anlagen für bestimmte Nutzungen, namentlich für Wohnzwecke, besteht oder zu erwarten ist (§ 171a Abs. 2 BauGB). Diese generelle Zielsetzung wird im Weiteren konkretisiert.

Die Gemeinde legt das entsprechende Gebiet durch Beschluss als Stadtumbaugebiet fest und begrenzt es räumlich so, dass sich die Stadtumbaumaßnahmen zweckmäßig durchführen lassen (§ 171b Abs. 1 BauGB). Grundlage für diesen Beschluss ist ein von der Gemeinde aufzustellendes Stadtentwicklungskonzept, in dem die Ziele und Maßnahmen im Stadtumbaugebiet schriftlich

darzustellen sind (§ 171b Abs. 2 BauGB).

Die Vorschriften über den Einsatz von Städtebauförderungsmitteln (§ 164a) und die Verwaltungsvereinbarung (§ 164b) für Stadtumbaugebiete sind entsprechend anwendbar.

Da das konsensuale Zusammenwirken der Akteure im Stadtumbau von besonderer Bedeutung ist, sind in § 171c BauGB der Stadtumbauvertrag und die insbesondere in Betracht kommenden Vertragsgegenstände geregelt.

Zur Sicherung von Durchführungsmaßnahmen haben die Gemeinden die Möglichkeit, innerhalb des (auf Grund eines einfachen Beschlusses) festgelegten Stadtumbaugebiets durch Satzung eine Genehmigungspflicht für die Durchführung von Vorhaben und Maßnahmen im Sinne des § 14 Abs. 1 zu begründen (§ 171d Abs. 1 BauGB). Regelungstechnisch und in ihren Rechtswirkungen ist diese Vorschrift im Wesentlichen der Umstrukturierungssatzung nach § 172 Abs. 1 Satz 1 Nr. 3 BauGB nachgebildet. Dies betrifft die vorgesehene Zurückstellung bzw. vorläufige Untersagung von Vorhaben (§ 171d Abs. 2 BauGB) sowie die Versagungsgründe und den Genehmigungsanspruch (§ 171a Abs. 3 BauGB). Sicherergestellt wird dies durch den in § 171d Abs. 4 BauGB enthaltenen Verweis auf §§ 173 und 174. In § 171d Abs. 4 BauGB wird geregelt, dass die Auskunftspflicht des § 138 BauGB im Satzungsgebiet Anwendung findet.

Informelle Pläne: Rechtscharakter und Steuerungsleistung für den Stadtumbau

Als informelle Planungen haben die Stadtumbaukonzepte keine unmittelbare rechtliche Außenwirkung für Grundstückseigentümer, Unternehmen und sonstige Nutzungsberechtigte oder Akteure. Damit können sie als solche nicht zur rechtlichen Steuerung bzw. Verhinderung von privaten Sanierungs- oder Modernisierungsmaßnahmen in „Abwartebieten“ (z.B. im Leipziger Westen) genutzt werden.

Informelle Pläne entfalten aber folgende mittelbare Rechtswirkungen:

- Nach § 1 Abs. 5 Nr. 10 BauGB sind sie als Abwägungsmaterial bei der Aufstellung von Bauleitplänen zu berücksichtigen.
- Sie können als Grundlage für den Erlass von Vorkaufssatzungen nach § 25 Abs. 1 S. 1 Nr. 1, von Erhaltungssatzungen nach § 172 BauGB und von Geboten gemäß §§ 175ff. BauGB dienen.
- Sie können die Ziele und Zwecke einer Sanierung im Sinne des § 145 Abs. 2 BauGB konkretisieren.
- Sie können zur Ausfüllung unbestimmter Rechtsbegriffe z.B. im Rahmen von § 31 Abs. 2 BauGB (Befreiungen) und § 33 Abs. 2 BauGB (Entscheidung nach Planreife) herangezogen werden.
- Sie sind Grundlage für Aufstellungsbeschlüsse für Bebauungspläne und den darauf basierenden Einsatz der Sicherungsinstrumente der §§ 14, 15 BauGB.
- Sie wirken auf die Bodenwertermittlung ein.

Schrumpfungprozesse weisen einen komplexen Charakter auf. Dementsprechend müssen Stadtumbaukonzepte mindestens auf die folgenden Problemstellungen eingehen:

- Städtebauliche Konsequenzen der Schrumpfung und des erforderlichen Rückbaus;
- Wohnungswirtschaftliches Konzept für die Gemeinde;
- Sektorale Planungen der Versorgungs- und Bedarfsträger der sozialen und

- technischen Infrastruktur;
- Aussagen zur Entwicklung des Einzelhandels und anderer privater Versorgungseinrichtungen;
- Konzepte für die Freiraumgestaltung und für Nachnutzungen;
- Aussagen zur finanziellen, rechtlichen und politischen Steuerung des Stadtumbauprozesses und der Umsetzungsmaßnahmen;
- Aussagen zum Vorteils- und Lastenausgleich zwischen den verschiedenen Akteuren und Betroffenen;
- Aussagen zur Bevölkerungs- und Siedlungsentwicklung im Stadt-Umland-Bereich.³

Einsatz des Sanierungsrechts - Grundsatzfragen

Das Sanierungsrecht ist grundsätzlich für die Realisierung von Stadtumbaukonzepten anwendbar, da es um die Beseitigung bzw. Reduzierung städtebaulicher Missstände im Rahmen von gebietsbezogenen Gesamtmaßnahmen geht.

Beim Stadtumbau handelt es sich im Wesentlichen um die Beseitigung von Funktionsschwächen im Sinne des § 136 Abs. 2 Nr. 2 BauGB, auch wenn zugleich Substanzschwächen im Sinne des § 136 Abs. 2 Nr.1 BauGB vorliegen können bzw. werden. Bezogen auf Strategien und Maßnahmen des Stadtumbaus bedeutet dies, dass die Stärkung und Aufwertung von Gebieten, die im Rahmen der gemeindlichen Stadtumbaustrategie als Vorranggebiete oder als Erhaltungsgebiete konzipiert sind, Funktionsschwächensanierungen sein können. Das gleiche gilt aber auch für Nachranggebiete, die leergezogen und nur als Freiflächen geordnet werden sollen.

Die bisherige Fachdebatte und das Bemühen der Kommunen bei der Entwicklung von Stadtumbaukonzepten zur Vorbereitung des Stadtumbauprozesses zeigen sehr eindrucksvoll, dass die Stadumbauprozesse einen sehr komplexen Charakter haben. Somit kann kein Zweifel an ihrer Qualifizierung als Gesamtmaßnahme bestehen.

Das von § 136 BauGB geforderte öffentliche Interesse an Maßnahmen des Stadtumbaus liegt vor. Es ist nicht etwa deshalb ausgeschlossen, weil der Leerstand von Wohnungen zunächst ein Problem der privaten wirtschaftlichen Sphäre der Eigentümer ist. Zumindest von einem bestimmten Umfang an hat Leerstand auch städtebauliche, stadtstrukturelle und stadtwirtschaftliche Implikationen, deren Bearbeitung zur Gewährleistung einer nachhaltigen städtebaulichen Ordnung und Entwicklung im Sinne von § 1 Abs. 5 BauGB gehört und damit von öffentlichem Interesse ist. Die Gemeinde muss dies selbstverständlich durch entsprechende Analysen im Rahmen der Erstellung des Stadtumbaukonzeptes belegen.

Dass an der Zügigkeit der Maßnahmenrealisierung ein öffentliches Interesse besteht, steht ebenfalls außer Zweifel. Fraglich kann lediglich sein, was unter Zügigkeit in konkreten Zeitspannen zu verstehen ist. Geht man mit der herrschenden Meinung davon aus, dass schon bei konventionellen Sanierungsmaßnahmen ein Zeitrahmen von 15 und mehr Jahren noch als zügig zu akzeptieren ist, so dürften insoweit auch bei den bis zum Jahr 2015 konzipierten Stadtumbaustrategien keine Bedenken bestehen.

Die Zügigkeit ist nicht ausgeschlossen, weil in Teilen der Umbaukulisse keine abschließenden planungsrechtlichen Aussagen getroffen werden können bzw. ausdrücklich Zwischennutzungen vorgesehen werden. Trotz der grundsätzlichen

Eignung des Sanierungsrechts muss die Kommune für ihre konkreten örtlichen Gegebenheiten im Einzelnen genau prüfen, ob der Einsatz dieses Instrumentariums erforderlich ist und den erwarteten Nutzen versprechen kann. Die Stadt ist hierzu auch im Rahmen der speziellen sanierungsrechtlichen Abwägungspflicht nach § 136 Abs. 4 Satz 2 BauGB verpflichtet.

Im Einzelnen sind hierbei folgende Aspekte zu prüfen:

Mit der Festlegung des Sanierungsgebiets verfügt die Gemeinde grundsätzlich über die Genehmigungsvorbehalte des § 144 BauGB. In welchem Umfang sie diese in der konkreten Situation benötigt, muss von Fall zu Fall entschieden werden. Wichtig ist jedenfalls, dass dieses Instrumentarium auch bereits eine erhebliche Informationsleistung für die Gemeinde erbringen kann, weil sie mit seiner Hilfe ein umfassendes Bild über die genehmigungspflichtigen Vorgänge im Gebiet erhält.

Zugang zu Informationen erhält die Gemeinde auch im Rahmen der vorbereitenden Untersuchungen (§ 141 BauGB). Hierbei steht ihr die in § 138 BauGB statuierte Auskunftspflicht der Eigentümer, Mieter etc. im Gebiet zu.

Im Sanierungsgebiet obliegt der Gemeinde die Pflicht und das Recht zur Koordinierung der verschiedenen Aufgabenträger und Akteure (§ 139 BauGB).

Im Sanierungsgebiet werden im umfassenden Verfahren keine Erschließungsbeiträge nach § 127ff. BauGB und keine KAG-Beiträge erhoben.

Mit dem Sanierungsrecht im umfassenden Verfahren ist auch ein Einfluss auf die Bodenwertentwicklung gegeben.

Die Erhebung von Ausgleichsbeträgen kann zugleich ein Element des Vorteils- und Lastenausgleichs sein.

Nachteile und Risiken des Sanierungsrechts können sich vor allem aus verfahrensrechtlichen Anforderungen sowie aus gesetzlichen Übernahmeansprüchen ergeben.

Wird eine beantragte sanierungsrechtliche Genehmigung nach § 145 Abs. 2 BauGB versagt, kann der Eigentümer von der Gemeinde die Übernahme des Grundstücks verlangen, wenn und soweit es ihm mit Rücksicht auf die Durchführung der Sanierung wirtschaftlich nicht mehr zuzumuten ist, das Grundstück zu behalten oder es in der bisherigen oder einer anderen zulässigen Art zu nutzen (§ 145 Abs. 5 Satz 1 BauGB).

Das Übernahmeverlangen kann für das Grundstück gestellt werden, auf das sich das Vorhaben, die Teilung oder der Rechtsvorgang bezieht. Dies kann er jedoch nur, wenn es ihm mit Rücksicht auf die Durchführung der Sanierung nicht zuzumuten ist, das Grundstück zu behalten oder es in der bisherigen oder einer anderen zulässigen Art zu nutzen.

Die Geltendmachung von planungsschadensrechtlichen Ansprüchen nach §§ 39ff. BauGB bleibt davon unberührt.

Kommt zwischen der Gemeinde und dem von der Versagung der Genehmigung betroffenen Eigentümer keine Einigung zustande, kann der Eigentümer nach § 145 Abs. 5 Satz 3 BauGB die Entziehung des Eigentums an dem Grundstück oder dessen Übertragung auf die Gemeinde unter Festsetzung einer angemessenen Entschädigung verlangen.

Ein weiteres Risiko kann sich aus § 150 BauGB ergeben, wenn im Rahmen der Sanierung den Trägern technischer Infrastruktureinrichtungen besondere Aufwendungen entstehen. Hier ergibt sich für die Kommunen möglicherweise ein Erstattungsanspruch.

Einsatz des Sanierungsrechts - Einzelfragen

Die Gemeinden sind nicht verpflichtet, Nutzungsaufhebungen bzw. -änderungen auf der Grundlage von Stadtumbaukonzepten alsbald durch die Aufstellung entsprechender Bebauungspläne rechtlich umzusetzen. Auch für die Aufstellung solcher Pläne gilt § 1 Abs. 3 BauGB. Danach sind Bebauungspläne dann aufzustellen, sobald dies städtebaulich erforderlich ist. Dies wird in der Regel dann der Fall sein, wenn Eigentümer oder sonstige Nutzungsberechtigte in dem betreffenden Gebiet Anträge auf Genehmigung von Vorhaben auf der Grundlage des bisherigen Planungsrechts stellen. In vielen Fällen wird hier bereits ein Aufstellungsbeschluss für einen Bebauungsplan sowie die Anwendung der §§ 14 und 15 BauGB genügen.

Soweit es zur Anwendung kommt, kann das Sanierungsrecht als Instrument des Interessenausgleichs genutzt werden. Ansatzpunkte hierfür sind zum einen die bodenrechtlichen Vorschriften mit den Ausgleichsbeträgen, zum anderen die Möglichkeit der Festlegung von Ersatz- und Ergänzungsgebieten.

Die von der Gemeinde erfassten sanierungsbedingten Bodenwertzuwächse sind zur Finanzierung der Maßnahme zu verwenden. Sie können damit auch für die Finanzierung von Maßnahmen eingesetzt werden, die zu Lasten bestimmter Eigentümer gehen: Ersatz von Planungsschäden für herabgezonnte Grundstücke, Kosten des Grunderwerbs für Übernahmeansprüche bei der Schaffung von öffentlichen Freiflächen etc.

Grundsätzlich erscheint die Erhebung eines Ausgleichsbetrages möglich, wenn die Sanierungsmaßnahme nachweisbar zu einer Dämpfung des Wertrückgangs geführt hat. Voraussetzung hierfür ist zunächst, dass die erforderliche Kausalität zwischen Sanierungsmaßnahme und Dämpfung des Wertrückgangs belegt werden kann. Zum zweiten muss im konkreten Fall die Dämpfung des Wertrückgangs als Differenz von Anfangs- und Neuordnungswert (Endwert) im Sinne des § 154 Abs. 2 BauGB feststellbar sein.

Der Anfangswert im Sinne des § 154 Abs. 2 BauGB ist danach nicht etwa der tatsächliche Preis des Grundstücks vor der Einleitung der Sanierung bzw. dem Bekanntwerden der Sanierungsabsicht. Er bemisst sich vielmehr nach der bewertungsrechtlich relevanten Qualität, die das Grundstück gehabt (und behalten) hätte, wenn die Sanierung weder beabsichtigt noch durchgeführt worden wäre, und dem Preis, der für diese Qualität – in der Regel auf der Basis von Vergleichspreisen – zum Bewertungsstichtag ermittelt wird. Damit wird deutlich, dass der Bodenpreis für nicht durch die Sanierung neu geordnete Grundstücke zwischen dem Zeitpunkt vor Beginn der Sanierung und dem für die Bestimmung des Anfangswertes maßgeblichen Stichtag deutlich gesunken sein kann; gleichwohl liegt aber eine – durch Ausgleichsbetrag erfassbare – Wertdifferenz im Sinne des § 154 Abs. 2 BauGB auch dann noch vor, wenn der Endwert zwar unter dem tatsächlichen Preis des Grundstücks vor Beginn der Sanierung aber über dem Anfangswert im Sinne des § 154 Abs. 2 BauGB liegt.

Schon aus Gründen des zeitlichen Ablaufs wird die reale Abwicklung derartiger Ausgleichsbetragszahlungen nicht in der Form der Betragserhebung nach § 154 Abs. 3 Satz 1 BauGB nach Abschluss der Sanierung erfolgen können. Vielmehr wird es um vertragliche Ablösungen oder um vorzeitige Festsetzungen gemäß § 154 Abs. 4 Satz 2 und 3 BauGB gehen müssen. Ob und in welchem Umfang von den Regelungen des § 155 BauGB (Anrechnungen auf den Ausgleichsbetrag, Absehen von der Erhebung) Gebrauch gemacht werden kann bzw.

muss, ist im konkreten Einzelfall zu prüfen.

Eine generelle Anrechnung von Fördermitteln kommt nicht in Betracht.

Planungsschäden

Grundsätzlich ist die Voraussetzung für Entschädigungsfälle nach den §§ 40ff. BauGB, dass das Stadtumbaukonzept durch einen Bebauungsplan mit entsprechenden Festsetzungen umgesetzt wird. Stadtumbau- und wohnungswirtschaftliche Konzepte lösen als informelle Planungen selbst keine Entschädigungsfolgen aus, denn sie haben keine unmittelbare externe Verbindlichkeit, sondern nur eine interne Bindungswirkung. Dies gilt gleichermaßen für den Flächennutzungsplan, der ebenfalls nur eine interne Bindungswirkung aufweist.

Da im Rahmen der Entschädigungstatbestände der §§ 40 und 42 BauGB die 7-Jahres-Frist des § 42 Abs. 3 BauGB eine zentrale Rolle spielen wird, wird den Gemeinden empfohlen, im Rahmen der Stadtumbaukonzepte ein Planungsschadenskataster zu erarbeiten. Das Planungsschadenskataster soll den Gemeinden systematische Informationsgrundlagen zur Abschätzung der Risiken und Größenordnungen von Planungsschäden liefern. Soweit eine völlige Aufhebung oder weitgehende Reduzierung der privaten (baulichen) Nutzbarkeit von Grundstücken vorgesehen ist, muss die Gemeinde die für diese Fälle geltenden besonderen Abwägungsgrundsätze beachten.

Eine frühzeitige Markierung der Umnutzungs- bzw. Herabzonungsbereiche in informellen Plänen kann eine dämpfende Auswirkung auf die Bodenwerte haben. Stadtumbau- und wohnungswirtschaftliche Konzepte sind informelle Planungen, die als solche keine unmittelbare Rechtswirkung gegenüber Privaten entfalten und damit auch die baulichen und sonstigen Nutzungsrechte an Grundstücken nicht berühren. Andererseits gehören sie aber nach § 3 Abs. 2 der Wertermittlungsverordnung zu den verkehrswertbeeinflussenden rechtlichen Gegebenheiten und tatsächlichen Eigenschaften. Gleichzeitig sind sie Indikatoren für die allgemeinen Wertverhältnisse. Bebauungspläne, die zu Aufhebungen oder Änderungen der baulichen Nutzung führen und damit ggf. Planungsschäden auslösen können, sollten erst dann aufgestellt werden, wenn dies konkret erforderlich ist. Soweit wie möglich soll die Gemeinde vertragliche Vereinbarungen treffen, in denen sich die Eigentümer zum Verzicht auf Planungsschadensansprüche verpflichten.

Im Rahmen eines städtebaulichen Vertrages nach § 11 Abs. 1 Nr. 2 BauGB kann vereinbart werden, dass die Eigentümer der von einer Herabzonung betroffenen Grundstücke auf die Geltendmachung von Planungsschäden nach den §§ 40 bis 42 BauGB verzichten. Dabei muss gemäß § 11 Abs. 2 BauGB der Grundsatz der Verhältnismäßigkeit gewahrt sein, insbesondere der Entschädigungsverzicht für den betroffenen Eigentümer angemessen erscheinen.

Wertermittlung

168 Die Bedeutung der Bodenwertentwicklung und -ermittlung für eine erfolgreiche Realisierung von Stadtumbaukonzepten muss von den Kommunen aktiv öffentlich thematisiert werden. Sie muss Gegenstand der Bürger und Betroffenenbeteiligung und der kommunalen Öffentlichkeitsarbeit werden.

Fragen der Bodenwertermittlung und -entschädigung sind bundesweit regelmäßig in zweierlei Hinsicht schwierig und sensibel. Zum einen handelt es sich um Fachfragen, die für Laien fast nicht durchschaubar sind. Zum anderen wird das heikle Thema Eigentum berührt. Gerade deshalb sollten aber die Kommu-

nen versuchen, die Bedeutung dieses Problems für die künftige Stadtentwicklung zu verdeutlichen. Wichtig ist, bei der örtlichen Presse ein Grundverständnis für die anstehenden Probleme zu entwickeln.

Dies stellt auch an die Mitglieder der kommunalen Vertretungskörperschaften neue Anforderungen. Sie müssen in geeigneter Form über die Möglichkeiten und Folgen von Umplanungen informiert werden. Insbesondere muss vermittelt werden, dass Planungen, die bisherige Baurechte einschränken oder aufheben, rechtlich zulässig sind, auch wenn sie Entschädigungsfolgen auslösen. Den Kommunalpolitikern muss auch die zentrale Bedeutung der informellen Strategiekonzepte verdeutlicht werden.

Die Kommunen sollten darauf hinwirken, dass die örtlich zuständigen Gutachterausschüsse rechtzeitig und kontinuierlich über die Problematik des Stadtumbaus, die örtlichen Konzepte und Strategien und die Besonderheiten von Bewertungsfragen in diesem Bereich informiert werden und entsprechende Weiterbildungsangebote wahrnehmen können.

Die Gutachterausschüsse sind unabhängige, fachlich agierende und an die WertV gebundene Instanzen. In voller Anerkennung dieser Funktion sollten die Kommunen gleichwohl mit ihnen ins Gespräch kommen, um sie über die sachlichen Grundlagen, die Perspektiven und die Probleme des örtlichen Stadtumbaus zu informieren. Die Gutachterausschüsse könnten mit ihrem Sachverstand dazu beitragen, dass auch im Bereich des Stadtumbaus kooperative Ansätze der Wertermittlung, wie sie bei der Bearbeitung von Konversionsflächen vielfach Praxis geworden sind, Anwendung finden. Änderungen bzw. Aufhebungen baulicher Nutzungen in den Rückbaugebieten sind in einer gestuften Strategie und erst im akuten Bedarfsfall durch Bebauungsplanung durchzuführen.

Unter Bodenwertaspekten kann den als informelle Planungen beschlossenen Stadtumbaukonzepten eine strategische Rolle zukommen. Soweit in ihnen bestimmte Bereiche des Stadtgebiets als rückzuentwickelnde bzw. aus der baulichen Nutzung herauszunehmende Bereiche festgelegt werden, muss dies eigentlich vom Bodenmarkt als wertbestimmender Faktor in die Bodenpreisbildung aufgenommen werden und in die Wertermittlung eingehen (§ 3 Abs. 3 WertV).

Die Gemeinden sollten darauf hinwirken, dass die Gutachterausschüsse die nach § 14 Satz 2 WertV bestehenden Möglichkeiten zur Modifizierung des Vergleichswertverfahrens z.B. durch Abschlüsse in vollem Umfang ausnutzen.

Die Gemeinden sollten darauf hinwirken, dass auf der Grundlage des Kalkulations- oder Residualwertverfahrens Pilot- und Präzedenzfälle geschaffen werden, die dann auch in die klassischen Verfahren eingehen können. Dieterich hat gezeigt, wie mit Hilfe dieser Verfahren eine realistische Wertermittlung erfolgen kann, die insbesondere eine - von der Gemeinde erwünschte - Nachnutzung ermöglicht.

Regelung von Zwischennutzungen

Die Zulassung temporärer Nutzungen erlangt im Stadtumbauprozess insbesondere dann an Bedeutung, wenn die zukünftige (dauerhafte) Nutzungsziele noch nicht endgültig fest, Zwischennutzungen aber nicht ausgeschlossen werden sollen oder dauerhafte Nutzungsziele feststehen, aber auf absehbare Zeit nicht realisiert werden können. Im Rahmen des Stadtumbaus stellt sich die Frage nach Zwischennutzungen in aller Regel in Gebieten nach § 34 BauGB, aber auch in Bebauungsplangebieten.

Temporäre Nutzungen können nur unter bestimmten Voraussetzungen zugelassen werden. Die wesentlichen Probleme liegen im Bereich des Planungsrechts. Eine Befristung von Nutzungen ist ausgeschlossen, wenn ein Anspruch auf eine unbefristete Nutzung besteht.

Ist ein Vorhaben im unbeplanten Innenbereich nach § 34 Abs. 1 oder 2 und 3 BauGB zulässig, besteht ein Rechtsanspruch und somit kein Raum für die Zulassung einer Zwischennutzung. Im Rahmen von § 31 Abs. 1 und 2 bzw. § 34 Abs. 2 a.E. und des neu eingefügten § 34 Abs. 3a BauGB ist dagegen die Zulassung von Zwischennutzungen denkbar.

Eine Befristung von Nutzungen in (alten) Bebauungsplänen ist unzulässig, es sei denn, es liegen die Voraussetzungen des § 31 Abs. 1 oder 2 BauGB vor.. Nach dem neu eingefügten § 9 Abs. 2 BauGB wird in besonderen Fällen die Befristung und Bedingung von Festsetzungen im Bebauungsplan ermöglicht. Durch eine Ergänzung des § 11 Abs. 1 Satz 2 Nr. 2 BauGB kann die Befristung oder Bedingung von Festsetzungsmöglichkeiten im Bebauungsplan auch als möglicher Gegenstand eines städtebaulichen Vertrages geregelt werden.

Denkbarer Inhalt eines städtebaulichen Vertrages zur Vereinbarung temporärer Nutzungen könnte sein:

- Die befristete, auflösend bedingte oder unter dem Vorbehalt des Widerrufs stehende Ausübung von (baulichen) Nutzungsrechten;
- der Verzicht auf entschädigungsrechtliche Ansprüche;
- der Ausschluss des Bestandsschutzes;
- die Pflicht zur entschädigungslosen Beseitigung der baulichen Anlage nach Ablauf der zeitlichen Begrenzung.

Erstrebenswert ist die Vereinbarung einer Sicherung der Beseitigungsverpflichtung z.B. durch Bereitstellung einer entsprechenden Bürgschaft. Dies wird allerdings angesichts der wirtschaftlichen Verhältnisse der Beteiligten nicht regelmäßig erreichbar sein. In Gebieten, in denen die Aufhebung bzw. Reduzierung von baulichen Nutzungen vorgesehen ist, wird es vielfach zum Einsatz von Fördermitteln für Rückbaumaßnahmen kommen. In diesem Fall kann die Gemeinde durch Bindungen oder entsprechende vertragliche Vereinbarungen erreichen, dass die betreffenden Eigentümer die nach dem (noch) geltenden Planungsrecht an sich bestehenden Möglichkeiten nicht beanspruchen bzw. Zwischennutzungen zulassen. Verstoßen sie gegen diese Bindung bzw. Vereinbarung, wird innerhalb der Bindungsfrist die Rückzahlung der Förderung fällig. Das Planungsrecht selbst bleibt bestehen, Planungsschäden können hier noch nicht entstehen.

Im Rahmen von Vereinbarungen über Zwischennutzungen in Gebieten nach § 34 BauGB kann es zu problematischen Situationen kommen, wenn durch die ausgeübte Zwischennutzung die Eigenart der näheren Umgebung und damit die baurechtliche Situation verändert wird (Unterbrechung des Bebauungszusammenhangs und Entstehen von Außenbereichsflächen). Vertragliche Vereinbarungen bezüglich der Gewährleistung des bisherigen Baurechts sind unzulässig.

Bodenfonds und Lastenausgleich

Das geltende Städtebaurecht eröffnet keine unmittelbaren Möglichkeiten zur kostenneutralen Einrichtung eines Bodenfonds für Zwecke des Stadtumbaus. Rechtliche Möglichkeiten, Eigentümer zur Annahme von Tauschgrundsücken aus einem Bodenfonds zu zwingen, bestehen nicht.

Freizug von Wohnungen, Umzugsmanagement

Die sozialverträgliche Umsetzung von Mietern aus Rückbaubereichen ist primär eine Aufgabe im Verantwortlichkeitsbereich der Wohnungswirtschaft. Die Wohnungsunternehmen als Vermieter müssen und können auf der Basis des geltenden Mietrechts und der bestehenden Mietverträge Lösungen erarbeiten. Eine entsprechende Klarstellung im Rahmen der Ordnungsmaßnahmen nach § 147 BauGB erscheint sinnvoll.

Die Ahndung von Verstößen einer Wohnungsgesellschaft gegen vertragliche Vereinbarungen zur Freimachung von Wohnungen richtet sich primär nach den im Vertrag vorgesehenen Sanktionsregelungen. Die Gemeinde kann hier ggf. insbesondere die Rückforderung von Fördermitteln geltend machen.

Gleichwohl können flankierende Aktivitäten der Gemeinden erforderlich werden, um die Sozialverträglichkeit der Umzugsmaßnahmen zu gewährleisten und die Wohnungsunternehmen zu unterstützen.

An Maßnahmen kommen hierfür in Betracht die Sozialplanung nach § 180 BauGB, ggf. Regelungen für den Härteausgleich nach § 181 BauGB, Unterstützung bei der Information der Bürger sowie die Einrichtung von Beratungseinrichtungen wie Stadtteilbüros. In den §§ 182ff. BauGB werden den Gemeinden Möglichkeiten der hoheitlichen Einflussnahme auf privatrechtliche Miet- und Pachtverhältnisse oder vergleichbare sonstige Verträge eröffnet. Die Regelungen können Bedeutung erlangen, wenn die Freimachung von Gebäuden z.B. im Rahmen von Umzugsstrategien nicht von allen Beteiligten freiwillig akzeptiert wird. Von der Regelung betroffen sind bebaute Grundstücke im Geltungsbereich einer Sanierung, einer Entwicklungsmaßnahme oder bei der Anwendung von städtebaulichen Geboten nach §§ 176 - 179 BauGB.

Ist nach den Festsetzungen eines Bebauungsplans eine andere Nutzung eines unbebauten Grundstücks vorgesehen, die auch alsbald realisiert werden soll, so kann die Gemeinde dieser Nutzung entgegenstehende Miet- und Pachtverhältnisse aufheben. Voraussetzung im Fall der Verwirklichung der Sanierungsziele ist ein Antrag des Eigentümers oder aber (bei Beeinträchtigung der Erwerbsgrundlage von Mietern und Pächtern) ein Antrag des Mieters/Pächters. Bei der Durchsetzung von Geboten bedarf es eines solchen Antrages nicht. Eine Erweiterung der derzeitigen Regelung erscheint nicht erforderlich.

Stadtumbau und naturschutzrechtliche Eingriffsregelung

Die Bewältigung der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung und des Stadtumbaus können zu verschiedenen Berührungspunkten beider Handlungsfelder führen.

Der Stadtumbau dient neben der Durchführung von Rückbaumaßnahmen auch der Aufwertung der bestehenden Quartiere. Ein wesentlicher Teil von Aufwertungsmaßnahmen wird in der Verbesserung der Grünausstattung der Quartiere liegen. Hier stellt sich insbesondere die Frage, wie die für die Planung, Herstellung und dauerhafte Pflege dieser Grünflächen erforderlichen finanziellen Mittel bereitgestellt werden können.

Da Haushaltsmittel der Stadt für diesen Bereich nicht oder ggf. nur in geringem Umfang zur Verfügung stehen, kommen als anderweitige Finanzierungsquellen das Förderprogramm Stadtumbau Ost, wobei die Stadt hier auch einen Eigenanteil von einem Drittel zu tragen hat, sowie die naturschutzrechtliche Eingriffsregelung, die vom Verursacher des Eingriffs die Tragung der für die

Herstellung der Kompensationsmaßnahmen erforderlichen Kosten verlangt, in Betracht. Diese Kompensationsmaßnahmen können aus der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung auf der Ebene der Bauleitplanung sowie der landesrechtlichen Eingriffsregelung für Vorhaben im Außenbereich nach § 35 BauGB und Planfeststellungsverfahren resultieren.

Reduzierung des Ausgleichserfordernisses durch Veränderung des Bewertungsverfahrens oder durch Auswahl eines anderen Bewertungsverfahrens

Die Stadt Leipzig ein Verfahren zur Bilanzierung und Bewertung von Eingriffen in Natur und Landschaft, das sog. „Leipziger Modell“ entwickelt, das sich gegenwärtig in der Erprobungsphase befindet. Seitens des Stadtplanungsamts hat die Frage aufgeworfen, ob ein günstigeres Verhältnis von Bewertungspunkten und Kosten für Maßnahmen zum Ausgleich durch Änderung des Leipziger Bewertungsverfahrens bzw. durch den Einsatz eines anderen Bewertungsverfahrens erreicht werden könne.

Bei dem Leipziger Bewertungsverfahren handelt es um ein quantifizierendes, schutzgutbezogenes Verfahren, in dem die Schutzgüter Boden, Klima, Wasser, Landschaftsbild sowie Flora und Fauna entsprechend einem jeweils bestimmten Gewichtungsfaktor für die zu betrachtenden Flächen im Bestand und in der Planung bilanziert und bewertet werden. Der jeweiligen örtlichen Situation kann über die Verwendung von Zu- und Abschlägen Rechnung getragen werden. Darüber hinaus können Bonuspunkte für bestimmte Flächengrößen bzw. herausragende Bedeutung für den Biotopverbund unabhängig von der Flächengröße vergeben werden.

Ohne im Einzelnen eine naturschutzfachliche Bewertung dieses Verfahrens vornehmen zu können, kann jedoch festgestellt werden, dass es sich hierbei um ein grundsätzlich geeignetes Bewertungsverfahren handelt. Die von den zuständigen Bearbeitern der Stadtverwaltung benannten Verbesserungsvorschläge sollten integriert werden.

Von der erwogenen Änderung des Bewertungsverfahrens, um ein günstigeres Verhältnis von Bewertungspunkten und Kosten für Maßnahmen zum Ausgleich zu erreichen, wird abgeraten. Diese Empfehlung basiert auf folgenden Gründen:

Zum einen berücksichtigt die bei diesem Verfahren vorgesehene Bewertung und Bilanzierung von Eingriffen schutzgutbezogen die Lage, Quantität und Qualität der zu bewertenden Flächen und somit auch die Lage, Quantität und Qualität der in Rede stehenden innerstädtischen Flächen. Besonders deutlich wird dies bei der Bewertung des Landschaftsbildes, die unter Berücksichtigung der Landschaftsbildtypen wie z.B.

- Parkanlagen, große Friedhöfe,
 - gründerzeitliche Villengebiete,
 - innerstädtische, offene und geschlossene Block- und Blockrandbebauung,
 - Siedlungsgebiete der Einfamilien- und Reihenhäuser,
 - städtische Großsiedlungsgebiete
- erfolgt.

Zum anderen ergibt sich diese Empfehlung aus der Regelung der landesrechtlichen Eingriffsregelung (für Vorhaben im Außenbereich und Planfeststellungsverfahren) sowie aus der Stellung der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung auf der Ebene der Bauleitplanung im Planungsprozess.

Die landesrechtliche Eingriffsregelung ist bei der Zulassung von Einzelvor-

haben unmittelbar anzuwenden. Sie verpflichtet die Zulassungsbehörde ein nach dem jeweils anzuwendenden Fachgesetz an sich zulassungsfähigen Vorhabens zu prüfen, ob es die Leistungsfähigkeit des Naturhaushalts oder das Landschaftsbild beeinträchtigt. Ist dies der Fall, hat die Zulassungsbehörde im Rahmen der Zulassungsentscheidung dem Vorhabenträger aufzuerlegen, vorhabenbedingte Beeinträchtigungen zu vermeiden und unvermeidbare Beeinträchtigungen zu kompensieren. Dies bedeutet, dass die im Rahmen der Bewertung und Bilanzierung ermittelten Eingriffe in Natur und Landschaft vollständig ausgeglichen bzw. ersetzt werden müssen.

Anders stellt sich die Situation jedoch bei der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung auf der Ebene der Bauleitplanung dar.

Für die Ebene der Bauleitplanung hat der Gesetzgeber ausdrücklich geregelt, dass die Eingriffsregelung nach § 1a Abs. 3 der Abwägung unterliegt.⁴ Aus dem Wortlaut des neuen § 1a Abs. 2 Nr. 2 BauGB ergibt sich eindeutig, dass die Vermeidung und der Ausgleich der zu erwartenden Eingriffe in Natur und Landschaft im Rahmen der Abwägung nach § 1 Abs. 6 BauGB zu berücksichtigen sind.

Der Gesetzgeber hat damit den Belangen von Naturschutz und Landschaftspflege gegenüber den anderen im Rahmen der Bauleitplanung zu berücksichtigenden öffentlichen und privaten Belangen keinen abstrakten Vorrang eingeräumt. Dies gilt gleichermaßen für die Vermeidung und den Ausgleich unvermeidbarer Beeinträchtigungen. Die Belange von Natur und Landschaft müssen sich vielmehr mit den gegenläufigen Erfordernissen der städtebaulichen Entwicklung und Ordnung entsprechend dem ihnen in der konkreten Planungssituation zukommenden Gewicht messen.⁵

Das BVerwG hat allerdings ausgeführt, dass den Belangen des Naturschutzes und der Landschaftspflege eine herausgehobene Bedeutung zukommt. Die Gemeinde hat im Rahmen der Bauleitplanung zum einen darüber zu entscheiden, ob im Plangebiet überhaupt Eingriffe in Natur und Landschaft zu rechtfertigen sind, und zum anderen darüber, ob und in welchem Umfang für - angesichts vorrangiger städtebaulicher Erfordernisse - unvermeidbare Beeinträchtigungen ein Ausgleich zu erbringen ist.⁶ Damit muss sie zum einen die Naturschutzbelange selbst und zum anderen das „Kompensationsinteresse“ im Rahmen der Abwägung berücksichtigen.⁷

Das Abwägungsgebot stellt hohe Anforderungen an die Ermittlung und die Gewichtung der Belange des Naturschutzes und der Landschaftspflege und an die Begründung der städtebaulichen Planung. Mit der Ausgestaltung der Eingriffsregelung wird den Gemeinden ein spezifisches, sowohl bauplanerisch als auch naturschutzrechtlich ausgerichtetes Modell der Konfliktbewältigung vorgegeben.

Eine Zurückstellung der Belange von Naturschutz und Landschaftspflege kommt nur zugunsten anderer gewichtiger Belange in Betracht. Im Einzelfall können sich insbesondere die in § 1 Abs. 5 Satz 2 BauGB aufgeführten Belange als vorrangig erweisen. Hierzu könnte auch die Lenkung der Maßnahmen zum Ausgleich zur Aufwertung innerstädtischer Flächen zählen. Der vorzuziehende Belang ist präzise zu benennen und die Einräumung des Vorrangs zu begründen. Der in § 1a Abs. 2 Nr. 2 genannte Belang des Naturschutzes und der Landschaftspflege darf gegenüber kollidierenden Belangen nicht weiter als erforderlich zurückgestellt werden.⁸

Mit der räumlichen und zeitlichen Entkoppelung von Eingriff und Ausgleich hat sich der kommunale Handlungsspielraum bei der Suche nach geeigneten Flächen und Maßnahmen zum Ausgleich erweitert. Darauf folgt jedoch nicht, dass die Eingriffsregelung als striktes Recht oder Optimierungsgebot zu verstehen ist.⁹ Entscheidend für die Beurteilung ist die Einordnung der berührten öffentlichen und privaten Belange in die konkreten örtlichen Rahmenbedingungen. Im Allgemeinen dürfte jedoch davon auszugehen sein, dass tatsächliche und/oder rechtliche Restriktionen für einen Ausgleich am Ort des Eingriffs oder in seiner unmittelbaren Nähe angesichts der räumlichen und zeitlichen Entkoppelung von Eingriff und Ausgleich nicht ohne weiteres eine Zurückstellung der Belange von Natur und Landschaft ermöglichen. Die Gemeinde dürfte im Rahmen der Abwägung gehalten sein, sofern sie den Eingriff nicht im Geltungsbereich des Bebauungsplans vollständig ausgleichen können oder dies nach der planerischen Konzeption nicht gewollt ist, auch einen Ausgleich außerhalb des Plangebiets in Betracht zu ziehen. Eine Zurückstellung der Belange von Natur und Landschaft dürfte im Ergebnis nur dann abwägungsfehlerfrei sein, wenn wichtige Gründe auch für den Verzicht auf den Ausgleich außerhalb des Plangebiets sprechen.¹⁰

Aufgabe der Eingriffs- und Ausgleichsermittlung im Bauleitplanverfahren ist es, die Abwägungsentscheidung über die durch die Planung betroffenen Belange von Naturschutz und Landschaftspflege vorzubereiten und zu strukturieren¹¹. Zur Ermittlung von Eingriffen in Natur und Landschaft haben Wissenschaft und Praxis eine Vielzahl unterschiedlicher Verfahren entwickelt, die sich methodisch zum Teil erheblich voneinander unterscheiden und entsprechend zu teilweise sehr unterschiedlichen Ergebnissen führen.¹²

Die für die Erfassung und Bewertung von Eingriffen und Flächen bzw. Maßnahmen zum Ausgleich anzuwendenden Verfahren und Methoden sind vom Baugesetzbuch rechtlich nicht festgelegt, sondern können und müssen von den Gemeinden sach- und fachgerecht bestimmt werden. Dies hat das Bundesverwaltungsgericht wie folgt begründet: „... in der Praxis (gibt es) verschiedene Bewertungsverfahren, die zu unterschiedlichen Ergebnissen führen können, weil es auch an allgemein anerkannten einheitlichen rechtlichen Bewertungskriterien fehlt.“¹³ Demnach ist die Gemeinde bei der Aufstellung von Bauleitplänen, die Eingriffe in Natur und Landschaft erwarten lassen, nicht an standardisierte Bewertungsverfahren gebunden. Es steht ihr frei, ein vorhandenes Verfahren anzuwenden bzw. selbst eine eigene Methode zu entwickeln, um den örtlichen Gegebenheiten besser Rechnung tragen zu können. Die Vorinstanz hatte dazu ausgeführt: „Mit den verschiedenen in der Praxis angewandten standardisierten Verfahren zur Festlegung des Kompensationsbedarfs wird zwar eine Objektivierung der Eingriffsfolgen und der notwendigen Kompensationsmaßnahmen versucht. Obwohl diese Verfahren im Ergebnis jeweils einen Zahlenwert auswerfen, enthalten sie in Wirklichkeit keine rechnerisch exakte Bestimmung der Eingriffsfolgen. Es handelt sich jeweils nur um scheinbar mathematische Systeme, denn ihre zahlenmäßigen Grundlagen beruhen im Detail auf größeren Bewertungsspielräumen. ... Wegen dieser Schwächen der Bewertungsmodelle mag ein mathematisch ermitteltes Zahlenwerk einen Anhaltspunkt für die später zu treffende Entscheidung über die Kompensation der Eingriffsfolgen bieten, verbietet dem Satzungsgeber aber nicht eine individuelle Bewertung des schematisch ermittelten Ergebnisses und kann nicht die eigenständig zu treffende Entscheidung ersetzen.“¹⁴

Es ist zu unterscheiden zwischen rein verbal-argumentativen und quanti-

fizierend vorgehenden Bewertungs- und Bilanzierungsverfahren. Die unterschiedlichen quantifizierenden Verfahren, zu denen auch das für die konkreten Leipziger Verhältnisse entwickelte Leipziger Modell gehört, enthalten in der Regel den methodischen Schritt der Indikatorenbildung und bieten so Ansätze zur Entlastung des Planungsprozesses durch eine selektive Bestandserhebung, Eingriffsbewertung und Ausgleichsbilanzierung der für Naturschutz und Landschaftspflege relevanten Faktoren. Zugleich suggeriert die rechnerische Ermittlung des Ausgleichsbedarfs jedoch pseudomathematische Vollständigkeit und Objektivität. Dagegen ist der Schritt der Operationalisierung der eingriffserheblichen Faktoren bei der verbal-argumentativen Vorgehensweise in jedem Fall neu zu bearbeiten.

Unabhängig davon, welches Verfahren die Stadt Leipzig für die Bewertung und Bilanzierung von Eingriffen in Natur und Landschaft anwendet, hat die Bewertung und Bilanzierung anhand von naturschutzfachlichen Kriterien zu erfolgen. Dabei sind die besonderen innerstädtischen Verhältnisse insoweit zu berücksichtigen, als das sie eine entsprechende Lage, Quantität und Qualität aufweisen.

Ein möglicher Verzicht auf einen (teilweisen) Ausgleich, um den übrigen Ausgleich auf innerstädtischen Flächen bei verhältnismäßig hohen Kosten durchführen zu können, kann nur im Rahmen der Abwägung erfolgen.

Anrechenbarkeit der Grunderwerbskosten bei der Ermittlung der Kosten für den Ausgleich
Es wurde die Frage aufgeworfen, ob und ggf. in welchem Maße Grunderwerbskosten anrechenbare Kosten des Ausgleichs sein können.

§ 135a BauGB beinhaltet das Verursacherprinzip der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung¹⁵. Nach § 135a Abs. 1 BauGB hat der Vorhabenträger die auf dem Baugrundstück festgesetzten Maßnahmen zum Ausgleich durchzuführen. Soweit Flächen und Maßnahmen zum Ausgleich an anderer Stelle als am Ort des Eingriffs festgesetzt bzw. festgelegt worden sind, soll die Gemeinde diese anstelle und auf Kosten der Vorhabenträger oder der Eigentümer durchführen und auch die hierfür erforderlichen Flächen bereitstellen, sofern dies nicht auf andere Weise gesichert ist. Eine anderweitige Sicherung besteht insbesondere im Abschluss eines städtebaulichen Vertrags.

Im Fall eines Ausgleichs an anderer Stelle geht die Gemeinde in Vorleistung, soweit sie vertraglich keine anderweitigen Vereinbarungen trifft. Die Bereitstellung der Flächen und die Durchführung der Maßnahmen zum Ausgleich erfolgt nach dem Modell der Ersatzvornahme, ohne dass allerdings eine primäre Pflicht des Vorhabenträgers oder Grundstückseigentümers zur Durchführung der Maßnahmen zum Ausgleich besteht. Die Gemeinde erhebt den Kostenerstattungsbetrag beim Verursacher des Eingriffs, und sofern der Eingriff zulässig war, aber noch nicht erfolgt ist, beim Grundstückseigentümer bzw. schließt entsprechend vertragliche Vereinbarungen ab.

Der erstattungsfähige Aufwand, d.h. die Kosten, die der Verursacher des Eingriffs zu zahlen hat, umfasst nach § 135a Abs. 3 Satz 2 BauGB

- ↳ den Aufwand für die Maßnahmen zum Ausgleich einschließlich
- ↳ des Aufwands für die Bereitstellung der Grundstücke¹⁶.

Gemäß § 135c Nr. 2 BauGB kann die Gemeinde in der Kostenerstattungssatzung den Umfang der Kostenerstattung nach § 135a BauGB regeln; dabei ist § 128 Abs. 1 Nr. 1 und 2 Satz 2 entsprechend anzuwenden. In der Muster-

satzung der Kommunalen Spitzenverbände erfolgt dies in § 2 Abs. 3.

Die Gestaltung der Maßnahmen zum Ausgleich ergibt sich nach § 2 Abs. 3 aus den Festsetzungen des Bebauungsplans in Verbindung mit den in der Anlage dargestellten Grundsätzen. Der Bebauungsplan und die Ergänzungssatzung können im Einzelfall von den in der Anlage beschriebenen Grundsätzen Abweichungen vorsehen. Hat die Gemeinde Grundsätze im Sinne von Standards für die Ausgestaltung von Maßnahmen zum Ausgleich geregelt, braucht der Bebauungsplan nur die allgemeinen Festsetzungen für Maßnahmen zum Ausgleich enthalten; sie erfahren dann ihre Präzisierung durch die Satzung.

Zu den erstattungsfähigen Kosten nach § 2 Abs. 2 der Mustersatzung gehören die Kosten für

- die Ausgleichsmaßnahmen einschließlich ihrer Planung, Fertigstellungs- und Entwicklungspflege und
- den Erwerb und die Freilegung der Flächen für Ausgleichsmaßnahmen.

Dazu gehört auch der Wert der von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Flächen im Zeitpunkt der Flächenbereitstellung. Hier können die Kosten für den Erwerb oder der Wert der von der Gemeinde aus ihrem Vermögen bereitgestellten Flächen im Zeitpunkt der Flächenbereitstellung in Ansatz gebracht werden.

Grunderwerbskosten sind somit anrechenbare Kosten für Maßnahmen zum Ausgleich. Voraussetzung für die tatsächliche Anrechnung ist, dass der Grunderwerb und die dafür entstehenden Kosten ursächlich für die durchgeführten Maßnahmen zum Ausgleich sind.

Maßnahmen zum Ausgleich und temporäre Nutzungen

Der Stadtumbau beinhaltet neben der Durchführung von Rückbaumaßnahmen die Aufwertung der bestehenden Quartiere, die zu einem wesentlichen Teil durch eine Verbesserung der Grünausstattung erreicht werden kann. Da Haushaltsmittel der Stadt für diesen Bereich nicht oder ggf. nur in geringem Umfang zur Verfügung stehen, kommen als anderweitige Finanzierungsquellen das Förderprogramm Stadtumbau Ost, wobei die Stadt hier auch einen Eigenanteil von einem Drittel zu tragen hat, sowie die naturschutzrechtliche Eingriffsregelung, die vom Verursacher des Eingriffs die Tragung der für die Herstellung der Kompensationsmaßnahmen erforderlichen Kosten verlangt, in Betracht.

Soweit das Stadtumbaukonzept für bestimmte Flächen auf Dauer eine nicht-bauliche Nutzung vorsieht, können diese Flächen als Flächen zum Ausgleich in Betracht kommen, soweit sie naturschutzfachlich für einen Ausgleich geeignet sind. Diese Kompensationsmaßnahmen können aus der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung auf der Ebene der Bauleitplanung sowie der landesrechtlichen Eingriffsregelung für Vorhaben im Außenbereich nach § 35 BauGB und Planfeststellungsverfahren resultieren.

Sieht das Stadtumbaukonzept für bestimmte Flächen dagegen (zunächst) nur vorübergehend eine nicht-bauliche Nutzung vor, beurteilt sich die Situation anders.

Die Stadt Leipzig arbeitet seit dem Jahre 1999 in den Stadtumbaugebieten mit privaten Eigentümern zusammen. So wurden in einer Vielzahl von Fällen öffentlich-rechtliche Verträge abgeschlossen, die sowohl den Abbruch von baulichen Anlagen als auch die anschließende Gestaltung der freigelegten Fläche und schließlich die Überlassung der gestalteten Flächen zur öffentlichen Nutzung beinhaltet (sog. Gestattungs- oder Zwischennutzungsvereinbarung).

Städtebauliche Schwerpunkte der Vertragsabschlüsse liegen zum einen in der Gestaltung von Blockinnenbereichen, zum anderen in der Gestaltung ehemals industriell genutzter Brachen und schließlich in der Gestaltung von Baulücken. Soweit es sich also bei diesen Gestattungsverträgen um vertragliche Vereinbarungen zur Zwischennutzung von Flächen handelt, können diese nicht mit der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung auf der Ebene der Bauleitplanung und der landesrechtlichen Eingriffsregelung verknüpft werden.

Der Ausgleich von Eingriffen in Natur und Landschaft darf nicht zeitlich befristet in der Stadtbaukulisse erbracht werden. Zwar findet sich eine ausdrückliche Aussage in der gesetzlichen Regelung nicht. Jedoch wird aus der naturschutzfachlichen Logik heraus in der Fachdebatte ganz durchgängig davon ausgegangen, dass Maßnahmen zum Ausgleich auf Dauer angelegt sein müssen. Mittelbar ergibt sich das Gleiche aus den strengen Anforderungen, die die Rechtsprechung an die Verfügbarkeit und Sicherung von Flächen zum Ausgleich stellt.

Deutlicher wird dies bei der Alternative des Ausgleichs auf von der Gemeinde bereitgestellten Flächen. Während die Literatur nach Inkrafttreten des BauGB 1998 zumindest teilweise davon ausging, dass der Ausgleich in dieser Alternative dann erbracht werden kann, wenn die Flächen im Eigentum der Gemeinde stehen oder diese Flächen langfristig (etwa 25 Jahre) durch Pacht gesichert sind. Mit der zwischenzeitlich ergangenen Rechtsprechung wird man die Sicherung des Ausgleichs auch auf langfristig gesicherten Pachtflächen nicht mehr empfehlen können.¹⁷

Anmerkungen

1 Überarbeitete und aktualisierter Auszug aus: Stadt Leipzig, Stadtplanungsamt (Hrsg.), Leipzig 2030. Forschungsbericht im Rahmen des Ideenwettbewerbs Stadt 2030 gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, Kap. X.2 Schäfer, Rudolf/Lau, Petra: Der Einsatz baurechtlicher Instrumente im Stadtbau, S. 112ff.

2 Baugesetzbuch (BauGB) i.d.F. der Bekanntmachung vom 27. 08. 1997 (BGBl. I S. 2141, 1998 I, S. 137), zuletzt geändert durch Art. 1 des Gesetzes zur Anpassung des Baugesetzbuchs an EU-Richtlinien (Europarechtsanpassungsgesetz - EAG Bau) vom 24. 06. 2004 (BGBl. I S. 1359).

3 Ministerium für Stadtentwicklung, Wohnen und Verkehr des Landes Brandenburg (Hrsg.), Schäfer, Rudolf / Lau, Petra (Bearbeiter), Rechts- und Verfahrensinstrumente beim Stadtbau. Ergebnisse eines Planspiels, S. 16.

4 Vgl. dazu BMVBW (Hrsg.), Leitfaden zur Handhabung der naturschutzrechtlichen Eingriffsregelung in der Bauleitplanung im Rahmen des ExWoSt-Forschungsvorhabens „Naturschutz und Städtebau“ des Bundesministeriums für Verkehr, Bau- und Wohnungswesen, Bearbeiter: Schäfer/Lau/ Specovius, S. 21f.

5 BVerwG, Beschluss vom 31.01.1997 - BVerwG 4 NB 27.96 - (VGH Mannheim), in: ZfBR 1997, 316 (317).

6, 7, 8 vgl. Anmerkung 5 a.a.O.

9 Von Heyl, Praxisbericht zur Eingriffs-/Ausgleichsproblematik in der Bauleitplanung, Vortrag am 06. 10. 1999 beim Institut für Städtebau und Wohnungswesen München, S. 3.

10 Zur „salvatorischen Abwägung“ und zu „worst case Unterstellungen“ vgl. von Heyl, Ökologische Festsetzungen zur Wahrung der Belange des § 1 Abs. 5 Nr. 7 BauGB insbesondere der Energieeinsparung und des Naturschutzes, in: BauR 1997, S. 232 (237f.).

11 Vgl. Anmerkung 4 a.a.O S. 36ff.

12 Vgl. Anmerkung 4 a.a.O., S. 36, Fn.88.

13 BVerwG, Beschluss vom 23.04. 1987 - 4 NB 13.97 (OVG Münster), in: ZfBR 1997, S. 261.

14 OVG Münster, Urteil vom 05. 12. 1996 - 7a D 23/95.NE-.

15 Vgl. Anmerkung 4 a.a.O. S. 90.

16 Vgl. Anmerkung 4 a.a.O, S. 92.

17 Vgl. z.B. OVG Lüneburg, Urteil vom 17. 12. 1998 - 1 K 4008/97 -, BRS 60 Nr. 5; OVG Lüneburg, Urteil vom 05. 04. 2001 - 1 K 2758/00 -, BauR 2001, 1546ff.; BVerwG, Urteil vom 19. 09. 2002 - 4 CN 1.02 - m.w.N., abgedruckt in: Messerschmidt/Schumacher, Bundesnaturschutzrecht-Entscheidungen.

Seamus Wallace Filor, *1942, Diploma in Architecture, Oxford Polytechnic, 1967; Diploma in Landscape Architecture, Edinburgh University, 1970. 1971-2000 Lecturer / Senior Lecturer in Landscape Architecture, Department of Architecture, University of Edinburgh; 1980-82 School of Environmental Design, King Abdulaziz University, Jeddah, as Assoc. Professor; 1988 School of Environmental Design, Canberra College of Advanced Education, as Visiting Fellow; 1995-2000 Edinburgh College of Art, School of Landscape Architecture, to MLA Course; took early retirement from this position; 2000- Lecturer (part time) Edinburgh College of Art as Coordinator MLA Course and Design tutor MLA2.

I first met Jurgen at a design symposium in the TU Berlin in 1983. He led a Berlin group, I one from Edinburgh, in a workshop organised to transform the area around Martin-Gropius Bau. As a result of our close working on this project, he came on a short sabbatical to Edinburgh in the Spring of 1985 (I think that was the date). Much of his time was spent learning English at the University, which he practised on myself and my partner, Christine, staying in our top floor tenement flat, cooking Berlin hamburgers (bulletin?). and treating us to exquisite German wine. (A culinary education for us). Our lasting memory of Jurgen from this period is his rapid adaptation to British understatement. When asked an opinion the invariable reply was 'Not so bad.' The only exception to this was his judgement on Warrington New Town, which was classed as 'the best'. We wish him a happy and productive retirement.

„Park André Citroën” originally publisher in Prospect: the quarterly journal of The Royal Incorporation of Architects in Scotland, Winter 1996.

Seamus Filor

Parc André Citroën

This 15 hectare park is located in the 15th Arrondissement of Paris on the site of the former Citroën car factory. This was acquired by the city authorities when production ceased in 1970. The park is the central focus of a major redevelopment, which includes 2500 flats, commercial and office space, hotels, two schools, a hospital and underground parking for some 600 cars. Following an international competition in 1985, the judges asked two teams to collaborate on the final design. This incorporates the best features for each scheme. The landscape architect Alain Provost was appointed design-co-ordinator, to work with the landscape architect Gilles Clement and the architects Jean-Paul Viguier, Jean Francois Jodry and Patrick Berger.

The park lies on the south bank of the Seine, cut off from it by road and railway. The main axis is south east to north west. The rather pompous competition brief required that „the aesthetics of this park should reflect the influence of Paris, both in France and abroad, and above all should imprint upon garden history a hallmark truly representative of contemporary trends. Our aim should be to offer residents of this new neighbourhood a pleasant setting but also to confer upon the park an original personality and a stylistic unity worthy of a great modern metropolis.” The design reflects the contextual aspects of the brief by echoing similar public spaces along the Seine, such as the Champ de Mars and Les Invalides. Four themes are then developed by the designers in organising the spaces and elements of the park – artifice, architecture, movement (or metamorphosis) and nature. These are intended to progress legibly in sequence from the built city to the more natural river setting. Two extensions to the east and south infiltrate the built development, to integrate the park with the surrounding neighbourhood.

The park core is a rectangular space set at right angles to the river. It is enclosed on the other three sides by new development, housing on the north east and south east and commercial on the south west.

In essence the design is controlled by a strong central axis. This is composed of a 300 x 100 m irrigated lawn, set between the proposed riverside promenade to the north west and two imposing Wintergardens on the south east. The glazed greenhouses are set on a raised podium, enclosing a computer controlled fountain. More than 500 water jets are co-ordinated in 35 sequences, giving constantly changing patterns and sounds. A sloping stone paved piazza joins the Wintergarden terrace to the central lawn. The symmetrical groves of magnolia grandiflora which flank the piazza, give way to the asymmetrical edges of the lawn – a formal water canal next to the office buildings, and blocks of clipped beech trees bordering the serial gardens, which front the housing. The lawn is entirely surrounded by a 2 m wide canal, bridged only at two points by a north-

south running diagonal path. The apparent whimsy of this line is justified as it picks up a desire line between shops and metros. Apart from a straggle of trees along the path, the lawn is unadorned, free for sunbathing, picnics and informal ball games.

The scale of this central grass area can seem rather daunting. It does, however, act as a successful hinge between the four contrasting edges – the Seine, the Wintergardens forecourt, the small scale theme or Serial gardens, and the massive mirror-walled offices. It is when seen as a setting for the latter that the large scale is best appreciated. Without this simple mitigating plane the contrasting architectural forms of the flanking offices and housing would sit uncomfortably together. Instead the lawn provides a large scale setting for the one, and the blocks of fastigate beech complement the smaller scale of the other. Seven polished stone nymphs – „the haunts of water nymphs” – provide access across the canal to the Metamorphic garden and the offices. They are echoed on the other side of the lawn by small glass houses, which overlook the six Serial gardens.

These Serial gardens are based on the alchemistic transformations of base metal into gold, sequentially representing a different metal. Each is also associated with a colour, a day of the week, a human sense, a planet and a water aspect. The blue Garden, for example, represents copper, Venus, Friday, rain and the human sense of smell. The gardens sit some 2 m below the greenhouse viewpoints. Ramps at right angles to the buildings, connect this upper level to the lawn area, and act as dividing walls between each garden. They also incorporate water cascades. As mentioned earlier, square blocks of fastigate beech trees terminate the gardens next to the lawn, reinforcing their more intimate scale and functional relationship with the housing.

The Garden of Movement lies on the northern end of the Serial Gardens. The core of this is a carefully manipulated wilderness, where the design evolves in partnership with nature. On the periphery it becomes more gardenesque, with native plants contrasting with exotic ones.

The two eastern and southern extensions contrast in function and character. The smaller, White Garden, is the only area in the entire park specifically designed for active recreation. The small, walled planted area is surrounded by a hoggin surfaced area where boules, ball games, table tennis and cycling are encouraged. In contrast the larger, more formal Black garden to the south exploits changes of levels around a central sunken area. This heart contains the „black” plants.

Peter Wilson, closing a recent talk in Edinburgh by Alain Provost, pinpointed the contrast in design unity between Parc Citroën and our own urban parks, specifically Princes Street Gardens. There are probably two main reasons for this – cultural and economic. How many professional British designers would build so much metaphor into their projects; and if they did, how many would expect the park users to perceive or identify with them. The capital budget for Parc Citroën has been quoted at £35 million pounds, a pipe dream for British park designers pre-lottery. More tellingly, however, is the revenue side. Some 35 full time gardeners and 10 full time security guards ensure the quality of Parc Cit-

roën is maintained. Contrast this with Edinburgh, where 10 gardeners and two security staff cover Princes Street. If we are to ever achieve this quality in our cities, it is the revenue aspect which really needs to be addressed. Sadly, lottery and Millennium money cannot yet be assigned for this important element of the landscape design process. Without an adequate annual maintenance budget, and skilled horticultural care even the best of park designs will rapidly deteriorate.

Leonid Lavrov, Prof. Dr. Leiter des Fachbereiches für architektonisches Entwerfen, Staatliche Universität für Architektur und Bauwesen Sankt Petersburg.

Ende der 1980er Jahre haben wir uns erstmals mit Jürgen Wenzel im Flughafen Leningrad getroffen. Dann haben wir zusammen die Landschaften von Leningrad studiert, und später – die Stadtbilder von Berlin. Ich bin froh, dass unsere Studenten auch die Gelegenheiten bekommen, die Besonderheiten von diesen Städten kennen zu lernen. Jürgen Wenzel hat uns gezeigt, was aus Wassermelonen und Sekt zu bekommen möglich ist. Später habe ich Bekanntschaft mit Viktor-Wassilij gemacht. Ich freue mich, dass unsere Kontakte seit vielen Jahren existieren und hoffe, dass sie beiderseitig interessant und produktiv waren.



Leonid Lavrov

Die Stadtlandschaft von Leningrad / Sankt Petersburg 1990 - 2000

Eine Erinnerung aus dem Anfang der 1990er Jahre in der Stadtmitte von Leningrad. Die große Schlossbrücke über den Neva-Strom: ich darf die ganze Breite der Brücke ohne Störungen überqueren. Es gibt kaum Straßenverkehr, die Autos stehen zuhause, ohne Benzin. Die Straßen sind leer, nur wenige Lampen werfen ein schwaches Licht, der Putz an den Fassaden der Häuser bröckelt ab. Der Engel an der Spitze der Peter-Paul-Kathedrale hat seine hohe Position verloren – er wartet auf Sanierung ... Die Stadt erlebt die Prüfung der Armut.

Anfang der 2000er. Wieder darf ich diese Brücke kreuzen. Einige Autos stören mich, weil sie sehr eng stehen, aber sie stehen bewegungslos im großen Stau. Die Staus an den Brücken, am Kai, an den wichtigen Straßen sind jetzt für die Stadtlandschaft von Sankt Petersburg typisch. Um mehr Platz für Autos in der Stadtmitte zu schaffen, hat man die Bäume an den Flussufern meist vernichtet.

Typisch sind auch zahlreiche Schilder mit aggressiver Werbung, farbige Aufschriften an den Bussen, strahlende Schaufenster der neuen Geschäfte in der Stadtmitte. Diese Bilder erinnern an Moskau, Kalkutta, Kairo – es sind Zeugnisse der Entwicklung von Sankt Petersburg als eine der Metropolen der entwickelnden Länder.

Aber – die Schwerpunkte in der Landschaft der Stadtmitte sind noch immer die historisch wertvollen Baudenkmäler. Wie früher, bilden die prächtigen Bauten von Barock und Klassizismus umfangreiche städtebauliche Komplexe an der Ufern der Neva, kleineren Flüssen und Kanälen, an den Straßen in der Stadtmitte.

Die Häuser, die wir jetzt dort noch sehen, haben schon am Anfang des vorherigen Jahrhunderts eine komplizierte Etappe überlebt. Um die Jahrhundertwende wurden mehrere klassizistische Bauten im Stadtkern mit vielstöckigen Banken und reichen Miethäusern ersetzt, was die ursprüngliche Landschaft verändert hat. Nach der Oktoberrevolution in Russland, mit der Verlegung der Regierungsfunktionen nach Moskau, hatte die Stadt kein Geld und keinen wirtschaftlichen Grund mehr für einen weiteren Umbau gehabt. Die städtebauliche Situation in der Stadtmitte hat sich fast konserviert. Nur Ende der 1970er Jahre hat die Öffentlichkeit lokale Störungen durch den Bau der neuen mehrstöckigen Hotels ‚Sovejetskaja‘ und ‚Leningrad‘ kritisiert.

Nun, heute ist die (post-?) kapitalistische Industrialisierung wieder da, und die Probleme der Erhaltung der historischen Stadtlandschaften haben sich wieder verschärft. Glücklicherweise sind das Komitee für Denkmalpflege, auch die Bürgerinitiative in Sankt Petersburg, heute relativ aktiv, und radikale Änderungen des Stadtgesichtes wie ehemals unmöglich. Trotzdem, die Stadtbürger und die Fachleute diskutieren über die Beispiele gegenwärtiger Archi-

tektur, die auf einzelnen, früher nicht bebauten Parzellen entstanden sind. Man diskutiert z. B. die Möglichkeiten, moderne Baustoffe und Baukonstruktionen für der Gestaltung der Neubauten in der historischen Umgebung zu nutzen. Mehr Aufmerksamkeit erregen die Aufstockung existierender Bauten und die Höhe der Neubauten im Vergleich zur existierenden Bebauung. Dieser Prozess erinnert in Sankt Petersburg an die zweite Hälfte des neunzehnten bis Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts, als viele Wohnviertel in der Stadt von zwei bis drei Etagen auf vier oder fünf aufgestockt wurden. Heute sind die höheren Preise für Immobilien mit schönem Panoramablick vom Fenster aus starke Gründe für solche Änderungen. Die neue Mansarden bringen eine neue Note in die historische Melodie der Sankt Petersburger Architektur, die manchmal falsch ist. Die Komitee für Denkmalpflege hat vor Gericht sogar einige Prozesse wegen Missbrauchs der Baugenehmigungen angestrengt, mit der Forderung, die illegalen Aufstockungen zu liquidieren. Aber dennoch kann man heute solche negativen Beispiele an der Hauptstraße oder an der wichtigen Plätzen noch sehen.

Auch die Vorschriften zur Höhe von Neubauten, die entlang der Straßenfassaden im Stadtkern nicht höher als 23,50 Meter sein dürfen, liegen doch höher, als früher in Alt-Petersburg vorgeschrieben war.

Die historische Stadtmitte ist heute der schönste, aber doch kleinere Teil des ganzen Sankt Petersburg – Wohnort für nur zwanzig Prozent der Stadtbürger. Vier von fünf haben dagegen Wohnungen in jenen Randgebieten, welche in der Sowjet-Zeit in Leningrad gebaut wurden. Das ist das Ergebnis der Realisierung der damaligen sozialen Programme zum Kampf gegen die Wohnungsnot. Die Familien haben die Wohnungen hier meistens kostenlos vom Staat bekommen.

Die Änderungen der heutigen Zeit sind hier meistens in den örtlichen öffentlichen Zentren neben den U-Bahn-Stationen zu sehen: neue Pavillons für den Einzelhandel, Kioske, Parkplätze. Aber in der Stadtsilhouette herrscht, wie früher, die Großwohnblockbebauung – bis Mitte der 1960er Jahre hatte man hier noch fünfgeschossige Häuser, später dagegen ausschließlich Mehrfamilienhäuser mit neun bis sechzehn Geschossen gebaut. Diese Dimensionen entsprechen den Berechnungen der Ökonomen, die Architekten hatten keinen Einfluss.

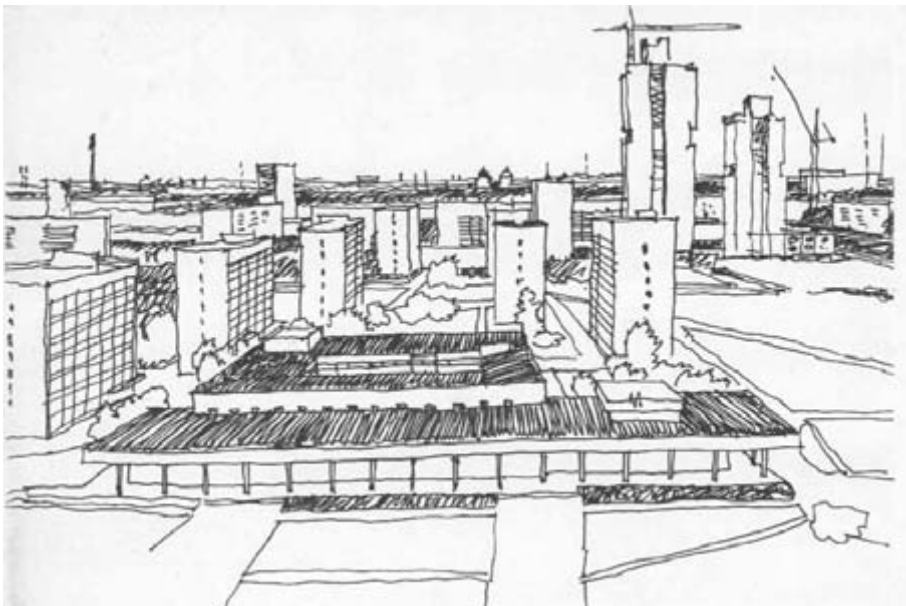
Diese riesigen Massive von mehrstöckigen Bauten umfassen große Teile der Territorien der Stadt, deren Landschaften von ihrer Monotonie geprägt sind.

Man hat früher gemeint, dass diese Wohnhäuser mit zwölf bis sechzehn Geschossen ein besonderer Typ und ein Produkt der Großbauplatten-Industrie seien. Anfang der 1990er Jahre stellte man sich vor, dass mit dem Übergang zum freien Wohnungsmarkt diese Typen nicht weiter gefragt sein würden. Heute spielen die ehemaligen Baukombinate tatsächlich keine wichtige Rolle mehr, und andere Bautechnologien haben führende Positionen bei der Wohnbauproduktion übernommen. Die Familien können Wohnungen nur am freiem Immobilienmarkt kaufen. Mit anderen Worten, die Situation bei der Produktion der Wohnungen hat sich vollständig verändert. Es gibt heute in Sankt Petersburg ein paar Neubaugebiete, die mit drei- bis viergeschossigen Reihenhäusern und Stadtvillen bebaut wurden.

Trotzdem entstanden, wie früher, in Sankt Petersburg jährlich ca. zwei Mil-

lionen Quadratmeter Wohnfläche meistens in zwölf- bis achtzehngeschossigen Wohnvierteln. Das ist eines der Phänomene des russischen Wohnungsmarktes – Wohnungen in Großblöcken sind sehr gefragt. Ein anderes Phänomen dieses Marktes liegt darin, dass ein Quadratmeter Wohnfläche in Sankt Petersburg etwa das Fünffache eines durchschnittlichen Einkommens kostet, und, trotzdem, die Neubauten gut gefragt sind. Es ist nicht klar, woher das Geld kommt. Es ist aber auch nicht klar, welche Typen von Wohnhäusern in ein paar Jahren gefragt sein werden.

Offen bleibt, wie lange diese Situation noch bestehen wird – und welche neue Landschaften für Sankt Petersburg in Zukunft charakteristisch sein werden.



Valery A. Nefedov, Prof. Dr., *1949. Professor of Architecture, urban planning and landscape architecture; Director (Dean) of Architectural Institute of Saint-Petersburg State University of Architecture and Civil Engineering. Practical architect in urban landscape design and architecture. 1973 Graduated from Saint-Petersburg Institute of Civil Engineering, Dipl.-Arch. 1973 - 1976 Practical architect in Project Institute of dwelling houses reconstruction. 1976 - 1979 Post-Graduated Studies, Master of Architecture; 1980 - 1983 Assistant, Department of Urban Planning Saint-Petersburg Institute of Civil Engineering; 1984 Scientific work at the University of Rome, Italy; 1984 - 1991 Assistant Professor, Department of Urban Planning, SPICE. 1991 - Lecturer and visiting Professor a. o. Venice/Italy, College of Architecture, University of Nebraska/Lincoln, U.S.A., University of Nantes/France, BTU Cottbus, National Higher School of Gardening and Landscape Architecture Angers/France, Clemson University and University of Maryland/U.S.A. 2002 Author of the book 'Landscape design and environment sustainability'.

Of course, some of my strongest impressions of Berlin's landscape are related to radical changes, happened last decade in front and after millennium. Explosion of urban space with new scale on Potsdamer Platz and conserved lime trees along Potsdamer Straße, carefully protected level underground water to guarantee normal conditions for Tiergarten Park, large scale transformation of Berlin into Wasserstadt – all these events and processes of qualitative changes in urban landscape became already past pages of the city memory.

Different feelings, connected with the people, participated and influenced by this process are deeply in the mind, including warm atmosphere of professional and human conversations with landscape architect Jürgen Wenzel in Berlin.

Looking back to the role of generation of various countries landscape architects, like Inga Barsova and others in Russia for us, who is teaching and doing anything by hands on the ground in modern landscape is very significant to keep as possible deeply, in spite of all economical troubles, existing previously main human orientation and cultural sense of all activities, because of responsibility in front of future generations.

Inna Köhler, geb. Petrova, *1967. Diplom als Spezialistin für physikalische Geographie an der Staatlichen Universität Leningrad. Mitarbeiterin in der Forschungsgruppe für Umweltmonitoring in historischen Parkanlagen und deren Umgebung im Auftrag des Stadtrates und des staatlichen Umweltschutzkomitees der Städte Puschkin und Pavlovsk. Lebt in Berlin.

Susanne Arnold, *1963, studierte im Anschluss an eine Lehre im Garten- und Landschaftsbau an der TU Berlin Landschaftsplanung. Nach dem Diplom 1993 arbeitete sie zunächst als freie Mitarbeiterin in verschiedenen Planungsbüros, zwischen Berlin und St. Petersburg pendelnd. Seit 2000 Gesellschafterin der Firma Klatschmohn in Berlin – Treptow.

Inga Barsova

Deutsche Zusammenfassung des Artikels von Valery Nefedov: ‚Inga Barsova (1918-1995)‘ aus der Buchveröffentlichung ‚Architekten über Architekten‘, Sankt Petersburg, 1999

Inga Barsova hat sich als Professorin für Landschaftsplanung und Architektur der Hochschule für Bauwesen Leningrad schwerpunktmäßig mit der Gestaltung der Gärten und Parks beschäftigt. Für ihre Studenten war sie besonders wegen ihrer Energie, ihrem Professionalismus, ihrer Fähigkeit über Altersgrenzen hinweg zu kommunizieren und – nicht zuletzt – ihrem Charme geliebte Lehrerin.

Inga Barsova wurde im Jahre 1918 geboren. Ihre Jugend war von einer Zeit der Repressalien geprägt. Der innige Wunsch, sich mit der von oben vorgegebenen, offiziellen Meinung nicht zu begnügen, entstand schon in jenen Jahren. Die Berufswahl Architektin war für sie die Möglichkeit, eine bessere, harmonischere Welt zu gestalten. Überzeugung und Zielstrebigkeit gaben ihr die Kraft, alle Schwierigkeiten des Lebens zu überwinden.

Nach dem Abschluss des Hochschulstudiums im Jahr 1941, musste sich Inga Barsova, anstatt mit der friedlichen Gestaltung von Gebäuden, mit Bauten zur Verteidigung von Leningrad befassen. Als sie während des zweiten Weltkriegs Schützengräben anzulegen hatte, besaß sie den Mut, tagelang zwischen weit auseinanderliegenden Bezirken hin- und herzureiten. Im Bezirk Sluzk begann dabei in der einzigartigen Gartenanlage Pavlovsk für sie die nicht leichte Arbeit des Schutzes und der Erhaltung historischer Erbschaften in Petersburger Vororten. Dieser Aufgabe widmete Inga Barsova ihr ganzes Leben.

Nach 1945 Inga Barsova hat sich am Wiederaufbau der Stadt beteiligt. Im Jahr 1946 begann sie im Institut für öffentlichen Bau und Wohnbau über die Rekonstruktion von Plätzen zu arbeiten (Kirov Platz; Stachek Platz).

Ihre Projekte wurden zunehmend komplexer, da sie sich sowohl mit Bauten für Kultur, Sport als auch mit Wohnungsbau beschäftigte.

Parallel zur Arbeit nahm Inga Barsova 1949 den Unterricht in der Lehranstalt für Kunst und Architektur auf und nach zwei Jahren an der Fachhochschule für ‚Grünes Bauen‘. Die lebendige Arbeit mit den Studenten entsprach ihrer Natur. 1960 wurde sie Hochschullehrerin. Während ihrer dreißigjährigen Hochschultätigkeit ging sie den Weg von der Assistentin bis zur anerkannten Professorin in der Hochschule für Bauwesen von Leningrad.

Die wunderbare Gabe der Pädagogik, die Fähigkeit, den großen Umfang des Materials sicher zu handhaben, machten ihre Vorlesungen über Parks und Gartenkunst, Landschaftsplanung und Umweltschutz zu einem Erlebnis. Sie war fähig, selbst den gleichgültigsten Zuhörer mitzureißen. Oft

ging der Unterricht über den Rahmen des gewöhnlichen Lernprozesses hinaus. Hier wurden mit ihrer Unterstützung die Projekte von der Anlage der landwirtschaftlichen Siedlung bis zur großen Stadt entwickelt.

Ihr Ruf reichte weit über ihre eigene Hochschule hinaus. Sie wurde oft nach Berlin (TU) und nach Frankfurt am Main (FU) eingeladen.

Ihre wissenschaftliche Arbeit war mit der pädagogischen Tätigkeit eng verbunden.

Das umfangreiche und bisher kaum erforschte Gebiet ehemaliger adliger Besitztümer, in denen Natur und Gartenkunst direkt miteinander verbunden sind, wurde Grundlage ihre Dissertation (1972). Das Thema hat die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit und der Kommission für Denkmalschutz erregt. Inga Barsova hat hierzu viel veröffentlicht. Ihr Wunsch war es, die Gärten in die touristischen Entwicklungen einzubinden, damit die alten Parks zu neuem Leben erwachen.

Zwischen 1975 und 1983 begann Inga Barsova, sich mit dem Problem des Umweltschutzes auseinander zu setzen. Sie nahm als Expertin bei Besprechungen über die komplexesten Projekte des Nord-West Regionen Rußlands teil. Sie beteiligte sich aktiv an wissenschaftlichen Konferenzen, nicht nur der Architektenvereinigungen, sondern auch der geographischen Gesellschaft der UdSSR. Das Eindringen in sich überschneidende Gebiete der Wissenschaft war der Ausgangspunkt ihrer Forschungen. Sie beschäftigte sich mit der Ferndiagnostik und neuen Methoden der Landschaftsanalyse und Landschaftsprognose. Ende der 80er Jahre veröffentlichte sie umfangreiche Arbeiten über ökologische Konfliktregionen.

Bei allen Verdiensten Inga Barsovas wurde das bedeutendste Werk ihres Lebens die Gestaltung der wissenschaftlichen Schule für Landschaftsplanung an der Hochschule für Bauwesen von Leningrad. Wie eine sorgsame Gärtnerin, die mit viel Kraft und Geduld an ihre Pflanzen geht, hat sie die jungen Wissenschaften und ihre zwanzig Doktoranden gezüchtet. Sie gab ihnen ihre Kenntnisse, ihre Seele, ihr Herz und verteilte ihre zahlreichen Nachfolger über ganze Russland: in den Kaukasus am schwarzen Meer, an die Wolga, in das östliche Sibirien, nach Turkmenien. Ihre Nachfolger haben in diesen Bezirken neue wissenschaftliche Schulen aufgebaut.

Alle, die mit Inga Barsova gearbeitet haben oder in Kontakt gewesen sind, werden diese talentierte Landschaftsarchitektin, begabte und engagierte Hochschullehrerin nie vergessen.

Susanne Arnold

Deutsch-Russische Begegnungen

Leningrad. Das klang nach Verheißung. Sankt Petersburg – ein Mythos. Da musste man einfach hin! In der deutschen Nachwendezeit standen die Herzen noch weit offen für alles auch jenseits der Oder.

Eine Möglichkeit in diese Stadt zu gelangen ergab sich Ende September 1991 durch das Wahlpflichtfach 'Der neue Mensch' in Form einer vierzehntägigen Exkursion mit Professor Jürgen Wenzel. Mit gut dreissig Teilnehmern war die Veranstaltung gerade noch überschaubar, aber - man war dabei! (In einem geburtenstarken Jahrgang kann man sich gegen Ende des Studiums auch bei solchen Gruppengrößen durchaus zurecht finden.)

Aufgrund der Moskauer Ereignisse im August 1991, die das Unternehmen beinahe gekippt hätten, wurde es eine Fahrt ins Ungewisse, und eine Reise mit weitreichenden persönlichen Folgen.

Die Stadt war ein riesiges Freiluftmuseum mit unverstelltem Blick auf das Wesentliche - die Architektur. Ganze Straßenzüge kamen aus ohne Werbung und Autokolonnen; irritierend waren die weiten Plätze bar jeglicher überflüssigen Möblierung. Nach unserem Geschmack haperte es zwar an Straßengrün, aber das hätte bei dem dortigen Hang der Fußgänger zur Abkürzung sowieso keine Chance zum Überleben gehabt. Überhaupt schienen die Menschen dort alle auf der Flucht zu sein: Kaum dass sie der Metro, dem Bus oder der Straßenbahn entstiegen waren, rannten sie auch schon los. Kann sein, dass dies am rasanten Tempo der wenigen Autos lag, die gerne vom Recht des Stärkeren Gebrauch machten.

Unsere fürsorgliche Exkursionsleitung hatte unter anderem ein Treffen mit Professoren und Studenten in der Fakultät für Stadtentwicklung am damaligen Lenigradskij Inženerno-Stroitel'nyi Institut (Leningrader Hochschule für Bauwesen – kurz: LISI) arrangiert. Hier sollte ein erster fachlicher Austausch statt-





finden anhand von Studentenarbeiten, die dort im Vortragssaal ausgestellt wurden. Leider konnten sich, wohl aufgrund der Sprachbarriere, nur vier Studenten unserer Wissbegierigkeit entgegen stemmen. Ein glücklicher Zufall war jedoch, dass sich neben Professor Lavrov auch die zweiundsiebzigjährige Professorin Barsova eingefunden hatte, die zunächst eher dolmetschte. Sehr bald stellte sich jedoch heraus, dass aufgrund ihrer Spezialisierung eigentlich sie die Ansprechpartnerin für alle unsere Fragen war. Wir waren begeistert!

Die Eindrücke während dieser Exkursion waren so nachhaltig, dass in mir der Entschluß reifte, sich in der Diplomarbeit mit der Stadt auseinander zu setzen. Über die zahlreichen historischen Parkanlagen der Stadt und der umliegenden Residenzen war schon zu Genüge veröffentlicht worden. Ein geschichtliches Thema lag dennoch nahe, da die Sowjetunion vor unseren Augen in Verfall begriffen war, nachdem wir bereits den Untergang der DDR eingehend verfolgen konnten. Bei der Sichtung von Materialien fiel mir auf, dass sich Texte entweder ausschließlich auf die kommunistische Phase bezogen oder aber die vorrevolutionären Epochen beschrieben und mit dem Fall der Monarchie endeten. Auf eine kontinuierliche Beschreibung der damals fast 300jährigen Stadtgeschichte gab es keine Hinweise.

So ging ich mein Diplom im großen Stil an mit dem Thema: Stadt(t)räume - Geschichte der Stadt- und Freiraumentwicklung Sankt Petersburgs – nicht mehr, und nicht weniger. Voraussetzung für ein solch umfangreiches Vorhaben war jedoch eine geregelte Betreuung, zumal ich der russischen Sprache nur ansatzweise mächtig war. Für die Betreuung in Berlin konnte Professor Jürgen Wenzel und in Leningrad Professorin Inga Barsova gewonnen werden; beide mussten von dem Vorhaben nicht lange überzeugt werden.

Inga Vassilevna Barsova war während der Recherche meine wichtigste Ansprechpartnerin und nahm ihre Aufgabe bezüglich meiner Betreuung sehr ernst. Bei den jeweils mehrwöchigen Aufenthalten im Jahr 1992 lud sie mich einige Male zu Konsultationen in ihre enge und von Fachliteratur überbordende Woh-

nung ein. Viele Stunden verbrachten wir diskutierend, indem sie mir von den ökonomischen und ökologischen Problemen der Stadt erzählte. Einblick habe ich u. a. bekommen durch die von ihr betreute Dissertation von 1989 zum Thema ‚Architektonisch-planerische Prinzipien der Urbanisierung unbebauter Flächen Leningrads. Auch hörte sie jeweils mit Spannung zu, wenn ich aus meiner westlichen Sicht verwundert über Sachverhalte oder Geschehnisse berichtete, die ich so nicht begreifen konnte oder wollte.

Es ging mitunter sehr familiär zu, zumal wir in ihrer winzigen Küche zwischendurch Mahlzeiten einnahmen und sie auch unbedingt meinen Freund Grischa kennen lernen wollte. Nach und nach erfuhr ich mehr über Inga Vassilevnas Leben. Als Tochter einer Deutschen hatte sie, obwohl sie als junge Frau während der Blockade Leningrads selbst Schützengräben zur Verteidigung ausgehoben hatte, immer wieder mit beruflichen Nachteilen zu rechnen. Sicherlich resultierte daraus ihre Streitbarkeit in fachlichen Belangen. Mir war nicht einsichtig, weshalb sie trotz ihrer enormen Kompetenz und ihres Arbeitseinsatzes erst mit 70 Jahren ihre Professur am LICI erhielt.

Im Juli 1992 kam Professor Barsova auf Einladung von Professor Wenzel das erste Mal an die TU Berlin, um einen Vortrag über Leningrad zu halten. In fulminanten Tempo dozierte sie über fast alle erdenklichen Problembereiche der Landschaftsplanung, nur um die ihr zugedachte Zeit anständig zu nutzen. Ähnlich nutzte sie auch die Zeit für diverse Besichtigungen. Sie brannte förmlich darauf, die Anlagen zu besuchen, welche sie zum Teil aus der Literatur fast auswendig kannte, sog alles in sich auf und hat dabei – zu Fuß wohlgermerkt – nicht wenige Studenten hinter sich gelassen.

Aufgrund meiner damaligen Recherche in Russland, kam ich leider nie in den Genuß beide Betreuer gleichzeitig und bei einem Glas Pernod in der Wohnung von Professor Wenzel zu konsultieren. Inga Vassilevna fand dort Quartier und erinnerte sich mir gegenüber gerne an die lauen Sommernächte auf der Dachterrasse, wie an einen anderen fernen Stern.

Durch ihre weitreichenden Aktivitäten hatte sie noch weitere berufliche und private Bekanntschaften geknüpft, so dass sie bei einer zweiten längeren Reise quer durch Deutschland nach eigener Aussage ‚herum gereicht wurde, wie eine Geschenktüte‘. Alle freuten sich, dass Inga Vassilevna endlich einmal ihre deutschen Kontakte vorteilhaft nutzen konnte, was sie auch fleißig tat. Vermutlich hat sie gehaut, dass sie nicht mehr allzu lange Zeit dazu hatte, denn im Juli 1995 starb sie unerwartet in ihrer – nun wieder in Sankt Petersburg umbenannten – Stadt.

Durch den Einzug der Marktwirtschaft hat Sankt Petersburg inzwischen einen Teil seines Charmes eingebüßt. Die Straßen sind verstopft mit Blechlawinen, die Werbung hat selbst vor den heiligen Metrostationen nicht halt gemacht, die Menschen haben es noch eiliger als zuvor.

Aber – insbesondere durch das Stadtjubiläum im vergangenen Jahr hat auch die Grünplanung endlich Fuß fassen können. Faszinierend, oder?

Projekte

Projekt 1: Eberswalde Wohnsiedlung Brandenburgisches Viertel

6 Bausteine für den öffentlichen Raum

Wir haben den „Märkischen Park“ als einen Baustein zur Urbanisierung der aus den Wohnblocks gegliederten Grobstruktur verstanden, da die Wahrnehmung und Nutzung als behausende Lebenswelt durch die Gestaltungsqualität der Straßen, Grünflächen, Plätze und Höfe geprägt ist.

Auf dieser Ebene, dem öffentlichen Raum als urbane Feinstruktur, präsentiert sich die Siedlung ihren Bewohnern und der gesamten Bürgerschaft von Eberswalde.

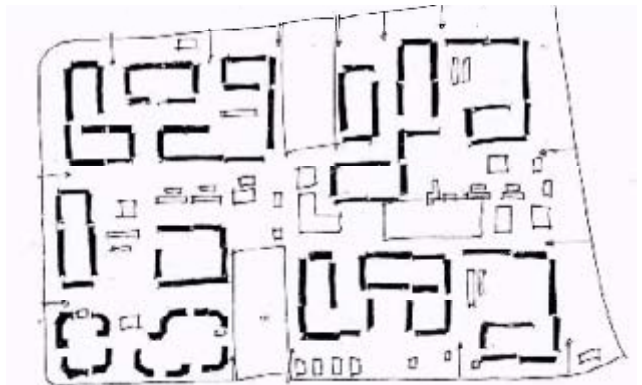
Mit dieser Feinstruktur, die der von den Baukörpern gebildeten baulichen Ordnung ergänzend gegenüber steht, bewegt sich der Bewohner physisch und erlebt in ihr den Zwischenraum als öffentlichen Aktions- und Kommunikationsraum. Die Planung und bauliche Realisierung dieser Feinstruktur bedarf deshalb nach sorgfältiger Untersuchung ihrer Orientierungs-, Aufenthalts- und Nutzungsqualität der Entwicklung von Lösungen, die den Siedlungszusammenhang berücksichtigen.

Die gegenwärtig intensive Investitionstätigkeit in den Bereichen Handels- und Dienstleistungsangebot, Straßenbau sowie Rekonstruktion der GUS-Wohnungen bietet das Potential zur kurzfristigen Verbesserung des öffentlichen Raumes, gleichzeitig besteht aber die Gefahr des Verlustes

vorhandener Qualitäten und Charakteristika.

Ein Leitlinien formulierender Rahmenplan, der sich dieser Aufgabe widmet und seine Ergebnisse in einer intensiven konsenssuchenden Diskussion mit den Bürgern evaluiert, erscheint deshalb kurzfristig notwendig. Der bestätigte städtebauliche Rahmenplan für das Brandenburgische Viertel bietet dafür eine geeignete Basis, auch wenn er in einzelnen Problemfeldern, wie z.B. für den ruhenden Verkehr, noch kein konsensfähiges Konzept anbietet. Unseres Erachtens ist es notwendig, aufbauend auf diesem Rahmenplan, die vorhandene Freiraum- und Ausstattungsqualität zu erfassen, zu bewerten und in den Zusammenhang mit den laufenden und gewünschten Veränderungen zu stellen.

Die folgenden sechs Bausteine zeigen unter der Prämisse weitgehender Erhaltung des Vorhandenen und mit kostensparenden Ergänzungen entstandenen erste Skizzen zur nachhaltigen Aufwertung dieses öffentlichen Raumes.



1



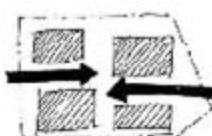
DIE SCHAUSEITE

2



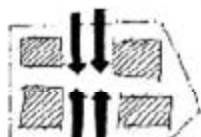
DER RAHMEN

3



DIE PROMENADE

4



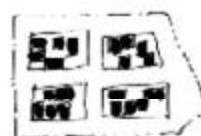
DER GRÜNZUG

5



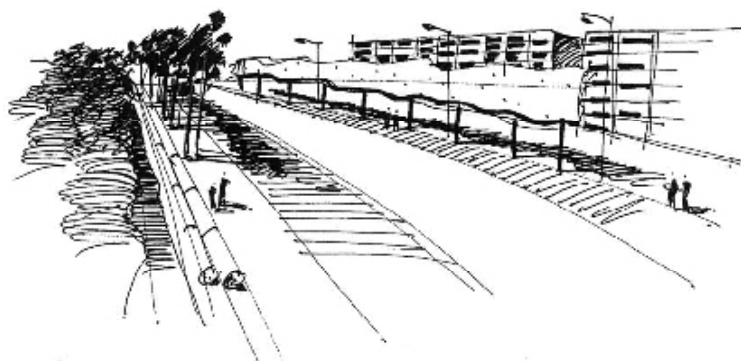
DIE ÖFFENTLICHEN GÄRTEN

6



DIE WOHNHÖFE

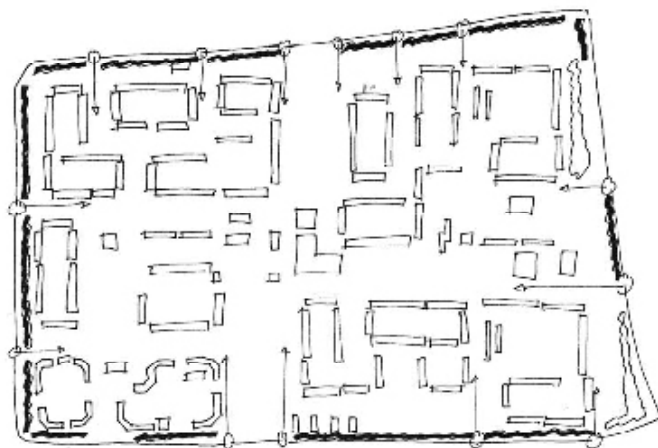
1



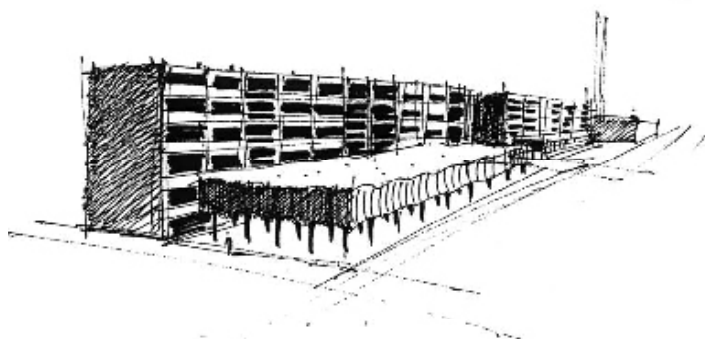
DIE SCHAUSEITE

Das Brandenburgische Viertel ist in den umschließenden Kiefernwald als selbständige Siedlung implantiert. Dieser Kiefernwald bildet noch heute den landschaftlichen Rand zur umschließenden Ringstraße.

Als Vermittlung zwischen diesem landschaftlichen Umfeld und der Großsiedlung bietet sich die Einfügung einer doppelreihigen Allee an, die sich zur Betonung der Eingänge abschnittsweise zur Siedlung hin öffnet.

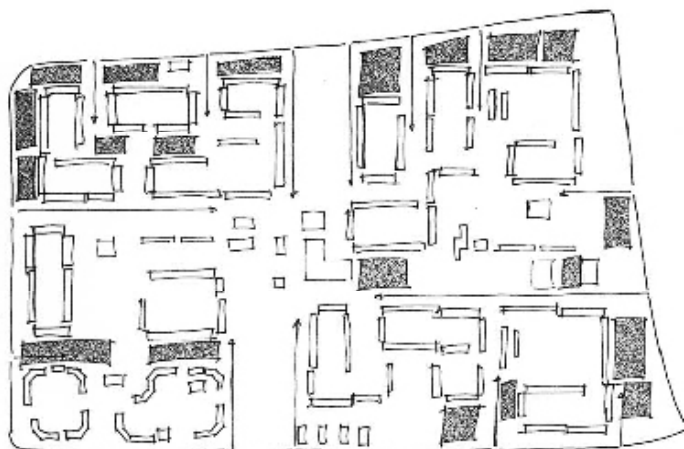


2

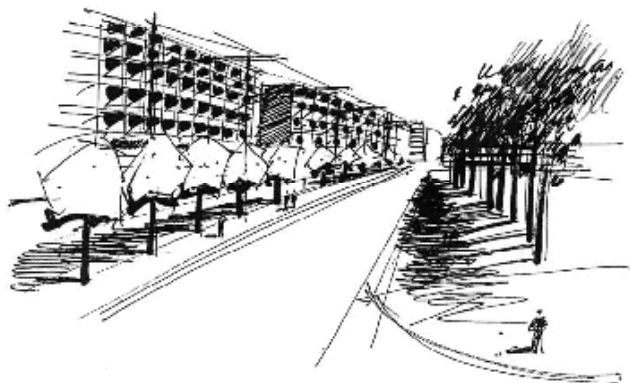


DER RAHMEN

Zwischen der Ringstraße und der Bebauung ist die Siedlung von einem breiten Band aus offenen Flächen für die PKW-Stellplätze umrahmt. Aus diesem ödes Niemandsland darstellenden Distanzraum läßt sich durch einen Baumschirm ein angenehmer Aufenthalts- und Bewegungsraum gewinnen. Der mit diesem Urbanisierungsvorgang verbundene Qualitätsgewinn steigert als Nebeneffekt die Attraktivität des hier vorhandenen Stellplatzangebotes.



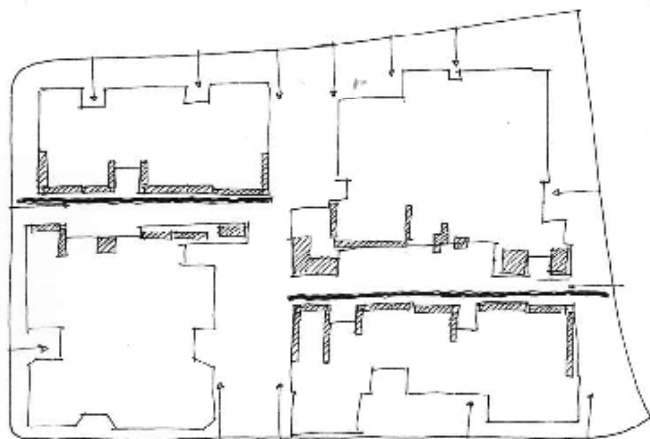
3



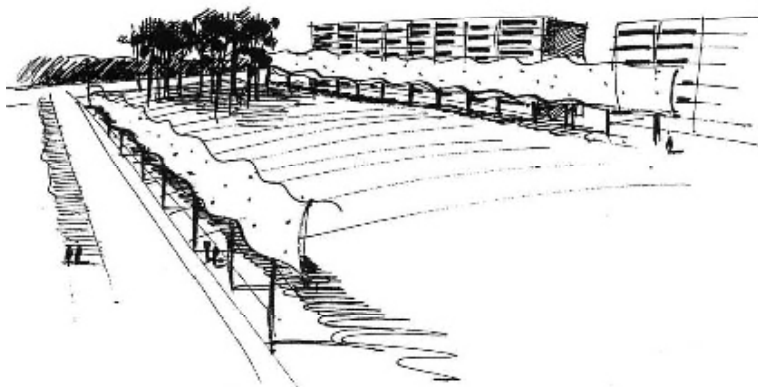
DIE PROMENADE

In östlicher und westlicher Richtung vom Siedlungszentrum bündeln die Brandenburger und Frankfurter Allee als Promenaden das Angebot der Sozial-, Bildungs-, Dienstleistungs- und Handelsinfrastruktur.

Zur Steigerung des räumlichen Zusammenhanges und als sichtbarer Ausdruck dieser Funktion könnte eine einheitliche durchgängige Bepflanzung als Promenadenschirm, Pergola oder Vordach die vorhandene Vielfalt in Fassade und Mobiliar zusammenhalten.

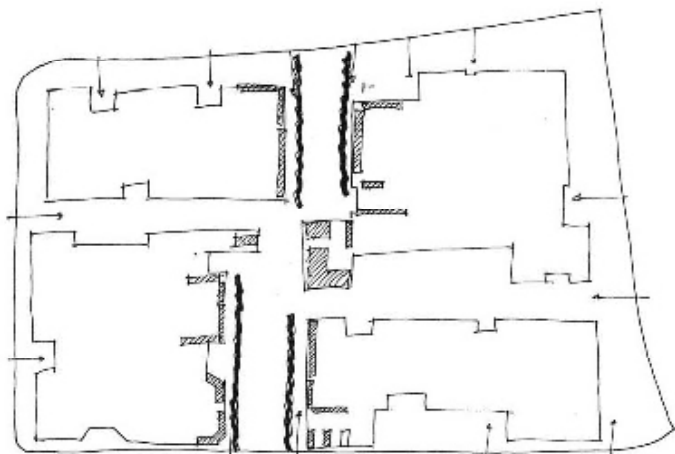


4

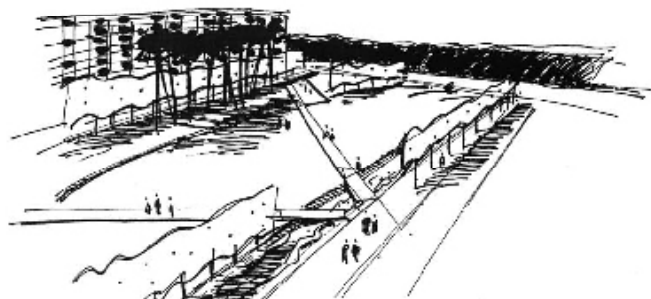


DER GRÜNZUG

Nördlich und südlich des zentralen Marktes gliedern zwei Parkräume den geschlossenen Siedlungskörper. Diese offenen landschaftlichen Räume stehen als Ruhe- und Erholungsräume den Promenaden gegenüber, als landschaftliche Fenster bedürfen sie zur Stärkung ihres eigenständigen Charakters einer räumlichen Fassung, die eine Wahrnehmung als andersartiger, schützenswerter Raum ermöglicht und beiläufige Nutzungen wie Bauschutt-, Abfalldeponie oder informeller Stellplatz verdrängt.

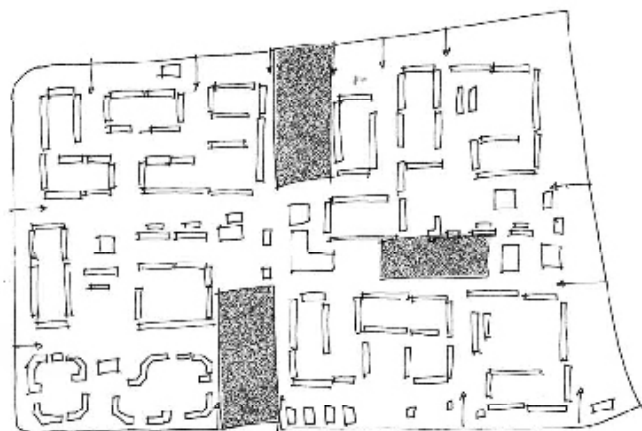


5

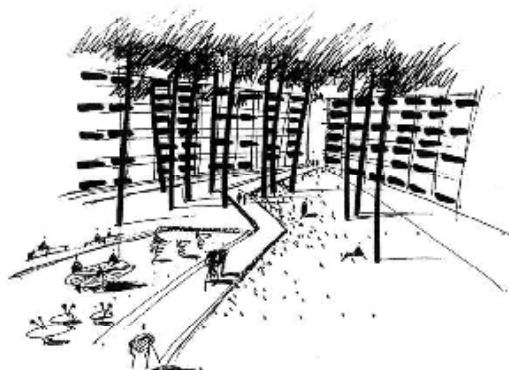


DIE ÖFFENTLICHEN GÄRTEN

An dem Grünzug und der Promenade befinden sich drei öffentliche Gärten mit insgesamt ca. 6 ha Fläche. Zwei davon beziehen ihre Charakteristik aus ihrer unterschiedlichen topographischen und floristischen Ausstattung. Der von uns entworfene "Märkische Park" öffnet sich als Wiesenraum zum Finowtal hin. Der nördliche Garten könnte durch die vorhandenen Reste der Dünen-Kiefernheide als "Barnimpark" charakterisiert werden. Der Garten an der Frankfurter Allee wird sich aus seiner Funktion als Ruhe- und Aufenthaltsraum zwischen Promenade und Seniorenwohnhelm in einem eher dekorativen Charakter formulieren müssen.

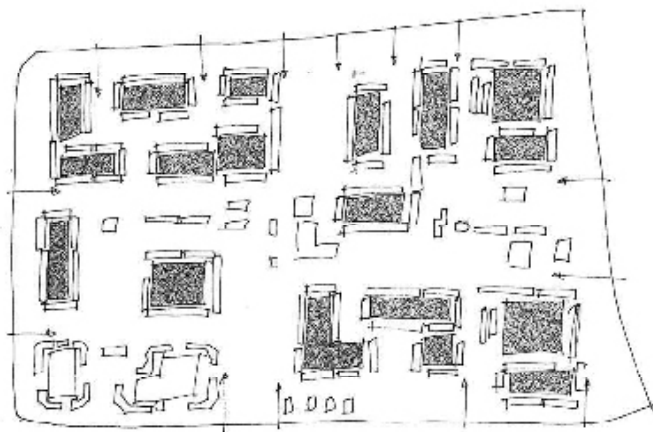


6



DIE WOHNHÖFE

Promenade und Grünzug gliedern das Brandenburgische Viertel in vier Wohnquartiere auf. Die städtebauliche Figur entwickelt aus den von Vorgärten begleiteten Wohnblocks ruhige verkehrsabgewandte Wohnhöfe. Durch die in diesen Höfen erhaltenen Kiefern- und Eichenbeständen lassen sich durch Ergänzung des vorhandenen Wegesystems, vorsichtigem Auslichten des Baumbestandes und Verbesserung der Ausstattung hochwertige Spiel- und Ruheräume mit direktem Bezug zur Wohnung anbieten.



Projekt 2: Domumfeld Fürstenwalde

Wettbewerb mit Architekturbüro Christine Edmaier, atelier le balto, M. Pouzol, L. Dugua

Zwischen Domplatz und Schlossgraben. In der Geschichte des Stadtraumes spiegelt sich die Geschichte der Bürgerschaft. Auf dem Maßstab der Räume fußt die bürgerliche Gemeinschaft. Ausdruck dieser Konstitution ist die Parzelle sowie deren gewachsene, tradierte Nutzung.

Städtebau. Dem Rathaus mit dem umgebenden Markt erhebt sich der Dom, mit der Domfreiheit, heute Domplatz. Diese Antipoden markieren die Keimzelle der Stadt. Dieser feierliche Stadtraum findet seinen selbstverständlichen Abschluss in der Stadtbefestigung mit dem Burghof. Von dort ab überwinden nur Wege mit Stegen und Stiegen den Stadtgraben.

Die Domfreiheit mit dem angelagerten Bischofsitz bildet den östlichen Rand der Altstadt. Die Bischofsburg ist Teil des Befestigungsringes der Stadt. Heute findet sich hier ein letzter zusammenhängender Teil der Stadtmauer. Die Geländeform ist ein Relikt des historischen Stadtgrabens. Der Domplatz steht als feierlicher städtischer Raum unterschiedlichen Inszenierungen offen. Die gewachsenen Parzellen bilden die Grundlage des Entwurfs. Im Norden wird die verlorene Raumstruktur wieder hergestellt. Die umgestaltete Erschließungsgasse zur Reinheimer Straße bedient den Domplatz und entlastet die Domstraße. Die neugeschaffenen Bauvolumen erscheinen beherrschbar und mittelfristig auch unter den schwierigen wirtschaftlichen Bedingungen als Wohn- und Geschäftshäuser mit Leben zu füllen. Der historische Keller selber beschreibt ein sehr großes Raumvolumen und für eine Sondernutzung wie Residenz, Hotel-Wellnesszentrum oder Bildungsbau.

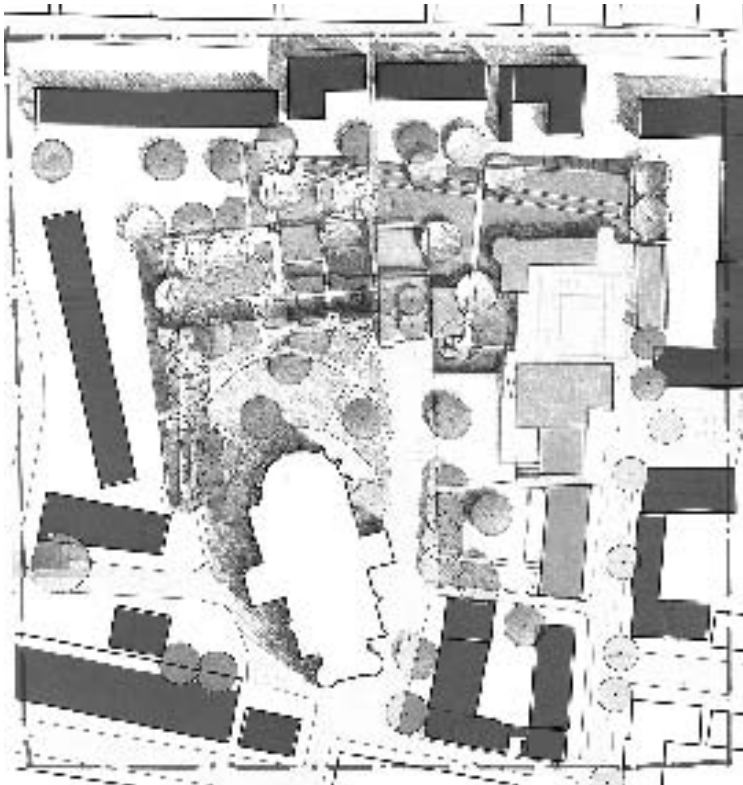
Südlich des Domes sind die historisch bebauten Parzellen bereits wiederbelebt. Die auch früher nicht bebauten Bereiche bedürfen keiner Auffüllung und ergänzen als gebäudebezogene Freiflächen wie ‚Theatergarten, Skulpturengarten, Konzertgarten‘ das Angebot der Kulturfabrik. Östlich des Domes wird die Bebauung neu geordnet und ergänzt. An der Geschwister-Scholl-Straße fügt sich ein Wohnhaus in die gewachsenen Straßenfront. Die Neuordnung der rückwärtigen Bebauung beinhaltet den Pavillon der Reichshallen als Teehaus mit zugehörigem Gartenausschank.

Die Kehr wiederstraße mit ihrem städtebaulichen Endpunkt Schlossplatz vervollständigt das Gefüge gewachsener Gassen und Wege. Die Ordnung des Straßenprofils bietet die Möglichkeit zur zweiseitigen Erschließung von Kulturfabrik und Schlossplatz.

Der Schlossplatz konnte seine historische Figur im Westen, Norden und Osten bewahren. Der südliche Abschluss ging leider verloren. Um diesen Missstand zu beheben, schlagen wir die Einfügung eines zweigeschossigen Baues vor. Als Nutzung dieser Remise wären ein Atelier im Obergeschoss und ein Ausstellungsbereich in Erdgeschoss denkbar. Der bauliche Aufwand lässt sich begrenzen, wenn etwa auf den Ausbau weitgehend verzichtet wird. Sollte eine bauliche Lösung völlig ausgeschlossen sein, wäre als Raumabschluss eine Baumreihe zwingend.

Denkmalschutz. Aus der historische Parzellenstruktur lässt sich die Raumstruktur durch bauliche Ergänzungen wiedergewinnen. Die erhaltenen Gebäude und Reste der Stadtbefestigung, mit Teilen der Stadtmauer und der Bischofsburg, sind Grundlage des Entwurfs. Der Stadtgraben wird an historischer Stelle wieder sichtbar. Auf die vollständige Rekonstruktion des Saalbaues der ‚Reichshallen‘ wird verzichtet, die räumliche Kontur aber ist als Spielplatz mit baulicher Fassung und Freibereich des Teepavillons erhalten. Die ‚Katzentreppe‘ bewahrt ihre Eigenart mit den vorhandenen Stützmauern.

Verkehrerschließung. Der Domplatz und die angelagerten Bereiche sind als Mischverkehrsfläche gestaltet. Auf den Platz und in den Gassen wird der Fahrverkehr nicht völlig ausgeschlossen. Der Bereich ist durch die Gestaltung der Profile und Oberflächen als herausgehoben charakterisiert und zwingt zur Schrittgeschwindigkeit. Das Abstellen von PKW ist auf den markierten Flächen erwünscht. Als ‚Aktivitätsbarometer‘ haben diese eine wichtige Signalfunktion für die Attraktivität der Kulturangebote. Die Offenheit der Profilgestaltung begünstigt temporäre Ereignisse wie Weihnachts- oder Handwerksmärkte an diesem Ort. Die Flächen sind so geschnitten, dass diese auch mit intimen, anspruchsvollen Veranstaltungen beispielbar sind. Das gewachsene Netz der Fußwege wird erhalten und mit der Vollendung der Kulturfabrik um den neuen Eingang ergänzt.



Freiflächenplanung. Domplatz: Den festlichen Rahmen bilden die dem Dom vorgelagerte Platzfläche und der wertvolle Baumbestand an der historischen Domschule und der Kulturfabrik.

Mit dem Dom als Proszenium lassen sich hier kulturelle Veranstaltungen choreographieren. Die Gestaltung entwickelt aus den historischen Parzellen Räume unterschiedlicher Atmosphäre. Der große offene Raum, mit historischen Pflasterbelag, findet seinen Endpunkt an der Stadtmauer mit der Terrasse des Teepavillon. Die Werkstätten in der Domschule erhalten eine Terrasse, die auch die behindertengerechte Erschließung des Erdgeschosses löst. Der anschließende Hain (Ausstellungs-, Kulissengarten) bedient die künstlerische Nutzung. Die Kulturfabrik kann die Eingangsterrasse bei Aufführungen und Konzerten als Bühne nutzen. Der Gartenbereich davor dient als Auditorium. Die Erschließung beider Gebäude erfolgt über einen gemeinsamen Weg. Die ‚Gärten‘ sind mit Hecken voneinander getrennt, aber zum Platz hin durchlässig. Die Oberflächen sind fest genug für die Freiluftveranstaltungen, jedoch deutlich weicher als die Platzfläche. Materialien wie Kiesrasen oder mineralische Decken bieten sich, abhängig von den Nutzungsvorstellungen, hierfür an.

Schlosshof: Den Schlosshof prägen neben den Gebäuden der sorgfältige Pflasterbelag und die Wiederherstellung der Mauerbrüstungen. An die Mauern angelehnt, laden östlich und nördlich Treppen zur Erkundung des Schlossgrabens ein.

Schlossgraben: Seine feierliche Atmosphäre bezieht der Schlossgraben aus seiner Abgeschlossenheit und schlichten Gestaltung als ‚archäologischer Garten‘.

Die erhaltenen Mauern staffeln die Geländehöhen. Die Sohle wird durch die Wiederherstellung des Wasserspiegels markiert. Der Sockel der historischen Burganlage prägt den südlichen Teil. Dazu wird in diesem Bereich das bestehende Gelände verändert. Der mittlere Teil mit dem Teepavillon und dem angelegten Ballspielbereich füllt die historische Form mit neuen Angeboten. Die historische Zufahrt ist bewahrt und birgt zwischen den erhaltenen Mauern die Katzentreppe als einzigen direkten Zugang vom Domplatz.

Der nördliche Bereich nutzt die Sockelmauern der ehemaligen Gebäude zur Anlage von kleinräumigen Aufenthaltsangeboten mit Rosenterrassen als Übergang und Ergänzung zum Bürgergarten.

Das Spiegelbecken mit einer Breite von 2,5 m und einer Länge von ca. 95 m setzt den Maßstab der ersten historischen Schicht. Die Tiefe sollte nicht mehr als 0,3 m betragen. Die Umsetzung ist sowohl als teilgedichtet, wechselfeuchtes Sickerbecken für Dachwasser der umgebenden Gebäude denkbar, wie auch als gedichtetes Becken, mit den sich daraus ergebenden technischen Betriebsanlagen.

Wege, Stege und Stiegen erschließen den archäologischen Garten: von Norden über die Treppenanlagen vom Bürgergarten, von Osten über die gewachsene Verbindung zur Geschwister-Scholl-Straße und von der JUSEV, vom Süden über die Treppe am Schlosshof, durch das Freigeschoss des Ateliergebäudes und über die Treppe an der Terrasse zur Kulturfabrik.

Der wieder gewonnene Graben und die bestehenden Bäume bilden das Grundgerüst, die historischen Mauern den Rahmen. Durch die einfachen Zu-

taten wie klare Linien, offenen Rasenflächen und einige blühende Aspekten entsteht daraus mit dem archäologischen Garten am Schlossgraben eine Ergänzung zur Sammlung des Stadtmuseums.

Projekt 3: Temporäre Gärten 97 - Dialog

Der diesjährige DAT stand unter dem Motto „Die Zukunft der Baukultur“. Baukultur als Anspruch an alle Bauschaffenden wollten wir Landschaftsarchitekten mit den „Temporären Gärten“ thematisieren. Vor dem Hintergrund der Diskussion um das Planwerk Berlin Innenstadt haben wir uns zum Ziel gesetzt, die Zukunft der städtischen Grünanlagen zu beleuchten und mit unserer Aktion den Blick auf das Berliner Zentrum zu kultivieren, um dort die Eigenheit und Schönheit vergessener und bisher nicht entdeckter Orte aufscheinen zu lassen. In diesem Sinne stand der Arbeitstitel „Temporäre Gärten“ gleichzeitig für eine experimentelle Suche nach möglichen, bisher unentdeckt gebliebenen Potentialen der Stadt.

Gegenwärtig zehren die Berliner Grünanlagen hauptsächlich von dem Bildreservoir des Landschaftsgartens. Es ist längst zum Abbild der Natur schlechthin



geworden. Das fest gefügte Bildreservoir in der Form seiner baulichen Realisierung lässt die Qualität vieler innerstädtischer Räume unentdeckt und vielsprachige Möglichkeiten landschaftsarchitektonischen Arbeitens unverwirklicht. Mit den hier vorgestellten temporären Experimentiergärten wollen wir versuchen, das bestehende Bildreservoir um neue Bilder zu ergänzen und einen dem Kommunikationszeitalter angemessenen, kosmopolitischen Blick zu eröffnen, um damit die im Zentrum schlummernden räumlichen Potentiale wach zu küssen.

Für uns stellt das Zentrum, auch ohne weitere Überformung, einen innerstädtischen Raum da, dessen Qualitäten es zu entdecken lohnt. Dazu bedarf es

eines Blicks, der die Eigenart und Schönheit dieses Ortes aufscheinen lässt. Zur Kultivierung dieses Blicks und um den Ort aus der Vergessenheit wieder ins gesamtstädtische Bewusstsein treten zu lassen, wählten wir das Mittel der temporären Garteninstallation. Diese Installationen sind Interventionen in bestehende Situationen. Sie besitzen die Orte nicht, sondern machen deren Eigenart sichtbar.

Mit dem temporären Moment der Installationen wird der Tatsache Rechnung getragen, dass der Garten als Stimmungsträger ein Produkt subjektiver Wahrnehmung ist. Diese entsteht aus der Wechselwirkung von Eindrücken bestimmter Objekte, die das menschliche Interesse wecken. Diese Vorstellung vom Gegenstand Garten hat das Projekt in unterschiedliche Weise motiviert. Zum einen gehört die Lust am Garten nicht einer längst vergangenen Epoche an, deren Flair allein an historischen Orten und Gärten nachgespürt werden kann. Sie ist eine, heute wie damals, präzente Möglichkeit, mit der Welt in spannungsreiche Beziehung zu treten. Zum anderen regte der Kontrast zwischen den Motiven des Gartens und der Stadt die „Produktion“ der hier vorgestellten ästhetischen Ideen an. Für die Installationen gab es darüber hinaus keine weitergehenden Zielformulierungen und Vorgaben.

Die Ideen, wie auch die Wahl der eingesetzten Materialien und des Aufstellungsortes oblagen allein den Verfassern. Hierdurch entstanden 13 Arbeiten, die auf ganz unterschiedliche und persönliche Art diese Ambivalenz aufgriffen und gestalterisch umsetzten. Zusammen ergeben diese einen Katalog kleinster und sehr großer Gartenbilder, denen gemeinsam ist, dass sie ihren besonderen Reiz und die von ihnen ausgehende Faszination aus dem Kontext beziehen, in den sie gestellt wurden. Das Erzeugen solcher Wechselbeziehung zwischen Kontext und den Hinzufügungen ist eine klassische landschaftsarchitektonische Arbeitsweise, die mit diesen Installationen für den Stadtraum des Zentrums wieder entdeckt wurde. Den Betrachtern hat sich dadurch ein neuer Blick eröffnet, wie wir aus Gesprächen während und nach der Aktion erfahren haben. Die teilweise amüsanten, aber auch irritierenden Bilder sind als Erinnerung festgehalten und bleiben über den Zeitraum der Aktion hinaus präsent. Hierin zeigt sich die Aktualität solcher Auseinandersetzungen mit den Atmosphären einer Stadt. Sie wecken das Interesse der Bewohner und ermöglichen einen sehr persönlichen Zugang zum Ambiente und dessen zukünftigen Potentialen. Diese Aktion ist weniger eine Nutzerbefragung, sondern eher ein spielerisches Experiment der agierenden Landschaftsarchitekten gewesen. Dennoch lohnt es darüber nachzudenken, wie solche einfachen, experimentellen Interventionen dazu eingesetzt werden können, das Potential und die Akzeptanz für gestalterische Veränderungen aus zu loten.

Die öffentliche Resonanz auf die Veranstaltung verstärkt uns, diesen Ansatz weiter zu verfolgen. Wir haben Einladungen erhalten, die temporären Gärten in anderen Stadtteilen und anderen Städten aufblitzen zu lassen. Ein wesentlicher qualifizierender Faktor für das Gelingen war der begrenzte Zeitraum, durch die Kürze war eine kontinuierliche Spannung und das Interesse aller Akteure gesichert. Neben den sozialen Elementen des miteinander Arbeitens und gegensei-

tigen Entdeckens und Diskutierens der Entwürfe bieten die temporären Installationen Gelegenheit zum Austausch mit fachlich interessierten Bürgern.

Aus diesem Grunde wurden die Temporären Gärten zu einer rundum gelungenen Aktion.

Wir denken deshalb über die Möglichkeit nach, sie an diesem oder an einem anderen Ort zu wiederholen. Dieses Buch kann als Anstoß dienen, das Interesse an temporären Gärten zu wecken und soll dazu anregen, beim nächsten Mal mit dabei zu sein oder nach geeigneten Orten zu suchen.



N. u. S. Trofimovy. Das Büro Trofimovy besteht aus Natalia und Sergei und den beiden Söhnen Ilja und Konstantin. Seit 1989 entwerfen wir zu zweit, zu viert erst seit kurzem. Wir haben in Petersburg Wohnhäuser und Einkaufszentren gebaut. Aktuell bauen wir einen Erweiterungsteil für das staatliche Museum Eremitage im nordwestlichen Bezirk von Petersburg.

Sergei: Es war interessant, im Mai 2002 mit den Studenten von Jürgen Wenzel ein Seminar durchzuführen, bei dem wir Gelegenheit hatten, seine Lehrmethode und studentische Entwürfe kennen zu lernen, die den Rationalismus eines Wissenschaftlers und die Romantik eines Künstlers zum Ausdruck bringen.

Natalia: Jürgen Wenzel kann, leider, noch nicht viel Russisch, aber viel mehr, als ich Deutsch spreche. Wenn man aber sein Denkmal für die Opfer des Faschismus sieht, versteht man ihn auch ohne Sprachkenntnisse. Man erkennt seine Ansichten des Himmels, der Luft, seiner Sache, seiner Werke.

Ilja: Während meines Praktikums in der Technischen Fachhochschule in Berlin gewährte Jürgen Zuflucht für mich und unsere Studenten. Damals konnte ich bei ihm das Blühen einer Königin der Nacht erleben. In Sankt Petersburg würde man die Blüte dieses seltenen Kaktusses im Botanischen Garten als Ereignis im Radio ankündigen.

Konstantin: Mir gefällt Jürgens Erziehungsmethode, weil sein kleiner Sohn schon jetzt ein kreatives Chaos gestalten kann.

Die fünfte Fassade des Hauses

Es ist nicht einfach, sich von alten Gewohnheiten zu trennen. Bei dem Begriff ‚Straßenfassade‘ möchte man stillstehen bleiben und seiner Bedeutung angemessen salutieren. Die Wortkombination ‚hintere Fassade‘ dem gegenüber erzeugt keine angemessenen Assoziationen, sie entspringt keiner Tradition. Der Begriff ‚fünfte Fassade‘ (die Freiraumgestaltung) ist noch im Bereich der Fantasien. Die Rückseite einer Wohnblockbebauung, das eigentümliche ‚Dahinter‘, erinnert uns an etwas, was wir besitzen, bzw. besaßen.

Die Zeit verstreicht und hinterlässt ihre Spuren. Sie versteckt sich zwischen den Steinen in den Mauern des Bauens und erzählt über sich selbst besser, als es die Geschichtsschreibung kann. Um die Zeit, die von den Ziegeln niedergedrückt wird, einfacher erkennen zu können, haben sich die Menschen die Architekturstile ausgedacht. Für mehr Jahrhunderte war das genug, dann ist unsere Zeit gekommen, ... und die Stile sind verschwunden. Da die Kunstkritiker schwiegen, haben die Stadtbewohner eigene Namen gefunden: ‚stalinki‘, ‚chruschevki‘ für während des Stalinregims und der Chruschevregierung gebaute Mehrfamilienhäuser und Plattenbauten. Die Architektur dauerte als das Herbarium der Zeit fort ...

Die heutige Zeit zeigt sich auch in den modernen Mauern aus ewigen Ziegeln. An was erinnern uns diese Gebäude und wie werden sie von den Stadtbewohner sinnvoll genannt?

An dem Platz Mujestvo, in einem Viertel hinter der Station der U-Bahn, ist ein eigentümlicher neuer Wohnblock gebaut worden. Dieses Mehrfamilienhaus wurde von dem Architekturbüro Trovimovy entworfen. Die Staatliche Technische Universität ist sein Bauherr und Eigentümer. Der Block besteht aus Wohnungen, einer Tiefgarage, einem Relaxzentrum mit einer Sauna und einem Swimmingpool, einem Café und technischen Einrichtungen. Der Bau des Wohnblocks ist Teil eines Generalplanes zur Entwicklung des Universitätsgeländes, der vor zehn Jahren geplant wurde. Das Mehrfamilienhaus ist sein letzter Baustein.

Die Schatten der umliegenden Gebäude haben seinen Platz unter der Sonne begrenzt. Es war einerseits nötig, das Grundstück maximal auszunutzen, andererseits aber auch sich mit der bestehenden Bebauung zu versöhnen.

Der Hof des Wohnblocks ist nach den Regeln eines Innenraums gestaltet worden und hat die Arbeitsmethode der Architekten beschlossen. Der zur Sonne ausgerichtete Hof ist ein wertvolles Element des Entwurfes, der Kernraum, um den herum das Haus sich entwickelt. Der Ergebnis ist interessant und sehr gelungen.

Der Wohnblock bedeckt mit seiner Fläche die gesamten 0,5 Hektar des Grundstücks. Die Dächer der unterschiedlich großen Einzelteile des Wohn-



blocks sind um den Kernraum, den Luftraum des Hofes, gruppiert. Sie sind ein zusätzliches Element für die Komposition, der sogenannten ‚fünften Fassade‘ geworden. Der Hof ist auf drei Seiten von Wohnhäusern umschlossen, auf der vierten Seite ist er von einem eingeschossigen technischen Gebäude begrenzt. Es ist das Zentrum des Wohnblocks, wo die Eingänge zum Haus und zu dem Büro im Erdgeschoss sich befinden. Die bogenförmigen Durchgänge machen diesen Raum von allen Seiten zugänglich. Ein Plattenbelag auf dem Dach der Tiefgarage bildet den Boden des inneren Hofes. Der Feuerwehrezufahrt, die Belüftung der Garage, die Einfriedung des Grundstücks in Metall, der Rasen und die Betongefäße für kleine Bäume sind die Elemente der Freiraumplanung.

Das Hauptvolumen des Hauses entwickelt sich von der sechsten bis zur sechzehnten Etage terrassenförmig herauf. Das Thema der fünften Fassade geht auch hier weiter: jede sechste Wohnung besitzt einen Wintergarten, der den Wohnungen auch als Wärmespeicher dient.

Um die platten Fassaden mit deutlichen Akzenten zu versehen, wurden die Lüftungskanäle mit halbkreisförmigen Balkonen verbunden. Die technischen Zutaten sind zu Architekturdetails geworden, um das Gebäude ansprechend zu gestalten.

Die Anwohner und ihre Gäste können zwanzig Plätze des Cafés nutzen, das Relaxzentrum ist für alle Einwohner geöffnet. Die Sauna und das Schwimmbad mit dem beheizten Boden und der Hydromassage machen es attraktiv. Die geheizte Garage besitzt fünfzig Plätze.

Das Haus steht nun fertig da. Bald wurden alle seiner zweihundertfünfzig Wohnungen bezogen. Um den ungleichen finanziellen Möglichkeiten der Investoren zu entsprechen, haben die Architekten die Wohnungen in unterschiedlicher Größe und Qualität entworfen. Zunächst zeichneten die Autoren ihre Pläne nach dem traditionellen Ansatz, jetzt aber ist es schwer, zweimal die gleiche Wohnung zu finden. Während der Bauzeit konnten die Eigentümer mit dem Architekturbüro den Innenraum nach ihrem Bedarf umplanen und gestalten.

Das Haus ist das Ergebnis der Anstrengungen von vielen Leuten, aber das ist auch ein Teil ihrer Seele. Die Bauzeit hat sich in den Mauern versteckt. Diese Notizen der Autoren ergänzt ihre lange Beschreibung.

Ivan G. Uralov, Prof., *1948. 1973 Abschluss an der Hochschule der Künste in der russischen Kunstakademie in Leningrad, Abteilung Monumentale Kunst. Kunstprojekte in den Bereichen Architektur und Stadtgestaltung. Teilnehmer an mehr als 100 Ausstellungen in Russland, Europa, USA; Gemälde in Museen und Privatsammlungen in Russland, Polen, Griechenland, Deutschland, Spanien, USA. Professor, Direktor des Fachbereichs für Malerei und Komposition der Hochschule der Künste Sankt Petersburg. Seit 1975 – Mitglied der Vereinigung der Künstler Russlands. Seit 1994 künstlerischer Leiter für Stadtgestaltung des Komitees für Städtebau und Architektur von Sankt Petersburg.

Im Namen des Komitees für Städtebau und Architektur danke ich Jürgen Wenzel für die Teilnahme an Beratungsgesprächen und seinen Vortrag über das Gutachten ‚Unter den Linden‘ vor den Fachleuten des Büros für den Generalentwicklungsplan und für Stadtgestaltung anlässlich des europäischen Erfahrungsaustausches zur Vorbereitung der Erneuerungsarbeiten am Nevskii Prospekt, der Hauptstraße von Sankt Petersburg. Wir hoffen auf die Möglichkeit zur weiteren Kooperation.

Ich persönlich kenne nur eine kreative Gestaltung von Jürgen Wenzel: seinen kleinen Sohn. Als er mit fünf Jahren in unserem Garten in der Vorstadt von Petersburg zu Besuch war, fing er rasch an, die Landschaftsgestaltung meiner Frau zu erforschen. Wir haben ihn rechtzeitig in unserem tiefen Teich entdeckt, wo er geprüft hat, ob es da auch keine Krokodile gibt (das Wasser stand ihm bis zum Hals). Ich bin überzeugt, dass er seinem Vater ein richtiger Nachfolger wird.

Ivan G. Uralov

Splendid impulses of soul

„Saint Petersburg, Petrograd, Leningrad, Saint Petersburg ... 18th, 19th, 20th centuries‘. ‚The capital of the Russian Empire‘, ‚the city of three revolutions‘, ‚the city of the 900-day blockade‘, ‚the museum in the open air‘, ‚Northern Palmira‘, ‚Venice‘, ‚the capital‘ ... What will happen to you in the 21st century – the fourth century of your life?

Everyone from nearly 5 million petersburgers sees the future of the city in his own way. It seems to me that its slowness in final ‚self-determination‘ as a cultural, financial, scientific or tourist’s ‚capital‘, its instinctive and traditional aversion of sudden modernist reforms – the qualities of Saint Petersburg which it is usually blamed for, in fact, are the fundamental property of the original city-state. Saint Petersburg is an archipelago of memory of cultural relations and traditions of the generations, peoples and times which is not estimated at its true worth yet. Its conservatism is a very serious filter for unscrupulousness of style and taste and conformism. Traditional academism and classicism of the most ‚antique‘ of the modern Russian and probably European cities, independence of the opinions of its citizens give hope to take a role important for the modern society as a city-expert and the centre of the cultural ecology of Russia. This role is difficult but very missionary and necessary for our Motherland. It is possible that exactly Petersburg taste will become the sample in the 21st century. Saint Petersburg has always been the city of the restrained accurate sense of proportion. As everybody knows – good taste is exactly the sense of proportion. And I also hope that in the new century the city will not be left without unselfish and sacrificial love of its citizens that has always created and defended it as Anna Akhmatova said that we will not change „this magnificent granite city of honor and trouble“ for anything.

Jürgen Weidinger, Prof. 1984 - 91 Studium an der Universität für Bodenkultur Wien, Technische Universität Berlin und Ecole Nationale Supérieure du Paysage, Versailles; Diplom an der TU Berlin. 1993 - 98 Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der TU Berlin, 1994 Bürogründung. 1996 Lehre an der ENSP Versailles, seit 2004 Sondergastprofessor am ILAUP der TU Berlin. Wettbewerbserfolge (1. Preise) u. a. Kurparkentwicklung Belzig 1996, Sächsische Landesgartenschau Großenhain 1998, Haupttorplatz Leuna 1999, Kätheslachpark Frankfurt Main 2002, Nöldnerplatz Berlin 2003, Feuerwache und Polizeirevier des Regierungsviertels im Spreebogen Berlin mit Sauerbruch Hutton Architekten 1999, Bahnhof Hamburg Barmbek mit AP Plan Berlin 2004. Sächsischer Staatspreis für Baukultur 2003 für Naturerlebnisbad Großenhain und Deutscher Städtebaupreis 2003 – Anerkennung für Auenpark Großenhain mit Springer Architekten.

Landschaftsarchitektur als Stadtgestaltung

Ist Landschaftsarchitektur Planung oder Ortsgestaltung

Die Berufsgruppe der Landschaftsarchitekten bildet eine überschaubare Gruppe, die Akteure der Landschaftsarchitektur an der TU Berlin können sogar als eine Art Familie wahrgenommen werden. Auch die Familie der Landschaftsarchitekten an der TU Berlin besteht aus Clans und deren unterschiedlichen Auffassungen über Landschaftsarchitektur.

In den neunziger Jahren arbeitete ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter bei Prof. Loidl. Damit war die Beziehung zu Prof. Wenzel determiniert. Die Kollegen Wenzel und Loidl pflegten ihre eigenen Wellenlängen. Der Planungswissenschaftler Wenzel und der Gestaltungswissenschaftler Loidl arbeiteten an zwei Polen der Landschaftsarchitektur. Der Pol Wenzel vertrat die Auffassung Landschaftsarchitektur bestehe aus Strukturplanung (Stadtplanung, Städtebau), der Pol Loidl setzte sich zumindest nicht besonders dafür ein, die Bedeutung der Ortsgestaltung als städtebauliches Mittel anzuerkennen.

Bei aller Hochachtung für die beiden Theorie-Positionen, muß ich darauf hinweisen, daß die Landschaftsarchitektur der öffentlichen Räume durch die Gleichzeitigkeit der Komponente Ort und der Komponente Zusammenhang (Struktur) ausgezeichnet ist.

Nicht durch die Verwendung von Pflanzen unterscheidet sich die Landschaftsarchitektur von Architektur, Bildhauerei (Kunst am Bau) und Städtebau, sondern durch die beschriebene Gleichzeitigkeit. Darin liegen das Wesen, die Schwierigkeit und das Potential der Landschaftsarchitektur begründet.

Die folgende Gedankenskizze soll auf Basis dieser Auffassung aktuelle Potentiale der Landschaftsarchitektur andeuten.

Die Ohnmacht der Architektur

Der unerfreuliche Zustand der Textur (Rowe, Koetter) der Stadt und die gestalterische Banalität seiner Bausteine ist ausreichend beschrieben.

Ich möchte hier auf den Aspekt der Montage-Stadt hinweisen. Der Rückzug des öffentlichen Interesses der Städte aus der Konzeption und Betreuung von Stadt-Weiterbau hat zu dem Phänomen der Stadt-Montage geführt. Die Montage ISO-Norm-geprüfter Baukastenlösungen und Materialien wird durch ISO-Norm-geprüfte Ingenieure überwacht. Die Haftungsfrage dominiert den gesamten Prozess und wird als Produkthaftung auf die Industrie übertragen. Dies gilt für Wohnungsbau, Brücken, Straßen, Ver- und Entsorgung, Einbauten im Park, etc. gleichermaßen.

Die Ohnmacht der Architektur geht mit Machtgewinn der Ingenieure einher.

Diese Montagementalität ist mittlerweile so weit fortgeschritten, daß wesentliche Bereiche der Städte bis hin zur Kernstadt ihre Charakteristik verloren haben.

Beispiel Kernstadt: wer heute in kurzer Folge Städte, wie zum Beispiel Frankfurt Main und Düsseldorf besucht, wird durch das Vorhandensein nahezu identischer Gebäude irritiert. Die Gebäude sind an sich von guter Qualität, doch sind sie ohne Ortsbezug konzipiert. Durch die wiederholte Verwendung in meh-

renen Städten, werden diese Gebäude zu einer Art Stangenware. Die Orientierung geht verloren. Ist man noch in Frankfurt oder schon wieder in Düsseldorf?

Außerhalb der Kernstadt gibt es kaum mehr charakteristische Architektur. Die mangelnde Nachfrage nach Innenraum führt dazu, daß die Städte jegliche Art privater Entwicklungen akzeptieren. Das betrifft sowohl die Architektur als auch die städtebaulichen Gefüge. Neben den identischen Architekturen und identischen Bebauungsmustern verstärken identische Straßengestaltungen (meistens überdimensioniert) die Unkenntlichkeit der Städte.

Die Charakteristik der Stadt löst sich auf. Stadtgestaltung im Sinne von Camillo Sitte, Fritz Schumacher oder Aldo Rossi mit den Mitteln des Raums, der Architektur als Baustein der Stadt gibt es nicht mehr.

Die Montage-Stadt wird zum Reich der Ingenieure.

Entmachtung der Ingenieure

Erfreulicherweise mehren sich die Zeichen, daß die wachsende Unkenntlichkeit der Städte Stadtgestaltung zum aktuellen Thema macht.

Um diesen Prozess zu intensivieren, sollten Ingenieure entmachtet werden. Landschaftsarchitekten sollten sich um die Federführung aller bisher durch Ingenieure entwickelten Räume bemühen. Die heute ausschließlich der Technik gewidmeten Zonen der Stadt werden mit gedacht und gestaltet. Es geht um die Konzeption und Gestaltung von Verkehrstechnik, Integration der Ver- und Entsorgungstechnik, Umgang mit Niederschlagswasser, Hochwasserschutz, Forstwirtschaft, Landbau, Stadtbeleuchtung, Sicherheitsaspekte, Wasserkanten, etc.

Unter Entmachtung verstehe ich die gestalterische Einbindung und Führung von Ingenieursprojekten durch die Landschaftsarchitektur als Stadtgestaltung. Dazu muß die Landschaftsarchitektur mehr Mut zum Städtebau entwickeln und sich Grundkenntnisse des Ingenieurbaus aneignen.

Die Basis für diese Aufgabenerweiterung bildet die Fähigkeit des räumlichen Entwurfs. Technische Aspekte werden, gerade im Hinblick auf ihre gestalterische Wirkung, in die Stadträume integriert. Aus den technischen Bedingungen lassen sich neue Formvokabeln für die Öffentlichen Räume durch gestalterische Verfremdung ableiten.

Neue Stadtgestaltung mit Landschaftsarchitektur

Architektur und Städtebau sind, unter den heutigen Rahmenbedingungen, nicht in der Lage die notwendige Pflege der Stadtgestalt zu leisten. Die Landschaftsarchitektur sollte das Arbeiten an städtebaulich wirksamen Strukturen und den Entwurf markanter Orte, als Orte städtebaulicher Permanenz (Rossi) zu ihrer Aufgabe machen.

Die Totale Stadtlandschaft (leicht abgewandelt nach Sieferle) ist immer noch durch unterschiedliche Zonen gekennzeichnet. Von der Kernstadt über die Vorstadt zur Peripherie wirkt die Landschaftsarchitektur als Stadtgestaltung unterschiedlich.

Kernstadt: in intakten Strukturen der Kernstädte und historischer Stadterweiterungen wird die Gestalt der Stadt weiterhin durch die Struktur Blöcke, Straßen, Plätze gebildet. Die hohe Öffentlichkeit und das intensiv auf Kernstadt bezogene Interesse der Denkmalpflege garantiert eine hohe stadtgestalterische Qualität. Die Aufgabe der Landschaftsarchitektur stellt sich hier als Veredlung der grünen und mineralen Öffentlichen Räume.

Vorstadt und Innenstädte der Nachkriegszeit: die städtebaulichen Strukturen werden vielfältiger, das Bild der Stadt wird unklarer, die vertrauten Positionen von Planwerken, Denkmalpflege etc. greifen weniger als in der Kernstadt und verlieren an Einfluß. Die Ingenieure breiten sich aus. Hier kann die Landschaftsarchitektur durch Stadtgestaltung Strukturen öffentlicher Räume stabilisieren und neu fassen.

Peripherie: in der Peripherie herrscht Orientierungslosigkeit im räumlichen wie im konzeptionellen Sinn. Die Architektur beschränkt sich, wie dieses Jahr im Rahmen des deutschen Beitrags zur Biennale in Venedig zu sehen war, auf homöopathische Gaben von Architektur (Ferguson) zur Therapie der Totalen Stadtlandschaft.

Die Ingenieure herrschen. Landschaftsarchitektur als landscape urbanism ist ebenfalls durch die Ambivalenz der Komponente Struktur und Ort gekennzeichnet und muß deshalb besonderen Wert darauf legen Zonen und Orte zu gestalten, die diesen neuen Anspruch und die damit verbundenen Inhalte als Raum lesbar machen.

In allen Zonen schafft die Landschaftsarchitektur markante Orte und Merkmale.

Wissen und Können in der Landschaftsarchitektur

Was bedeutet das für die Landschaftsarchitektur an der Hochschule?

Die Landschaftsarchitektur ist strukturell weich. Im Gegensatz zu Architektur, Infrastrukturplanung und Städtebau, besteht das Vorurteil, daß die Notwendigkeit räumlicher Präzision oder Kenntnisse über Baukonstruktion für die Landschaftsarchitektur nicht bestimmend sind. Diese Weichheit macht sie immer wieder zum Opfer von fachfremden Zeitgeist-Strömungen aus anderen Wissenschaftsbereichen, die Ausweichfelder für ihre Inhalte suchen. Diese fachfremden Aspekte der Soziologie, Biologie, Ökonomie breiten sich in der Landschaftsarchitekturausbildung aus, obwohl sie für die Entstehung von Landschaftsarchitektur nur als Nebenfach einzustufen sind.

Die behaupteten Gegensätzlichkeiten von Planungswissenschaft und Morphologie, ästhetischer Objektivität und Stil, Wissen und Können stellen eine immer wiederkehrende Rhetorik der Eroberer aus den Nebenfächern dar.

Diese Rhetorik ist abzulehnen und durch eine integrative Methode zu ersetzen.

Diese integrative Methode nennt sich Entwurf. Entwurf stellt eine intellektuelle Syntheseleistung besonderer Art dar. Entwurf bedeutet entlang einer landschaftsarchitektonischen Theorielinie mit den Mitteln der Morphologie neue Inhalte in adäquat gestaltete Raumstrukturen und Orte zu übersetzen.

Landschaftsarchitektur als Stadtgestaltung und landscape urbanism für die Totale Stadtlandschaft sind durch die Notwendigkeit der Nähe von sich „Wissen-schaffen“ und Inhalte räumlich „gestalten-können“ charakterisiert.

Kathrin Wieck, Dipl.-Ing., *1972. Wissenschaftliche Mitarbeiterin des Fachgebietes Landschaftsarchitektur . Freiraumplanung, TU Berlin und Redakteurin der interdisziplinären Fakultätszeitschrift zone 7. Studierte Landschaftsplanung an der TU Berlin und beteiligte sich an einem Projekt für Nachhaltige Stadtentwicklung in Brasilien. Sie forscht über die Zukunft des öffentlichen Raumes in Bezug zur Entwicklung der städtischen Öffentlichkeit. Die verschiedenen stadtstrukturellen Ansätze von Rio de Janeiro und Berlin sind integraler Bestandteil ihrer Forschungsarbeit.

Mit den Worten: „Daran werden Sie wohl Ihr ganzes Leben schreiben“, entließ mich Professor Jürgen Wenzel aus einer ersten Diplombesprechung. Mein Thesenpapier wanderte zerknüllt in den Papierkorb. Ich hatte ein Jahr zuvor seine Lehrveranstaltung zur Geschichte einer entwicklungsorientierten Landschaftsplanung im Kontext der Berliner Stadtentwicklung besucht und mich für den verbindenden Ansatz zwischen gesellschaftlichen Positionen und städtebaulichen Wandlungsprozessen interessiert. Erstmals begeistert von den interdisziplinären Tiefen unseres Studienganges hatte ich mir für das Diplomgespräch die Geschichte virtueller Kommunikation und Stadtentwicklung zurechtgelegt. Jürgen Wenzel war bemüht, mit knappen Worten einen voraussehbaren Schiffbruch zu vermeiden, erklärte sich aber zu meiner Überraschung als Betreuer der Arbeit bereit. Inspiriert durch seine Literaturvorschläge zur Kaffeehauskultur des 18. Jahrhunderts blieb mir nun die historische Betrachtung bürgerlicher Öffentlichkeit nicht erspart. Auf dem Spaziergang mit den traditionellen Vertretern der Stadtbaugeschichte öffnete sich mein Blick für die Zukunft des Berufes Landschaftsarchitektur, so konnte ich auch in die virtuellen Sphären dieses Jahrhunderts eintreten und auf das räumliche Abbild blicken. Nach Lektüre der fertigen Arbeit bedachte mich Professor Wenzel mit einem fragenden Blick und bot mir an, diese bei ihm als Promotion zu vervollständigen. Seither war ich Mitarbeiterin in seinem Fachgebiet.

Kathrin Wieck.

Urban is Pop!

„Je vollständiger die Welt als Erscheinung, desto undurchdringlicher die Erscheinung als Ideologie.“ (Adorno)

Urbanes Web

Urban research, urban project, urban catalysts, urban diary, urban bodies – durchstöbert man das Web nach aktuellen Informationen zum Begriff des Urbanen, ist die Präsenz webbasierter Plattformen zu städtischen Themenfeldern allgegenwärtig, Tendenz steigend. Sie stehen als globaler Informationspool, öffentliches Diskussionsforum und interdisziplinäre Bühnen einem breiten Publikum zur Verfügung, versenden kostenlos ihre Aktualitäten per Newsletter und sind offen für individuelle Rückfragen. In Zeiten von Informations- und Zivilgesellschaft, die sich durch zunehmende Unsicherheiten auszeichnet, wächst das Bedürfnis nach öffentlichem Diskurs und Einordnung des Einzelnen in gesellschaftliche Prozesse. Durch das Thematisieren und Propagieren spezieller Problemlagen ermöglichen die urbanen Plattformen jedem Nutzer, sich mit einem kollektiven Ich zu identifizieren, das als Sprachrohr für die Sensibilitäten unserer Zeit dient. Aus ihnen lässt sich eine Suchbewegung lesen und die eigene wieder erkennen.

Seitdem Stadtplaner, Landschaftsarchitekten und Architekten dieses Medium für ihre Publicity entdeckt haben, rücken urbane Dispute wieder mehr in das öffentliche Blickfeld. Das ergibt sich zwar als notwendige Folgeerscheinung eines reduzierten Staates, doch die Präsenz derartiger Kommunikationsmethoden beleuchtet auch ein sich wandelndes berufliches Selbstverständnis der planenden Professionen. Auf der Suche nach einem gestalterischen Ausdruck des Wesens alltäglicher sich vollziehender soziokultureller und anderer Prozesse innerhalb der globalisierten Informationsgesellschaft wird die Bündelung und Streuung von Echtzeitinformationen in Auseinandersetzung mit einer zukünftigen Lebenswelt zum Fokus einer sich ändernden Planungspraxis. Es gibt Konferenzen, Debatten und Ausstellungen, die sich mit dem Thema der Visualisierung von alltäglichen Prozessen, von der Begeh- und Erlebbarmachung virtueller Räume und Entwürfe, mit der Konzeptprogrammierung und Strategiefindung zur Umsetzung urbaner Ideen auseinandersetzen. Sie bewegen sich in den Datenströmen der Netzwerke und konzentrieren die gewonnenen Informationen in einem virtuellen Raum. Aus dieser Vorgehensweise lassen sich drei Tendenzen der urbanen Plattformen interpretieren:

Sie leisten eine aktive Suche, indem sie Kommunikation programmatisch verpacken und interdisziplinär durchführen und sich die öffentliche Debatte zur obersten Zielsetzung machen.

Sie bemühen sich, die Schnittstelle zwischen Virtualität und Realität aufzuweichen. Ihre Projekte und Beiträge bewegen sich im realen städtischen Raum und werden gleichzeitig virtuell dokumentiert, bearbeitet und diskutiert. Dabei nutzen sie den Vorteil ihrer beruflichen Unbefangenheit, um sich experimentell auf diesem Terrain zu bewegen und mittels Internetpräsenz ihre Ideen einer

städtischen Öffentlichkeit zur Disposition zu stellen. Der Weg ist das Ziel ihrer Strategie.

Webbasierte Plattformen benutzen das virtuelle Medium, um eine breite Masse für ein Problem zu sensibilisieren, ihre Mitmenschen zu informieren und insbesondere die Fachwelt zur Partizipation zu ermuntern. Sie gehen gewissermaßen in Vorleistung und moderieren Podiumsdiskussionen in virtueller Form.

Durch die Form der medialen Präsentation können sich somit webbasierte Plattformen einer gewissen Popularität nicht erwehren, davon profitierten auch die dargestellten Dispute um mögliche zukünftige Urbanitäten. Mit ihrer Zielsetzung, interdisziplinäre Kommunikation zu fördern, balancieren sie auf dem Grat zwischen eigener Suchbewegung nach beruflichem Selbstverständnis und der gesellschaftlichen Lösungsfindung für eine jetztgültige Entität der Stadt. Sie sind Vermittler, Impulsgeber, Archivare und Moderatoren von Projekten, selbstkreierten Ideen und verlinkten Theoriegehalten. Ihre Tätigkeit ähnelt vielleicht einer Pionierarbeit, doch die Würdigung ihrer tatsächlichen Leistung bleibt hinter der Informationsflut der Netzwerke zurück.

Urbane Plattformen

Tatsächlich sind es vorrangig Repräsentanten eines Forschungsprojektes oder junge Absolventen, für die der Markt trotz ehrgeizigen Ideenreichtums keinen Platz bereithält und die auf diesem Weg ihren kritischen Betrachtungen und experimentellen Projekten eine öffentliche Bühne geben. Drei ausgewählte Plattformen werden im folgenden vorgestellt, das Urbane bildet die Keimzelle ihrer Strategien. Aus der Menge der Plattformen, die sich mit der Zukunft der Stadt, ihrer Funktionsfähigkeit und Suche auseinandersetzen, fällt der Begriff „urban“ auf. Die Frage nach aktueller Urbanität ist zwar nicht neu, sie hat spätestens seit den siebziger Jahren Geschichte geschrieben. Aber den Experimentellen geht es nicht um eine Hinterfragung der Sinnhaftigkeit eines traditionellen Planerbegriffes. Vielmehr scheinen sie seine Bedeutung zu egalisieren. Urbanität ist an den städtischen Raum gekoppelt und bezeichnet alles, was zu dessen Vitalität beiträgt. „Urban“ ist Programm, Name oder Inhalt und trägt die Rolle eines Logos. Trotz unterschiedlich medialen Auftritten vereint die urbanen Webplattformen dieses Logo und ist Teil ihrer Öffentlichkeitsarbeit. Die Darstellung ihrer Projekte zum zukünftigen und derzeitigen städtischen Kontext geht eigene Wege – über die Veröffentlichung kritischer Artikel, über die Vorstellung durchgeführter und geplanter Projekte, über die Beschreibung von Forschungsansätzen, über die Zusammenarbeit mit staatlichen Programmen. Es bietet ihnen natürlich auch die Möglichkeit zur Selbstdarstellung, indem sie ihre individuelle Meinung oder die Position ihres Teams darstellen und entsprechend inszenieren. Letzteres dient auch mittels Werbung zur Vermarktung ihres Produkts, ob Online-Magazin, Projektidee, Forschungsthema oder virtuelles Büro. Doch der kommerzielle Gedanke ist wohl kaum ihre Antriebskraft. Den Ideenreichtum schöpfen sie vielmehr aus einem inspirativen Idealismus, der einer lauen Zeit zu entspringen scheint. Trotz formaler und inhaltlicher Vielfalt vereint sie ihre Programmatik und Zielsetzung. Die urbanen Plattformen bilden ihren eigenen runden Tisch und motivieren zur Beteiligung durch Selbstinitiative. Insgesamt bilden sie eine

ideelle Einheit und stellen sich der Suchbewegung unter ihrem gewählten Motto „urban“. Sie integrieren sich somit in einen Prozess der Popularisierung, der durch das von ihnen gewählte Medium der interaktiven Kommunikation eine Masse erreicht.

Wolkenkuckucksheim (www.cloud-cuckoo.net) – ist eine internationale Online-Zeitschrift der Brandenburgischen Universität für Theorie und Wissenschaft der Architektur. Sie kooperiert mit amerikanischen, kanadischen und russischen Zeitschriften und erscheint seit 1996 dreisprachig zweimal im Jahr. Wolkenkuckucksheim – der Name ist Programm, mit ihm soll ein Raum zwischen Himmel und Erde geschaffen werden, „in dem versponnene Architekturtheoreme dem Denken und Handeln, Bauen und Wohnen, Werk und Prozess, Kunst und Alltag aufeinander bezogen werden“. In Darstellung und Besprechung der Beiträge gründet sich eine „interaktive Stadt“, die als virtueller Diskussionsraum fungiert. Die Leser werden dazu aufgefordert, die Beiträge öffentlich zu kommentieren und ihre eigene Position zu den urbanen Themen zu äußern. Jeweils nach Erscheinen einer Ausgabe werden öffentliche Autorenkonferenzen veranstaltet, die Diskussion wird somit neben der virtuellen auf eine reale Bühne gehoben. Die Strategie der Zeitschrift kommt ihrem Titel nahe, die in Allegorie zu Aristophanes' Wolkenkuckucksheim einen Raum bilden will, der über die von Sprachen, Kulturen und Disziplinen geformten herkömmlichen Grenzen hinausgehen und als Bewohner „Stadtkritiker“ und „Stadttheoretiker“ gewinnen will. Die Zeitschrift bietet außerhalb der eigenen Beiträge Datenbanken mit Listen von Architekturtheoretikern und Kritikern, die Darstellung von Forschungsvorhaben und ihren Ergebnissen, Online-Zugänge zu internationalen Universitätsbibliotheken, aktuelle Verzeichnisse lieferbarer Fachliteratur sowie Links für Architekten zu architekturbezogenen externen Angeboten. Die letzte Ausgabe behandelte das Thema „urban bodies“, das sich mit dem Wechselverhältnis zwischen dem von seiner Umgebung geprägten leiblichen Körper des Menschen zu dem materiellen Stadt- und Architekturkörper auseinandersetzt. Mit der These, das dieses Zusammenspiel immer mit den jeweiligen zivilisatorischen und kulturellen Stand einer Epoche korrespondiert, wird im Zusammenhang mit der Virtualisierung des Urbanen die zunehmende Entkörperung in einem letzten Aufbegehren durch die „Californisierung“ europäischer Städte diskutiert. Im Sommer diesen Jahres veranstaltet die Zeitschrift in Zusammenarbeit mit zwei Lehrstühlen der BTU Cottbus eine Konferenz zu einem weiteren aktuellen Thema „Der öffentliche Raum in Zeiten der Schrumpfung“.

sichtbar.org (www.sichtbar.org) – ist eine webbasierte Plattform, die urbanistische Projekte an die Öffentlichkeit trägt und diskutiert. Sie bezeichnet sich auch als Sichtbar – urban/cultural research. Die Plattform versteht sich als transdisziplinäres Forum, auf dem konventionelle Grenzziehungen zwischen wissenschaftlichen und gestalterischen Teildisziplinen überprüft werden können. Sie beinhaltet laut Verfasser „empirische Analysen, theoretische Neuansätze und innovative Diskussionsbeiträge aus dem Bereich Stadtforschung, populärkulturelle Diagnosen und raumstrukturelle Veränderungen“. Ihre wissenschaftliche Arbeit kann mittels der Internetpräsenz in einen vielfältigeren Diskussionszusammenhang

gebracht werden. Sichtbar.org vereint verschiedene Projekte, die sich mit der Zukunft des städtischen Raumes auseinandersetzen. Diese bewegen sich zwischen zwei Grundpfeilern ihres Gedankengebäudes: 1. Stadt als Pool aller alltäglichen Handlungen, routinierten Wahrnehmungen, individuellen Präferenzen, die die städtischen Aktions-, Erlebnis- und Arbeitsräume der Menschen strukturieren. Die Wechselwirkung zwischen urbanem Raum und seinen Bewohnern wird zutage gefördert und thematisiert. 2. Empirie – beschreibt die Arbeitsweise von sichtbar.org auf text-, klang- und bildbezogener empirischer Grundlage. Das bedeutet, dass zur Analyse des Gegenwärtigen auch die Erforschung trendorientierter Taktiken und Strategien gehört und deren multimediale Präsentation. Auch bei dieser Plattform ist der Name Programm – sichtbar.org will mit seiner Beteiligung an Forschungsprojekten durch Analysen sozialräumlicher Transformationsprozesse und deren Umsetzung in eine diagrammatische Lesart die Ergebnisse öffentlich kommunizieren. Ein abgeschlossenes Projekt ist z.B. „Cool Frankfurt“ in Zusammenarbeit mit einem Forschungsvorhaben des Bauhaus-Kolleg zum Thema Event-City „New Entrepreneurs: Kreative Neuerfinder des Städtischen“. Sichtbar.org lieferte empirisches Interview-, Text- und Bildmaterial und wertete dieses mit aus. Das Forschungsprojekt sollte auf einen neuen Unternehmertypus verweisen, dessen Motto „Be cool“ lauten könnte. Ein Typus, der mit den sozialliberalen Traditionen eines sicherheitsorientierten Statusdenkens bricht und neue Lebensperspektiven ausprobiert, die im gesellschaftlichen und städtischen Raum verortet sein sollen. Die Verortungsstrategien des „New Entrepreneur“ wurden entwickelt und praktiziert. Das Beispiel zeigt auch die Doppelbödigkeit einer webbasierten Plattform – das Schwanken zwischen teilweise eingeschränkten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und der Lust am Kreieren und Realisieren eigener Projektideen.

rude architecture (www.rude-architecture.de) bezeichnet sich selbst als Programm für urban research und experimental design. Der Name birgt zudem den programmatischen Charakter dieser virtuellen Bürogemeinschaft. Mit ihren Projekten vermitteln die Protagonisten Denkanstöße, wie die Stadt heute gewertet werden kann, welche Potenziale sie beinhaltet, die vielleicht nicht auf den ersten Blick erkennbar sind. Rude – ist auch gleichzeitig die Beschreibung ihrer Arbeit, deren Ziel es ist, durch offene Interventionen im städtischen Raum eine Transformation seiner Nutzung zu erzeugen. Vor dem Hintergrund der sich verändernden Stadt durch die neuen Kommunikationstechnologien sollen die Projekte den öffentlichen Raum aktivieren. Die Eingriffe in den Raum werden unkonventionell mit Hilfe der neuen Medien gelenkt, organisiert und kontrolliert. Mit ihnen werden Stadtbewohner und Touristen angesprochen, die Methode beruht auf Darstellung der möglichen Interaktivität im öffentlichen Raum. Beispielhaft in diesem Zusammenhang ist das im letzten Winter durchgeführte Projekt „urban_diary“ zu nennen. Wer in Berlin mit der BVG unterwegs ist, wird vermutlich den U2-Bahnhof Alexanderplatz schon als Ort künstlerischer Aktionen wahrgenommen haben. Dieser Ort bot auch für urban-diary den geeigneten Rahmen zur Präsentation der gesammelten und auf einem Videoscreen präsentierten SMS-Nachrichten. Die Teilnahme war für jeden Mobiltelefonbe-

sitzer möglich. Aus den gesammelten Nachrichten entstand ein Tagebuch, das sich aus den Reflexionen und Eindrücken, Meinungen und Positionen der Stadtbewohner zusammensetzte. Die Interaktionen vollzogen sich nicht nur auf virtueller Ebene, indem die Teilnehmer gegenseitig auf ihre Nachrichten reagierten. Auch innerhalb des Bahnhofes veranlassten die Texte zur Diskussion zwischen den Passanten. Die jungen Architekten von rude-architecture bekamen für ihr Projekt den dritten Preis des Bauhaus-Awards 2003.

Urban is pop!

Die These, urbane Plattformen vereinheitlichend als Popkultur zu bezeichnen, ist einseitig, aber bewusst gewählt. Dahinter versteckt sich die Ambivalenz der Versuche, auf die Irritationen der gestaltenden Professionen angesichts sich wandelnder Lebensstile, knapper öffentlicher Haushalte und modifizierter Ansprüche aufmerksam zu machen, eigene theoretische Lösungen anzubieten und zu diskutieren, sich aber gleichzeitig eines Mediums zu bedienen, das sich erst durch die Verallgemeinerung eines Problems, überspitzt formuliert durch die Vermassung legalisiert. Um mit Adornos Worten zu sprechen: „In Zeiten gesellschaftlicher Krisen, die auch immer Zeiten eines gesellschaftlichen Ich sind, dienen Kunst und populäre Kultur eher der Informationsvermittlung“ (vgl. Adorno in Kausch 1988). Auf diesem Weg streifen wir die Frankfurter Schule, der es zu verdanken ist, dass der Begriff der Populärkultur eine Zuordnung fand. Adorno verwendete dafür als Synonym den Begriff „Kulturindustrie“ und bezeichnete damit das Aufkommen eines Massenphänomens. Seinen Ursprung hat diese Entwicklung Industrialisierung, in der bestimmte Verhaltensweisen industrialisiert und vermarktet wurden; die Populärkultur ist somit ein Produkt des bürgerlichen Zeitalters. Nach der Adornoschen Theorie der Kulturindustrie seien ihre Produkte mit folgenden Eigenschaften belegt: soziale Indifferenz, Wiederholung des Unmerklichen, rasche Vergänglichkeit, Verdopplung der Realität und Verstärkung gegebenen Bewusstseins. Ein weiterer Vorwurf unterstreicht die Oberflächlichkeit der Populärkultur, sie sei nur deshalb möglich, weil keine geistige Verarbeitung der Realität erfolge, weder als Kritik noch als Legitimation. Sie gäbe sich sogar als Ware erkennbar und kokettiere mit diesem Charakter, was sie von manipulativer Ideologie unterscheide. Die Kulturindustrie nach Adorno ist somit der Entmündigung des Bürgers gleichzusetzen, da beispielsweise durch die Verbreitung der Massenmedien durch das Nichteingreifenkönnen des Rezipienten eine Passivität erzwungen wird, die das Individuum zerstört. Somit scheint eine reflektierte Entwicklung des Einzelnen ausgeschlossen, zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen objektiver und subjektiver Realität findet keine Reflektion statt. Dieses definierte Negativbild ist zu großen Teilen der Entwicklung der Massenmedien geschuldet. Sie erzeugen eine Kulturindustrie, deren Waren von ihr formulierte Bewusstseinsinhalte sind und somit gleichzeitig die Bildung eines gesellschaftlich durchschnittlichen Alltagsbewusstseins fördern. Die Bedürfnisse, die von ihnen erfüllt werden können, werden durch sie selbst erzeugt und können damit ihren oberflächlichen Grad nicht überschreiten.

Der Vergleich einer medialen Verdopplung der Wirklichkeit liegt nahe, da es sich bei der Informationsvermittlung mittels webbasierter Plattformen auch

um eine emotionale Übertragung handelt. Es steckt aber auch Polemik dahinter, wird doch in der Präsentation der Objekte der Begriff des Urbanen inflationär verwendet. Je nach ihrer Darbietung erzeugen sie beim Benutzer unterschiedliches Interesse. Dem Prozess des Interagierens ist somit das passive Konsumieren vorangestellt, eine Diskussionsgemeinschaft wird demnach schon mit der bloßen Bereitstellung des Erlebnisses gegeben (vgl. Franck in Keller 2000). Bezogen aber auf die urbanen Plattformen beschreibt vorrangig das gezielte Massenphänomen deren Popularität. Die Adornosche Kritik bekommt in Zeiten der Internetpräsenz eine andere Dimension. Masse wird notwendig, Wissen avanciert zum öffentlichen Kapital durch die allgemeine Zugänglichkeit. Jeder kann sich Wissen aneignen und mit ihm einen „Kapitalisierungsprozess der eingenommenen Aufmerksamkeit“ vorantreiben (ebd.). Die Antriebskraft für diesen veränderten Kapitalisierungsprozess liegt in dem Wesen der Informationsgesellschaft, worin sich ebenso die Motive der virtuellen Gemeinschaftsbildung begründen. Der öffentliche Austausch hat sich somit verlagert in die Öffentlichkeit eines virtuellen Raumes. Gerade die themenbezogenen webbasierten Plattformen motivieren den Zusammenschluss virtueller Gemeinschaften, das ist Teil ihres Programms. Ihre Kultur transferiert vielmehr den sozialen Wandel zu mehr selbstorganisierter, gegenseitiger Hilfe abseits des Staates. Sie bildet ein eigenes Sozialgefüge mit Regeln und notwendiger Distanzierung. Das eigenverantwortliche, produktive Handeln der Netzplattformen macht sie zum Prototyp eines neuen öffentlichen Lebens und zum Ausdruck der erwünschten Zivilgesellschaft. Habermas erklärt diese als Anschlussbegriff von Öffentlichkeit, der „sowohl die verlorenen Formen der traditionellen Gemeinschaft ersetzen als auch gemeinsame Lebensformen etablieren (wird), die durch Kommunikation und nicht durch Geld oder Macht strukturiert werden.“ (vgl. Habermas in Hohendahl 2000). Eine Umsetzung ihrer Ideen, die Verbreitung ihres Wissens an die entscheidungstragenden Instanzen und ein Umdenken in der Fachwelt könnte in Zukunft dazu beitragen, dem ambitionierten zivilgesellschaftlichen Auftrag gerecht zu werden und die bisher aktive Suche in reale städtische Lösungen zu überführen. Ihre Popularität ist also Mittel zum Zweck, und Zweck ist die Suche.

Literatur

Franck, Georg: Die Ökonomie der Aufmerksamkeit. In: Keller; Ursula (Hrsg.): Perspektiven metropolitane Kultur, Frankfurt/Main 2000

Hohendahl (Hrsg.): Öffentlichkeit. Geschichte eines kritischen Begriffs, Stuttgart, Weimar, 2000

Kausch, Michael: Kulturindustrie und Populärkultur. Kritische Theorie der Massenmedien, Frankfurt am Main, 1988

Urbane Landschaftsarchitektur im Suburbanen Raum

Jan Dieterle, Dipl.-Ing. Landschaftsarchitekt; Studium der Landschaftsplanung an der TU Berlin, Tutor am Fachgebiet Prof. Wenzel, Betreuung von Grundstudienprojekten und CAD-Kursen; Diplomarbeit 'Zwischen Stadt und Land': Eine Strategie für die Entwicklung des suburbanen Raums am Beispiel eines Bereiches zwischen der Stadt Frankfurt und dem Taunus. Architekturpreis, 2. Preisgruppe, Betreuung: Prof. Wenzel. Bis 2001 Mitarbeit im Büro Sprenger, Landschaftsarchitekten und Ingenieure, in Berlin; 2001/02 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Landschaft und Garten, Universität Karlsruhe (TH): Forschungsprojekt Stadt 2030 – Bindeglied Rheinlandschaft; seit 2002 Wissenschaftlicher Angestellter am Institut für Landschaft und Garten, Universität Karlsruhe (TH). Im Rahmen des Bundesforschungsprojektes „Stadt 2030 – Karlsruhe: Grenzen überschreiten im FUTURE-Bereich der Stadt Karlsruhe“ wurden exemplarische Problemdimensionen der Regionalisierung ausgewählt und in vier Teilprojekten behandelt. Das Institut für Landschaft und Garten bearbeitete das Thema „Bindeglied Rheinlandschaft – räumliche Verknüpfung in der Stadtregion“. Prof. Henri Bava, Dipl.-Ing. Jan Dieterle, Dipl.-Ing. Stefan Helleckes, Dipl.-Ing. Gunther Loydl. In Zusammenarbeit mit dem Institut für Gebäudeplanung Prof. Walter Nägeli, Dipl.-Ing. Gudrun Wiedemer.

Jürgen Wenzel bezeichnete 1995 in einer ‚Grün der Zeit‘ Umfrage sein Verhältnis zu Studenten als ‚sachlich‘ und er äußerte, dass er eher ‚geschätzt‘ als ‚beliebt‘ sein wolle. Sachlich begann dann auch das zweite Studienjahr bei Professor Wenzel: Die umfangreiche konzeptionelle Bearbeitung einer ganzen Stadt unter städtebaulichen Gesichtspunkten provozierte zunächst aber nur Fragen: Was hat das mit Landschaftsplanung zu tun? Heißt es Landschaftsarchitektur? Machen wir Städtebau? Meine Suche nach Positionen feierte kurz darauf einen ersten Erfolg: Die ‚Choreographie des öffentlichen Raums‘, eine von Professor Wenzel initiierte Vortragsreihe, zeigte Visionen und Projekte, die sich im Spannungsfeld von Städtebau und Landschaftsarchitektur bewegten. Die ‚Stadt als Aufgabe‘ entwickelte sich seitdem für mich zu einem zentralen Betätigungsfeld. Ich begann die Projekte und Seminare zu schätzen, mit denen Jürgen Wenzel aktuelle Themenfelder der Stadtentwicklung besetzte. Nach ‚Strategien für die Region Jena‘ und Fragen nach der ‚Auflösung der Stadt‘ endete mein Studium bei Jürgen Wenzel ‚Zwischen Stadt und Land‘. Neben der inhaltlichen Prägung bleiben aber auch persönliche Erinnerungen: Gespräche von Vater zu Vater, als 1997 Wassili und Paul geboren wurden, ‚vite-vite‘ durch die Banlieue von Paris... und zum Schluss ein Glas Sherry nach der Prüfung.

Jan Dieterle

Zwischen Totaler Landschaft und Stadt-Land Gegensatz

Strategie für eine landschaftsbezogene Stadt- und Regionalentwicklung

Schwarzwald, Kraichgau, Weinstraße und Pfälzer Wald, jede und jeder kennen sie. Die Begriffe stehen für vier Landschaften, die besondere Charakteristika aufweisen und spezifische Assoziationen wecken. Demgegenüber wird die Rheinniederung bislang kaum als zusammenhängende Landschaft wahrgenommen. Auf beiden Seiten des Rheins befinden sich große naturnahe Auenwälder, offene landwirtschaftlich genutzte Bereiche sowie großflächige Industrie- und Gewerbegebiete. Der Rhein selbst wird als Grenze und Rückseite wahrgenommen.

Abb. 1 Rheinniederung bei Karlsruhe



Ziel des Teilprojektes „Bindeglied Rheinlandschaft“ am Institut für Landschaft und Garten der Universität Karlsruhe ist die Umwertung der heterogenen Gebiete entlang des Rheins zu einer kohärenten Rheinlandschaft im Zentrum der Region Karlsruhe. Zentrale Aufgabe dabei ist die Entwicklung von Handlungsstrategien für einen landschaftsbezogenen, räumlichen Ansatz der Stadt- und Regionalentwicklung. Bei diesem Ansatz ist die landschaftliche Situation, mit dem Potenzial der vorhandenen historischen und ökologischen Qualitäten, Ausgangspunkt für eine zukunftsfähige Entwicklung.

Zukünftige Entwicklung: Zwischen Landschaft und Stadt

Als gesellschaftliches Bild des Mensch-Natur-Verhältnisses unterliegt Landschaft ständigen Veränderungen: „als Realität ist Landschaft [...] Produkt des Werktaages, geschichtliches Resultat der materiellen Produktion.“ (Wormbs 1974:

Abb.2 4+1: Neben den bereits vorhandenen bekannten Landschaften Pfälzer Wald, Weinstraße, Kraichgau und Schwarzwald soll die Rheinlandschaft in der Region etabliert werden



485) Sie ist das Resultat spezifischer und ihrer Zeit angemessener Nutzungen in Bezug zu den vorhandenen örtlichen Gegebenheiten. Was wir also wahrnehmen, ist von unterschiedlichen Prozessen geprägte Kulturlandschaft und als solche sedimentierte Geschichte.

„Aber das archäologische Konzept der Schichtenbildung ist noch nicht die

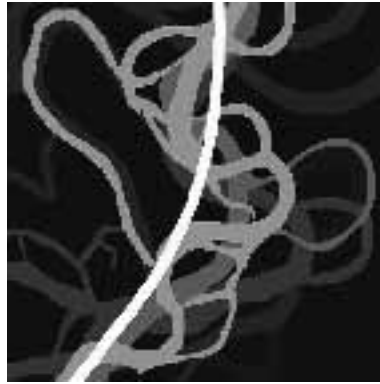


Abb.3 fluviale Landschaftsmuster

geeignetste Metapher, mit der sich dieses Phänomen der Akkumulation beschreiben ließe. Die meisten dieser Schichten sind sehr dünn und zugleich voller Lücken. (...) Das ganz mit Spuren und gewaltsam durchgeführten Lektüreversuchen überladene Territorium ähnelt viel eher einem Palimpsest.“ (Corboz 2001: 164) Mit Palimpsest wird ein Schriftstück bezeichnet, von dem der ursprüngliche Text abgewaschen oder abgeschabt worden ist und das danach neu beschrieben wurde. Diese Beschreibung lässt sich auf die Transformation der Kulturlandschaft seit der Industrialisierung übertragen.

Mit voranschreitender Industrialisierung wurde die lokale Differenzierung der vorindustriellen Kulturlandschaft aufgelöst. Sieferle zufolge führten vor der Industrialisierung die geringe Mobilität sowie die Beschränkung des Informationsflusses zu einer speziellen, kleinräumigen Anpassung der Kultur an die jeweiligen lokalen Umweltbedingungen (vgl. Sieferle 1998: 158 f.) Es formten sich kulturelle Einheiten mit regionalen Stilen und Traditionen, die großräumig betrachtet eine differenzierte Kulturlandschaft bildeten. Demgegenüber wird die heutige Kulturlandschaft durch eine enorme Pluralität von nicht ortsspezifischen Ausdrucksformen charakterisiert. Durch den beschleunigten Informationsaustausch und die Mobilisierung von Menschen und Materialien können sich Traditionen und Stile nicht mehr in dem Maße wie früher etablieren und lokal verfestigen. Es setzt eine ästhetische Nivellierung ein, und im Gegensatz zur formalen Einheit einer vorindustriellen Kulturlandschaft erscheint die heutige Kulturlandschaft als zusammenhangloses Nebeneinander unterschiedlichster Formen.

Thomas Sieverts beschreibt den Zustand der verstärkten Landschaft oder verlandschafteten Stadt als „Zwischenstadt“. Die Durchdringung von Siedlungen und Freiräumen sei eine Folge der gleichzeitig verbreiteten Sehnsucht nach Stadtkomfort und Landschaftskontakt und habe bereits zu einem Stadt-

Land-Kontinuum geführt. Rolf P. Sieferle (1997: 205 ff.) spricht in diesem Zusammenhang von der „Totalen Landschaft“, in der sowohl der „zivilisatorische“ als auch der „ökologische“ Gegensatz von Stadt und Land eingeebnet sei. Sieverts (1997: 20) erkennt die vorhandenen Strukturen an und fordert, dass die Vielfalt der Bebauungsinseln wie ein „Archipel“ in das „Meer“ einer zusammenhängend erlebbaren Landschaft eingebettet bleibe: Die Landschaft müsse zu dem eigentlichen Bindeelement der Zwischenstadt werden. Seine Überlegungen können als Aufforderung verstanden werden, die räumliche Konfiguration von Stadt und Landschaft „zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land“ zu überdenken.

In der aktuellen Debatte gibt es aber auch kritische Positionen zur Sichtweise des Stadt-Land-Kontinuums, vor allem zum Umgang mit den Folgen des modernen Städtebaus. Kritiker wie F. Neumeyer sehen heute die „Vision von aufgelockerten, in Licht und Grün gebadeten Stadtlandschaften zu einem Albtraum geworden. ‚Stadt‘ und ‚Landschaft‘ sind gleichermaßen bis zur Unkenntlichkeit zersiedelt, aufgelöst und entstellt.“ (Neumeyer 1995: 31) Die Verstädterung der Landschaft und die landschaftliche Auflösung der Stadt seien Folgen dieser Entwicklung, und es fehle an Instrumentarien, in diese Prozesse einzugreifen. Die moderne Stadtlandschaft wird als etwas Formloses angesehen, das mit den Mitteln der Stadt oder der Architektur kaum zu interpretieren sei (vgl. ebenda: 41).

Was Landschaft letztlich von der Stadt unterscheidet, „ist offensichtlich weder ihre kulturelle Formung noch die Kategorie der ästhetischen Wahrnehmung, sondern im tiefen Kern beinhaltet der Gegensatz zur Stadt das Aufscheinen von Natur in der Landschaft.“ (Wolfrum 2001: 81) In diesem Sinne ist Landschaft das wahrnehmbare ästhetische Gegenüber und wird als Gegenbild zum gesellschaftlichen Alltag wahrgenommen. Hierzu führt der Landschaftsarchitekt D. Kienast aus: „Das alte Gegensatzpaar Stadt und Land hat sich aufgelöst, die Grenzen sind verwischt. (...) Die Lesbarkeit, die Erlebbarkeit der Welt beruht aber auf dem Prinzip der Ungleichheit. Zukünftige Aufgabe in dieser Gleichzeitigkeit von Stadt und Land ist es deshalb, das weitere Verschleifen der inneren Grenzen und Brüche zu verhindern. Sie müssen wieder sinnlich erfahrbar werden.“ (Kienast 2002: 207)

Rheinlandschaft: Zwischen Totaler Landschaft und Stadt-Land-Gegensatz

Für das Untersuchungsgebiet trifft das zusammenhanglose Nebeneinander verschiedener Formen zu, in dem sich deutlich Bereiche abzeichnen, die sich hinsichtlich Geschichte, Sozialstruktur, stadträumlicher oder landschaftsräumlicher Qualität unterscheiden. Beispiele hierfür sind Knielinger See neben Rheinhafen, barocke Achse neben Forschungszentrum, Naturschutzgebiet neben Raffinerien usw.; sie alle folgen nicht dem klassischen Ideal des Stadt-Land-Gegensatzes.

Allerdings ist das Untersuchungsgebiet nicht vollständig in ein Stadt-Land-Konglomerat transformiert worden. Es zeichnen sich deutlich großräumige landschaftsräumliche Merkmale ab, so die zusammenhängenden Wälder Bienenwald und Hardtwald oder die Kante der Niederterrasse im Zusammenhang mit den Rheinauen. Diese landschaftlichen Strukturen sind wichtige Gliederungselemente der künftigen Rheinlandschaft, und unter Bezugnahme auf die

aktuellen Interpretationen der Stadtlandschaft kann das Untersuchungsgebiet als kohärente Rheinlandschaft angesehen werden.

Die zukünftige Entwicklung wird sich demzufolge im Spannungsfeld von „Totaler Landschaft“ und klassischem Stadt-Land-Gegensatz abspielen. In Anlehnung an Kienast ist das Ziel dieser Arbeit, prägnante stadt- und landschaftsräumliche Qualitäten zu entwickeln. Der Wechsel von unterschiedlichen Stadt- und Landschaftsräumen ermöglicht eine dezentral strukturierte und vernetzte Stadtlandschaft, die ein Netz aus kompakt organisierten „Stadtinseln“ und Landschaftsräumen unterschiedlicher Größe und Dichte bildet.

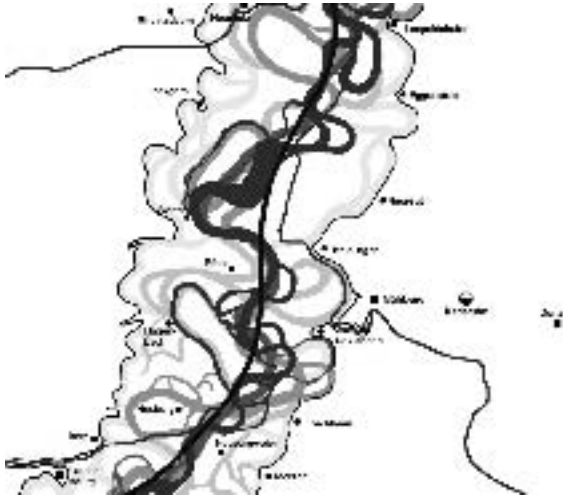


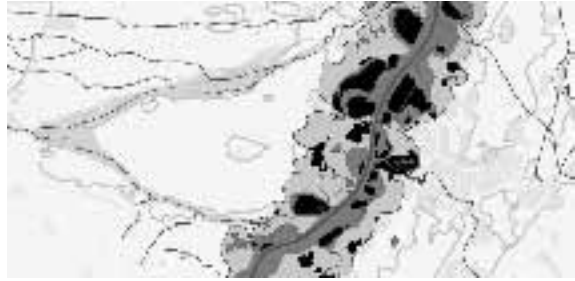
Abb.4 Die Fragmente alter Flussläufe bilden zusammen mit dem kanalisiertem Rhein die Grundstruktur der Rheinniederung.

Rheinarchipel: In-Wert-Setzen der vorhandenen landschaftlichen Qualitäten

Die heutige landschaftliche Situation der Rheinniederung ist das Resultat spezifischer Nutzungen in Bezug zu den örtlichen Gegebenheiten. Die unterschiedlichen Spuren dieser Prozesse sind heute noch erkennbar, und die entsprechenden landschaftlichen Strukturen bilden das Gedächtnis der Landschaft. Wesentliches Charakteristikum der Rheinlandschaft nördlich der Murgmündung bis zur hessischen Landesgrenze sind die Rheinschlingen, die durch die Rheinkorrektur im 19. Jahrhundert auf badischem und bayerischem Territorium vom Hauptstrom abgeschnitten wurden. Im Innern dieser Rheinschlingen bildeten sich durch variierende Rheinverläufe und wechselnde Wasserstände natürliche Anhöhen. Außerdem wurden Flächen im Auenbereich künstlich aufgeschüttet, um dort eine wasserunabhängige Nutzung zu ermöglichen.

Interpretiert man diese Anhöhen und Aufschüttungen als Inseln, stehen diese als Rheinarchipel in einem ideellen Zusammenhang. Dadurch besteht die Möglichkeit, die Inseln je nach Eignung unterschiedlich zu nutzen, ohne den Zusammenhang des Archipels zu zerstören. Durch die Konzentration von Wohn-, Gewerbe- und Freizeitnutzungen auf den Inseln kann die künftige Siedlungsent-

Abb.5 Die Inseln werden als Inselgruppe in der Rheinniederung interpretiert. Als Rheinarchipel bilden sie eine kohärente landschaftliche Figur.



wicklung gesteuert werden. Demgegenüber stehen in den Landschaftsräumen Auenwald und Rheinniederung sowohl die sinnliche Erfahrung der landschaftlichen Reize als auch informelle Nutzungen im Vordergrund. Die Rheinauen als „Neue Wildnis“ bieten Naturerlebnis und Abgeschlossenheit. Die Rheinniederung als offene Landschaft vereint Gärten, Obstwiesen und landwirtschaftliche Flächen im Wechsel mit Spiel- und Sportfeldern, die durch ein Netz aus Wegen und Kanälen strukturiert werden. Entscheidend für die In-Wert-Setzung der Rheinlandschaft ist der Ausbau der Stichwege zu einem Erschließungsnetz mit dem Rheinboulevard als zentraler neuer Struktur entlang der Deiche.

Regionale Strategie: Handlungsempfehlungen

Für die zukünftige Weiterentwicklung der Region Karlsruhe sind sowohl eine gemeinsame, regionale Vision als auch im Sinne dieser Vision zielgerichtete Handlungen notwendig. Mit der Idee der Landschaft als Sinnbild einer zusammenhängenden Einheit können unterschiedliche Elemente und Ansätze zu einem regionalen Konzept verschmolzen werden. Das Konzept „Rheinarchipel“ soll in diesem Sinne als übergreifendes Leitbild dienen.

Als erster Schritt einer regionalen Kooperation müssten sich Kommunen über die gemeinsame Vision „Rheinarchipel“ verständigen. Hierfür werden in interkommunaler Zusammenarbeit auf regionaler Ebene gemeinsame Prinzipien zukünftiger Entwicklung formuliert, wobei die konkrete Ausformulierung und Nutzung zunächst offen gelassen werden. Wichtige Bausteine hierfür sind die Außendarstellung der Region und die Etablierung eines regionalen Innenbildes durch Öffentlichkeitsarbeit. Der Rheinarchipel könnte als ein Symbol der Region Karlsruhe entwickelt werden, öffentlichkeitswirksame Aktionen und Events könnten zu einem entsprechenden Imagegewinn führen.

Als weiterer Schritt sollten die Kompetenzen einer landschaftsbezogenen Stadtentwicklung gebündelt werden, beispielsweise in Form einer Agentur für den Rheinarchipel. Erst dadurch können alle zukünftigen Konzeptionen und Projekte zur Fortentwicklung des Rheinarchipels beitragen.

Für die zielgerichtete Integration künftiger Entwicklungen ist ein Strategieplan für den Rheinarchipel notwendig. Mögliche Schwerpunkthemen sind „Inseltypologien“, „Mehr Raum für Wasser“, „Ein Rheinboulevard für die Region“, „100 neue Wege“ und „Neue Brücken“.

Bevor eine feste regionale Organisationsstruktur entsteht, kann durch die Zusammenarbeit in konkreten Projekten die interkommunale Kooperation erprobt werden. Positive Projekte, die der Region Vorteile bringen und auch als Starterprojekte für den Rheinarchipel dienen, sind beispielsweise „Der Rheinhafen als Hafen der Region“, „Die Qualifizierung der Rheinzuflüsse“, „Die Seenplatte Oberrhein Mitte“, „Eine neue Rheininsel am Knielinger See“.

Für die Realisierung solcher Projekte sollten unbedingt Synergieeffekte anderer Vorhaben genutzt werden, etwa durch die Verknüpfung mit dem PAMINA-Rheinpark, die Veränderungen im Zusammenhang mit der zweiten Rheinbrücke, Maßnahmen der Hochwasserschutzprogramme und Mittel des Interreg-IIIb-Programms der EU.

Schließlich sollen die Entscheidungskompetenzen auf regionaler Ebene ausgeweitet werden, um ein regionales Projekt- und Flächenmanagement in Bezug auf den Rheinarchipel zu ermöglichen.

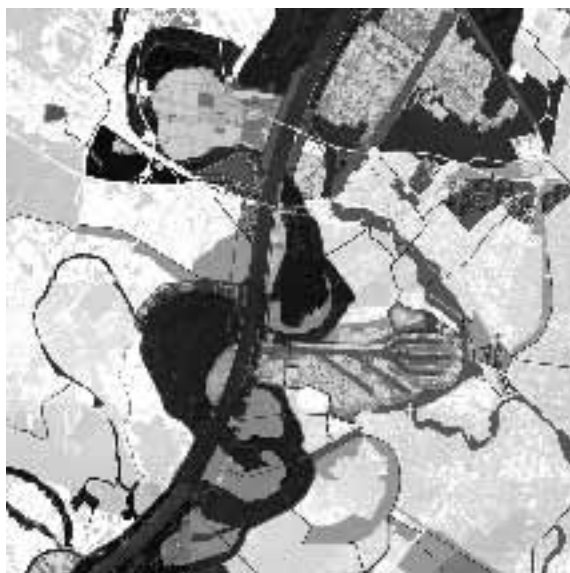


Abb.6 Szenario Karlsruhe 2030: Der Rheinarchipel wird als gliedernde Struktur etabliert, welche auf unterschiedlichen Maßstabsebenen die Siedlungs- und Freiraumentwicklung prägt.

2030: Ein Ausblick

Die Entwicklung der Vision Rheinarchipel durch konkrete Projekte muss als regionale Querschnittsaufgabe aufgefasst werden, die sowohl die verschiedenen Gemeinden als auch unterschiedliche Fachdisziplinen vereint. Es soll ein Prozess angestoßen werden, bei dem durch jedes neue Projekt die Wechselbeziehung zwischen Objekt und lesbarem Zusammenhang deutlich wird.

Jede Intervention wird als Baustein der zukünftigen Rheinlandschaft betrachtet, da jedes Projekt sowohl in den Kontext des Rheinarchipels eingebunden wird als auch selbst zu dessen Weiterentwicklung beiträgt: Der Rheinarchipel ist gleichermaßen Ziel und Kontext weiterer Entwicklungen. Aus der Vision wird so Schritt für Schritt der reale Landschaftsraum.

Abb. 7 Als Starterprojekte für eine interkommunale und interdisziplinäre Kooperation eignen sich Vorhaben mit positiver regionaler Wirkung: Zum Beispiel eine neue Rheininsel in Kombination mit Hochwasserschutzmaßnahmen (Entwurf: B. Tschirner-Kuhn + C. Wang)



Abb. 8 Die gemeinsame Vision 'Rheinarchipel'



Literatur

- Corboz, André (2001): Das Territorium als Palimpsest, in: Corboz, André: Die Kunst, Stadt und Land zum Sprechen zu bringen, Basel/Boston/Berlin (Bauwelt Fundamente 123), S. 143-166.
- Kienast, Dieter (2002): 10 Thesen zur Landschaftsarchitektur, in: Professur für Landschaftsarchitektur ETH Zürich (Hrsg.): Dieter Kienast. Die Poetik des Gartens. Über Chaos und Ordnung in der Landschaftsarchitektur, Basel/Boston/Berlin, S. 207-210.
- Neumeyer, Fritz (1995): Im Zauberland der Peripherie. Das Verschwinden der Stadt in der Landschaft, in: Westfälischer Kunstverein Münster (Hrsg.): Die verstädterte Landschaft. Ein Symposium, Münster, S. 31-43.
- Sieferle, Rolf Peter (1997): Rückblick auf die Natur. Eine Geschichte des Menschen und seiner Umwelt, München.
- Sieferle, Rolf Peter (1998): Die totale Landschaft, in: Das Kursbuch. Neue Landschaften, Heft 131, Berlin, S. 155-170.
- Sievert, Thomas (1997): Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land, Basel.
- Wolfrum, Sophie (2001): Die Strategie der Landschaftsparks in Stadtregionen, in: AG der Regionalverbände in Ballungsräumen und Kommunalverband Hannover (Hrsg.): Postsuburbia. Herausforderung für ein stadregionales Management, Hannover (Beiträge zur regionalen Entwicklung, Bd. 90).
- Wormbs, Brigitte (1974): Landschaft als gesellschaftliches Produkt, in: Garten und Landschaft, H. 9, S. 485-488.

Stefan Körner, Dr., Landschaftsarchitekt, *1962. Nach Ausbildung zum Landschaftsgärtner Studium der Landschaftsplanung an der TU Berlin. Danach Angestellter in einem Berliner Landschaftsarchitekturbüro. Von 1994 bis 2001 Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Landschaftsökologie der TU München-Weihenstephan und Promotion. Mitarbeit in dem Forschungsprojekt ‚Argumentenetz für den Naturschutz‘ des Bundesamtes für Naturschutz von Oktober 2000 bis September 2001. Seit April 2001 Lehrbeauftragter für das Fach Kulturgeschichte der Natur am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung sowie wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Ökologie der TU Berlin. Neben diversen Aktivitäten vor allem Leitung des Teilbereichs Ökologie und Naturschutz im dem von der Gottfried Daimler und Karl Benz – Stiftung finanzierten Projekt zu Qualifizierung der ‚Zwischenstadt‘ (Leitung Thomas Sieverts) und des Forschungsvorhabens des Bundesamtes für Naturschutz ‚Landschaft im Kontext einer Kultur der Nachhaltigkeit‘ (zusammen mit Ulrich Eisel).

Im hermeneutischen Visier

In meinem Studium habe ich nie ein Projekt oder Seminar von Jürgen Wenzel besucht. Auch für mich war damals – trotz prinzipieller Sympathie gegen über der Landschaftsarchitektur – Entwerfen angesichts des Umweltproblems eher unangemessen unpolitisch, elitär-innerlich und geschmäckerlich dem „schönen Schein“ erlegen, in der Betreuungspraxis oft willkürlich, in letzter Konsequenz also ein überholtes Relikt aus gartenkünstlerischen Zeiten, das dann auch vorzugsweise in der Person Lennés angebetet wurde.

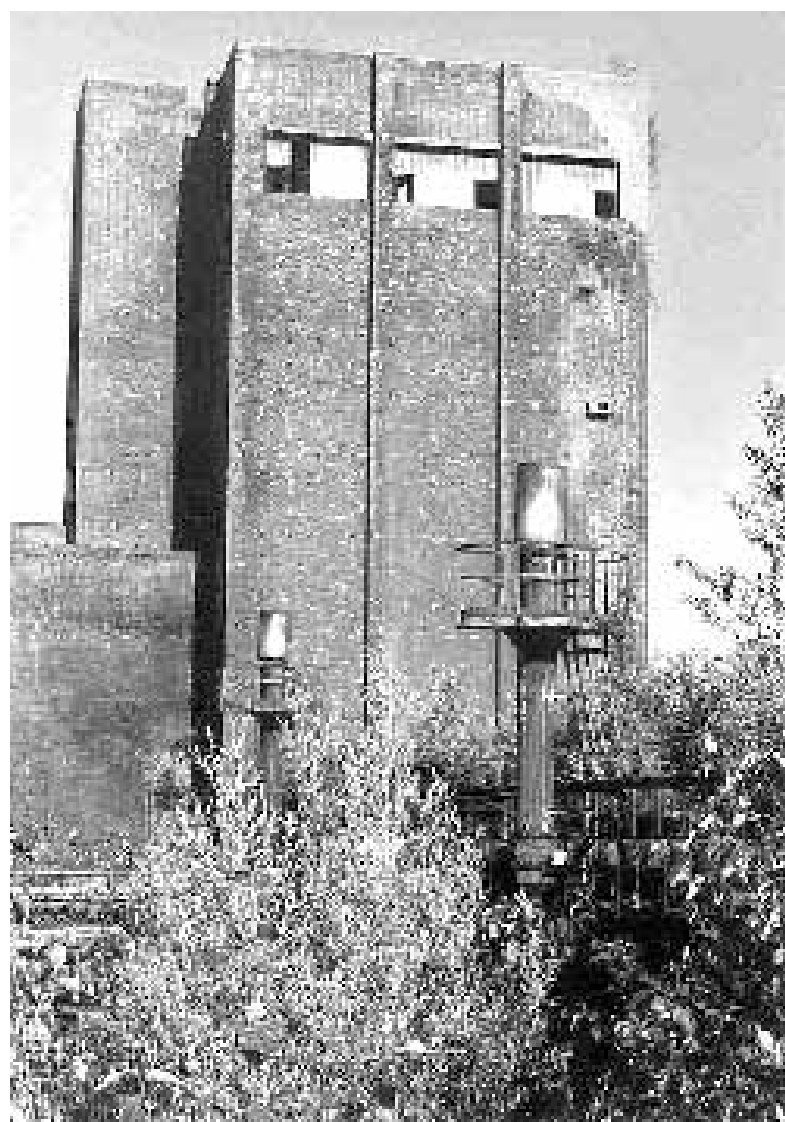
Anders war das mit der Landschaftsplanung. Hier wurde das Umweltproblem diskutiert, hier lernte man – zumindest in der Planungstheorie – Analyse und Bewertung auseinander zu halten, ja, es gab hier überhaupt das Fach Planungstheorie als professionellen Versuch, die eigene Praxis zu verobjektivieren. Vergleichbares vermisste ich bei der Landschaftsarchitektur. Aber auch mit der Landschaftsplanung kam ich nicht so richtig zurecht, zu schematisch und uninspiriert-technisch erschien sie mir, obwohl schnell deutlich wurde, dass sie mit ihrem Bewertungskanon eminent von kulturellen und politisch oft missliebig interpretierten Werten abhängig war.

Was mir lange als persönliche Vorurteile und individuelles Versagen im Studium erschien, stellte sich in einem anderen Licht dar, als ich am Ende meines Studiums das Theorieprojekt „Geschichte und Struktur der Landschaftsplanung“ bei Ulrich Eisel und Stefanie Schulz belegte. Dieses Projekt brachte nicht nur die Wende in meiner Beziehung zum Fach, sondern auch darüber vermittelt zur Landschaftsarchitektur und zu Wenzel. Damals prallten die unterschiedlichen Aufgabenverständnisse der Landschaftsarchitektur und Landschaftsplanung aufeinander, Trennungabsichten standen im Raum und die hochschulpolitischen Diskussionen wurden ebenso emotional wie unfruchtbar geführt: Beide Seiten redeten mit aller Kraft aneinander vorbei, eine für Studenten, die schon allein aufgrund ihres Ausbildungsinteresses darauf angewiesen waren, das Fach zu einem „Ganzen“ zu integrieren, unerträgliche Situation. Sie sollten entweder das Fach auch gar nicht als eine, wenn auch heterogene, Disziplin begreifen, sondern

sich gefälligst entscheiden, um sich dann „richtig“ zu professionalisieren. Oder sie sollten sich dem Einheitsanspruch einer Richtung unterwerfen. Praktisch lief das auf dasselbe hinaus. In diesem Kontext entstand das genannte Projekt, das die eingefahrenen Fronten nicht anerkannte und in dem man völlig seinen theoretischen Neugierden als Fragen an das Fach nachgehen konnte.

Ich beschäftigte mich mit den publizierten Positionen der Kontrahenten am Fachbereich, also mit Wenzel, Hübler, Bechmann etc. Vor allem wurde ich zum Wenzel-Exegeten, der dessen Schriften nach mehrmaligen intensiven Durcharbeiten schon fast auswendig konnte. Gegen anfänglichen, nicht unerheblichen Widerwillen, identifizierte ich mich mit dem Thema „Wenzel“ und unterließ gleichzeitig diese Identifikation immer wieder, indem Wenzels Position durch die Beschäftigung mit der Notwendigkeit transparenter und (möglichst) verobjektivierter Aussagen im (nicht zufällig) gegebenen politisch-administrativen Rahmen konfrontiert wurden. Gleichzeitig interessierte mich auch immer das, was ich in diesem politisch-administrativen, oft schematisch-verfahrensmäßigen, also instrumentellen Kontext als das subversive „kulturschaffende“ Element der Landschaftsarchitektur verstand, die sich nicht allein – wie ihr oft und eben auch von mir unterstellt – aus einem überholten Konservatismus heraus diesem Rahmen entzog. Das heißt, Wenzel, bzw. seine Texte, wurden für mich zu einem hermeneutischen Objekt, dessen Kontext und interne Sinnhaftigkeit ich zu verstehen versuchte, das ich auf Widersprüche abtastete, um diese Widersprüche offen zu legen oder auf einer anderen Ebene zu lösen zu versuchen.

Diese dadurch entstehende distanzierte Identifikation konnte ich dann auf dem Abschlusskolloquium unseres Projekts ausleben. Es war vom Projekt beschlossen worden, dieses Kolloquium als Podiumsdiskussion zwischen den am Fachbereich widerstreitenden Personen zu inszenieren. Natürlich sollte ich Wenzel spielen. Es war leicht, nur musste ich aufpassen, dass ich Wenzel auch tatsächlich spielte und nicht immer (wie in den Projektsitzungen) sagte: „Wenzel hätte jetzt aber gesagt, dass ...“. Die Landschaftsplaner forderten natürlich von uns wieder gangbare Instrumente, Wenzel kam aber nach dieser Diskussion auf mich zu und meinte zu mir – den genauen Wortlaut kann ich nicht mehr wiedergeben – ich habe ihn besser verstanden als er sich selbst. Ein höheres Lob kann man einem Hermeneutiker nicht aussprechen.



Natur in urbanen Landschaften

Einleitung

Gegen eine naturalistische und instrumentell-administrative Ausrichtung der Landschaftsplanung und des enger gefassten Naturschutzes hat Jürgen Wenzel immer auf der kulturellen Dimension der Landschaftsgestaltung als architektonische und in diesem Rahmen künstlerische Aufgabe bestanden. Insbesondere hat er – mitunter sarkastisch – gegen jede Naturtümelei in der ökologischen Planung und gutgemeinte Parteinahme für die Unterprivilegierten auf die Eigenständigkeit der städtischen Sphäre, die Trennung von Privatheit und Öffentlichkeit sowie auf die politisch-symbolische Funktion des öffentlichen Raums als Bühne zivilisierten bürgerlichen Lebens gepocht. Der wilden Natur der Stadt sowie der Brachflächeneuphorie der aneignungsorientierten Freiraumplanung und des urbanen Naturschutzes stand Wenzel entsprechend skeptisch gegenüber, zu sehr witterte er einen Naturalismus, der mit seinen Verwilderungsphantasien das spezifisch Städtische tilgen will. Natur war bei Wenzel daher kein Selbstzweck, sondern ein in der aufklärerischen Tradition der Landesverschönerung und des Volksparks gestaltetes, d. h. mit Nutzeninteressen verbundenes zugleich aber künstlerisch überhöhtes und architektonisch gebändigtes kulturelles Objekt.

Im Folgenden soll demgegenüber gezeigt werden, dass maßgebliche (und von Wenzel hochgeschätzte Ansätze), die das Verhältnis arrivierter Landschaftsarchitektur zu urbanen Landschaften prägten, durch Fachausrichtungen beeinflusst wurden, denen Wenzel immer eher skeptisch gegenüber gestanden hat, nämlich zum einen durch den urbanen Naturschutz und die Naturgartenidee und zum anderen durch eine spezifische Variante der Freiraumplanung als „Planung von unten“. Mit dieser Variante ist die Kasseler Schule gemeint, die bekanntlich heftig jegliche künstlerische und kulturelle Motivation des Gestaltens, also das, wofür Wenzel immer auch stand, als Herrschaftsattitüde bekämpfte. Darüber hinaus wird sich zeigen, dass das, was in Folge dessen dann als Gestaltungsprogramm in den altindustriellen Zonen praktiziert wurde, eine Form von neuem Heimatschutz war, auch wenn diese Interpretation sicherlich so manchem Landschaftsarchitekten gegen den Strich geht.

Die Entdeckung der wilden Brachenatur als Natur der Stadt und als Bestandteil einer neuen Eigenart war Voraussetzung dafür, die urban-industriellen Räume als neue Landschaften zu gestalten. Wie die noch an einer historisch herausgebildeten Eigenart orientierten Gestaltungskonzepte der Landschaftsarchitektur in den altindustriellen Räumen auf heutige Siedlungsgebiete bezogen werden können, die entweder als Zwischenstädte oder Shrinking Cities verstanden werden, ist die zentrale Frage, die die zeitgenössische Landschaftsarchitektur umtreibt.

Urbaner Naturschutz

Grundsätzlich verfolgt der urbane Naturschutz dieselben, im Bundesnaturschutzgesetz festgelegten Ziele, wie der übrige Naturschutz. Stadtnaturschutz unterscheidet sich daher zunächst nicht vom Naturschutz in der ‚freien‘ Landschaft. Allerdings nimmt man hier entgegen der weitverbreiteten Ausrichtung des Naturschutzes eine offenere Haltung zu aktuellen Veränderungen von Naturentwicklungen ein. Als kulturell bereichernder Ausdruck aktueller Veränderung wird im Stadtnaturschutz, wie er maßgeblich von der Berliner Stadtökologie begründet wurde (vgl. Wächter, 2003, 91 f.), z. B. die Einwanderung fremder Arten akzeptiert, weil die städtische Natur vor allem durch die weltweit verflochtene dynamische städtische Nutzungsvielfalt bestimmt ist und weil diese Einwanderung dafür typisch ist (vgl. Kowarik 2003).

Durch die stadtoökologischen Untersuchungen wurde deutlich, dass auch die Stadt eine vielfältige und charakteristische Natur aufweist. Kowarik hat sie in vier Typen eingeteilt. Diese vier Naturen der Stadt repräsentieren grob unterschiedliche gesellschaftliche Nutzungs- und damit Kulturformen mit z. T. unterschiedlichen historischen Dimensionen: Die Natur der ersten Art stellen die Reste ursprünglicher Wildnis dar, die Natur der zweiten Art die landwirtschaftlich genutzte Natur, die sich beide im städtischen Umfeld oft besser erhalten haben als in der ‚freien‘ Landschaft. Die Natur der dritten Art ist die gärtnerisch gestaltete, die sich in verschiedene Epochen und Stile einteilen lässt, und die Natur der vierten Art die urban-industrielle (vgl. Kowarik 1992).

Aufgrund der offensichtlichen Abhängigkeit urbaner Natur von städtischen Nutzungen können diese nicht per se als ‚Störungen‘ eines idealen Naturzustandes verstanden werden, zumal dieser Zustand im herkömmlichen Naturschutz meist als ein ländlich-vorindustrieller aufgefasst wird, den es in der Stadt nur noch in Resten gibt. Neben einer kulturhistorischen wird daher auch die soziale, nutzenorientierte und auf Lebensqualität bezogene Dimension des urbanen Naturschutzes besonders hervorgehoben: „Das Ziel ist nicht, möglichst große Flächenanteile aus dem Stadtgebiet herauszulösen und als ‚Naturreservate‘ deklariert und womöglich eingezäunt, der Inanspruchnahme als Erholungsgebiete der Bevölkerung zu entziehen“ (Sukopp und Kowarik 1988, 48). Das Ziel ökologischer Stadtgestaltung sei ebenso wenig, die „Grünmasse“ in der Stadt einfach nur quantitativ zu steigern, als vielmehr, die Vielfalt an begrünten Flächen in ihrer spezifischen, d. h. typischen Qualität zu vergrößern, zu steigern oder neu zu schaffen. „Arten- und Biotopschutz ist kein Selbstzweck, sondern ausdrücklicher Teil dieser auf den Menschen bezogenen Strategie“ (ebd.).

Das hat grundsätzlich nicht viel zu bedeuten, denn es wird fast immer gesagt, Naturschutz – auch der enger gefasste – sei für den Menschen da. Letztlich kommt es darauf an, was man genau darunter versteht, ob das zu restriktiven Konzepten führt und ob das die Akzeptanz der Bevölkerung findet. Für den Berliner Stadtnaturschutz folgt z. B. aus dieser sozialen Orientierung, dass die Abnutzung der Vegetation und damit ihre Zerstörung bei intensiver Nutzung von städtischen Freiräumen nicht als Vandalismus interpretiert wird, sondern

dass sie zu tolerieren sei (ebd., 52). Ein mittlerer Störungsgrad wird vielmehr als die Artenvielfalt steigernd und damit als sinnvoll angesehen (Kowarik 1993, 19).

Diese Auffassung, die entgegen dem weit verbreiteten enger gefassten Naturschutzverständnis menschliche Inanspruchnahme der Natur nicht grundsätzlich als „Störung“ einer „intakten“ Natur interpretiert, hat maßgeblich das Konzept für den Natur-Park Schöneberger Südgelände beeinflusst. Dieses Konzept sieht die Differenzierung in ein zentrales Naturschutzgebiet mit Wegegebot und in umgebende Landschaftsschutzgebietszonen vor. In letzteren sollten bei freier Betretbarkeit möglichst unreglementierte Naturerfahrung und freies Kinderspiel zugelassen werden, um so in dicht besiedelter innerstädtischer Lage städtische Freizeitnutzungen mit Naturschutz zu vereinen. Dennoch wurde aber im Zuge der Umsetzung des Konzepts und der Pflege des Parks zunehmend versucht, ein generelles Wegegebot und damit eine engere, vorwiegend auf den Artenschutz gestützte Naturschutzauffassung durchzusetzen, die sukzessive die Menschen aus der Fläche aussperrt (vgl. Kowarik et al. 2004). Dieses Problem wurde mit der Obersten Naturschutzbehörde Berlins diskutiert, mit dem Ergebnis, dass erste Anzeichen eines Umdenkens zu bemerken sind.

Aus der kulturhistorischen Dimension des urbanen Naturschutzes resultiert, neben der Bereitschaft, Nutzungen in städtischen Freiräumen nicht per se als Zerstörung von Natur anzusehen, zum einen eine grundlegende Bereitschaft zur Kooperation mit dem Denkmalschutz als Bewahrung des kulturellen Erbes (vgl. Kowarik et al. 1998). Zum anderen folgt aus seiner Orientierung auf städtische Lebensqualitäten und Akzeptanz sozialer Funktionen der Stadtnatur die Einsicht in die Notwendigkeit einer Kooperation mit der Landschaftsarchitektur. Der Berliner Ansatz beeinflusste daher, neben der noch zu behandelnden Naturgarteneidee, den landschaftsarchitektonischen Umgang mit spontaner Naturentwicklung in urban-industriellen Räumen, speziell auch im Ruhrgebiet.

Das ‚gute Leben‘ in der Stadt: Landschaftsarchitektur als kulturpolitische Aufgabe

Obwohl im Bundesnaturschutzgesetz ästhetische und auf die Wahrung landschaftlicher Eigenart gerichtete Interessen grundsätzlich gleichwertig mit ökologisch-funktionalen und auf den Artenschutz gerichteten Interessen behandelt werden, besteht aufgrund der politischen Legitimationszwänge im politisch-administrativen System eine starke Tendenz dazu, nur naturwissenschaftliche Fragestellungen als objektiv und gesellschaftlich vertretbar anzusehen. Daher kam es schon frühzeitig zu Konflikten zwischen dem ökologisch ausgerichteten Naturschutz und der kulturell motivierten Landschaftsarchitektur, weil letztere die individuelle Gestaltung von Räumen als eine unabdingbar kulturelle Aufgabe versteht. Das Aufgabenverständnis des sich nach dem Zweiten Weltkrieg herausbildenden administrativen Naturschutzes und der Landschaftsplanung wurde dagegen als kulturell unproduktiv kritisiert und der Ausbau der Landschaft als moderne Wohnlandschaft in einer zeitgemäßen und künstlerisch befriedigenden Gestalt gefordert (vgl. Mattern 1950). Als architektonische Disziplin, die sich in diesem Rahmen einem künstlerischen Aufgabenverständnis verpflichtet

fühlt, war die Landschaftsarchitektur aber an den deutschen Hochschulen lange Zeit als subjektiv und damit irrational verschrien (vgl. Milchert 1996). Bis in die 1980er Jahre war sie daher hochschulpolitisch marginalisiert. Erst in jenem Moment, als mit dem Vollzugsdefizit der Landschaftsplanung das zentrale Erfolgskriterium administrativ-instrumenteller Planung in Frage stand, nämlich die Durchsetzung, änderte sich diese Situation. Mittlerweile wird auch im administrativen Naturschutz aufgrund erheblicher Akzeptanzprobleme und gegen starke Widerstände die kulturelle Dimension von Landschaft – hier als Bewahrung und Ausgestaltung der Heimat im Kontext der Moderne – diskutiert (vgl. Körner et al. 2003).

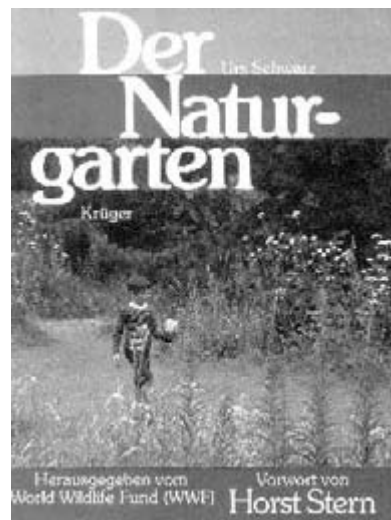
Entsprechend war die für die Gestaltung urban-industrieller Räume relevante Tradition der Landschaftsarchitektur schon im Heimatschutz angelegt. Trotz seiner ursprünglich bei Rudorff (1897) zum Ausdruck kommenden zivilisationskritischen Orientierung wurde die landesverschönernde Idee einer Einheit von Schönheit und Zweckmäßigkeit im Heimatschutz dahingehend weiterentwickelt, dass sie nunmehr nicht nur agrar- und forstwirtschaftliche Meliorationsprogramme umfasste, sondern auch die industrielle Modernisierung mit einbezog. Als Kulturleistung galt dann nicht nur die Einordnung der industriellen Bauwerke in die landschaftliche Eigenart, etwa durch ihre Bepflanzung, durch die Verwendung von Natursteinverkleidungen oder durch die Anpassung der Reichsautobahn an die landschaftliche Topographie (vgl. dazu z. B. Seifert 1941), sondern die Industriebauten konnten auch selbst die Landschaft prägen. Lindner (1926), der mit seinem Buch „Ingenieurwerk und Naturschutz“ das Verhältnis des Heimatschutzes zu Industrie und Technik maßgeblich geprägt hat, weist darauf hin, dass die Bauwerke der damals noch modernen Industriearchitektur zwar gemeinhin als hässlich empfunden würden, dass sie aber auch sehr charakteristisch seien, d. h. Eigenart hätten. Er sprach nicht nur Hochspannungsleitungen die Fähigkeit zu, eintönigen Landschaften einen „neuartigen Reiz“ (ebd., 88) zu verleihen, sondern führt auch aus, dass die Schlackehalden der Schwerindustrie im Ruhrgebiet ein wertvoller Beitrag zur regionalen Eigenart seien: „Die mächtigen Schutt- und Schlackehalden im Ruhrgebiet möchte man gar nicht mehr missen, und wir erkennen in ihnen eine vom Berg- und Hüttenbetrieb unzertrennliche Begleiterscheinung und begreifen sie unwillkürlich in das Heimatbild als Teil ihres Stimmungswertes ein“ (ebd., 92). Man kann also durchaus folgern, dass die heutige Landschaftsarchitektur in den urban-industriellen Räumen eine zeitgemäß interpretierte Tradition des Heimatschutzes darstellt. In Folge dessen werden sowohl die (zerfallenden) Industriebauten als auch die im Laufe der Sukzession entstandenen Vegetationsbestände als kulturhistorisch bedeutsame Elemente in die Gestaltungen einbezogen.

Der Umgang mit spontaner Naturentwicklung ist darüber hinaus neben den Einflüssen aus dem urbanen Naturschutz auch von der Naturgartenidee und der städtischen Freiraumplanung, insbesondere der Kasseler Schule, geprägt (zur ‚Philosophie‘ dieser Schule vgl. z. B. Böse 1981). Die Aussage, diese Schule habe die zeitgenössische Landschaftsarchitektur beeinflusst, mag verwundern, weil sie sich sehr scharf gegen jede gestalterische, d. h. künstlerisch-architektonische

Vorgehensweise gestellt hat. Dieser Vorgehensweise wurde unterstellt, den Menschen in ihrer konkreten Lebenswelt abgehobene, an ihren Gebrauchsinteressen vorbeigehende künstlerische Konzepte überzustülpen und damit die alltägliche Nutzung zu stören, wenn nicht gar unmöglich zu machen. Trotz ihrer gestaltungsfeindlichen Position hat aber die Kasseler Schule die überwiegend städtische Perspektive mit der Landschaftsarchitektur gemein. Daraus folgt, dass Natur in der Stadt nicht als Selbstzweck angesehen wird, der vor den Menschen geschützt werden muss, sondern als Nebeneffekt städtischer Nutzungen. Diese Nutzungsorientierung macht die Kasseler Schule darüber hinaus anbindungsfähig an den oben dargestellten urbanen Naturschutz, wobei die Differenz darin liegt, dass für den Naturschutz definitionsgemäß Natur und ihr Schutz das primäre Objekt ist, auch wenn dieser Schutzgedanke weiter als üblich gefasst wird, für die Kasseler Schule hingegen der lebensweltliche Gebrauch von Räumen. Davon ihr – wie in der Landschaftsarchitektur, nur unter anderen politischen und planerischen Prämissen – jeder Naturalismus bekämpft wird, wurde von dieser Schule nicht nur „das Künstlertum“, sondern auch die naturschützerische Ausrichtung der Naturgartenidee bekämpft. Diese Idee wiederum beeinflusste jedoch in einer sozialen Ausprägung maßgeblich den landschaftsarchitektonischen Umgang mit der urbanen Natur.

Die Naturgartenidee in der Landschaftsarchitektur

Die Naturgartenidee, wie sie der Schweizer Autor Schwarz vertritt, besteht darin, Naturschutz im Garten zu betreiben. Dazu sollten möglichst natürliche Biotope, wie man sie in der „freien Landschaft“ vorfand, auch in der Stadt angelegt werden, wie z. B. Hecken, Blumenwiesen, Tümpel etc. Die städtischen Freiräume sollen zu Ausgleichsräumen für bedrohte heimische Arten werden, die in der intensiv landwirtschaftlich genutzten Landschaft keinen Raum mehr haben (vgl. Schwarz 1980). Diese Naturgartenidee war insofern befreiend, als zum einen gegen die



damals verbreiteten Cotoneasterwüsten endlich wieder frei wachsende Hecken, Blumenwiesen, Staudensäume etc. zum Thema der Gartengestaltung wurden. Zum anderen wurde aber unter ökologischen Vorzeichen der in den Anfängen des 20. Jahrhunderts formulierte Gedanke neu in die Welt gesetzt, im Garten sei nur noch Heimisches zu dulden. Heimisch bedeutete damals „Bodenständigkeit“ und es ist ein weitverbreiteter Irrtum, dass das – wie später bei Schwarz – zum Ausschluss fremder Pflanzen aus dem Garten geführt habe. Bodenständig konnte eine Pflanze trotz fremder Herkunft dann sein, wenn sie sich physiognomisch in die vorhandene Eigenart einfügt und wie z. B. Flieder oder Madonnenlilie einen Symbolwert entwickelt, der die vorhandene Kultur bereichert. Die fremde Pflanze musste also zu Eigenart „passen“ (vgl. als erste Darstellung der modernen Naturgartenidee Lange 1907). Die Einschränkung des Artenrepertoires erfolgte dann bei der nationalsozialistischen Landschaftsgestaltung durch deren Verwissenschaftlichung, d. h. durch die Einführung der Pflanzensoziologie in das Fach, was dazu führte, dass das gestalterisch-intuitive Urteil über die Angemessenheit einer Art durch ein wissenschaftliches, d. h. dem Anspruch nach naturgesetzlich gestütztes Urteil ersetzt wurde (vgl. dazu Körner 2001, 269 ff.). Mit der ökologisch motivierten Gartengestaltung von Schwarz wiederholt sich das.

Gegenüber der ökologisch-naturschützerischen Ausrichtung war aber die Naturgartenidee vor allem auch von dem Niederländer LeRoy geprägt. Er sah verwilderte Brachen und Gärten nicht als potentielle ‚Naturschutzgebiete‘, sondern primär als Orte freier Entfaltung von Natur und menschlichen Aktivitäten, insbesondere von Kindern, an. LeRoy betätigte sich insofern architektonisch, als er aus Bauschutt Trockenmauern, Wege und magere Pionierstandorte baute (vgl. LeRoy 1978; als Überblick Andritzky und Spitzer 1981).

Diese Perspektive hat nicht nur den Gestaltungsansatz des Landschaftsarchitekten Peter Latz beeinflusst, was z. B. an den von ihm geplanten Trockenmauern und Pflanzbeeten aus Bauschutt auf der Hafensinsel in Saarbrücken ablesbar ist (vgl. Latz 1987). Auch Dieter Kienast hat sich intensiv mit der Naturgartenidee auseinandergesetzt und mit Ideenelementen der Kasseler Schule kombiniert. (Kienast hat bekanntlich in dieser Schule mit einer vegetationskundlichen Arbeit promoviert.) Voraussetzung dafür ist, dass diese Elemente in eine gestalterische Konzeption integriert werden können. Er greift die mit der Forderung nach Naturgärten verbundenen innovativen Ideen auf, unterwirft sich aber nicht dem Naturschutzdiktat der Schwarzschen Variante. Kienast besteht gegen naturimitierende Gestaltungen auf den nutzungsorientierten Gärten, der als bewohnbares „Außenhaus“ der Wohnung, dem „Innenhaus“, zugeordnet ist. Kienast verwendet hier mit den Begriffen Innenhaus und Außenhaus die Terminologie der Kasseler Schule, die von Hülbusch (1978) in ihrer für die Schule paradigmatischen Arbeit geprägt wurde. Vorzugsweise wassergebundene Decken bilden den „Fußboden“, Hecken die „Wände“ und Bäume das „Dach“ des Außenhauses. Der „Freiraum“ ist kein mit kulturellen Bedeutungen behafteter „Ort“, sondern Raum alltäglicher Reproduktion (im Haushalt). Er wird nicht „gestaltet“, sondern eher mit den Leuten sinnfällig „organisiert“, wobei sinnfällig „Brauchbarkeit“ bedeutet. „Brauchbarkeit“ ist das lebensweltliche Äquivalent

zur technischen, d. h. aus dieser Sicht an abstrakten Standards und zweckrationalem „Nutzen“ bemessenen „Funktionalität“. Auf diese Weise wird semantisch die Abgrenzung zur Landschaftsarchitektur ebenso wie zur instrumentellen ökologischen Planung demonstriert. Als „natürliche“ Vorbilder „bewohnbarer“ Freiräume nennt Kienast städtische Brachflächen, die keinen Restriktionen unterliegen: „LeRoy und andere haben solche Anlagen zusammen mit den Betroffenen – den Nutzern – realisiert oder Anlagen initiiert. (...) In diesem Typus (von Naturgarten; S. K.) wird nicht imitiert; das Artefakt kann deutlich hervortreten. Bauen, Bauten und Natur sind in ihrer Erscheinungsform keine Antipoden; sie lassen die Eigenständigkeit beider Teile gelten bzw. noch prägnanter in ihrer Erscheinungsform werden“ (Kienast 1981 zit. n. 2002, 41 f.).

Kienast führt als Idealbeispiel eines nutzungsfähigen Freiraumes das Berliner Gleisdreieck, eine bis zur Einrichtung des Logistikzentrums für den Bau des Potsdamer Platzes bekannte Ikone des Stadtnaturschutzes, an: „Als eines der schönsten Beispiele eines so ausgeprägten Gebietes habe ich vor einigen Wochen das Gleisdreieck in Westberlin kennengelernt. Die kulturellen Strukturen der Gleis- und Bahnanlagen sind trotz teilweise ungestörter vierzigjähriger Brachezeit in der spontan auftretenden Vegetation noch deutlich erkennbar. Bodenausbildung, Mikroklima, Wasser- und Lichtverfügbarkeit sowie Nutzungsintensität haben vielfältige und differenzierte Vegetationseinheiten zur Entwicklung gebracht. (...) Neuere bauliche Eingriffe gibt es vor allem von Kindern. Künstlichkeit und Natürlichkeit verdichten sich hier zu einem Ausstellungskonzept, dessen Vernissage bereits im Alltag abgehalten wurde. (...) Was können wir daraus lernen? Den Umgang mit Geschichte, unter anderem, und die Fähigkeit, wo Qualität vorhanden ist, diese als solche zu erkennen“ (ebd., 42). Daher seien Brachen oft wichtiger als offizielle Parks. Ihn ihnen verträgen sich landschaftsarchitektonische Gestaltung als kulturelle Äußerung hervorragend mit der Wahrung naturnaher Vegetation und historischer Substanz (ebd., 42 f.).

Die Befriedigung ganz prosaischer funktionaler Bedürfnisse in den Freiräumen durch bescheidene gestalterische Eingriffe, wie sie die Kasseler Schule immer gefordert hat, ist dann aus dieser Sicht eine selbstverständliche funktionale Organisation des Freiraums bei der letztlich auch künstlerischen Gestaltung, die nicht nur die Nutzungsfähigkeit verbessert, sondern durch ihre Bescheidenheit auch zur Klarheit des Entwurfs beiträgt und eine aufdringliche Überformung der historischen und natürlichen Substanz vermeidet. Daher sah auch das oben angesprochene Konzept für das Berliner Südgelände sparsame Eingriffe durch die behutsame Umnutzung alter Strukturen vor, indem z. B. Bahngleise zu Wegen umgebaut wurden, oder der zentrale Steg im Naturschutzgebiet auf ein Gleis aufgelegt wurde.

Aus Sicht der Landschaftsarchitektur geht es mit der Gestaltung der urban-industriellen Natur z. T. aber um mehr als nur um eine kulturell bewusste Gestaltung: Diese Gestaltung hat auch eine politische Komponente: Kienast bezeichnet den Berufsstand der Landschaftsarchitekten (und wohl auch den der Naturschützer) als stadtfreundlich (ebd., 106). Diese stadtfreundliche Haltung soll überwunden werden, indem durch die Gestaltung altindustrieller Zonen

demonstriert wird, dass auch die urban-industrielle Zivilisation bedeutsame Kulturlandschaften hervorbringen kann. Der Landschaftsarchitektur wird damit nach Latz (1999, 14) die Aufgabe zugeschrieben, Landschaftskonzepte zu entwickeln, die das zeitgenössische Naturverständnis verändern und eine neue Diskussion um Natur in der Stadt erzwingen sollen. Denn indem durch Gestaltung herausgearbeitet werden soll, dass auch die Stadt eine vielfältige und charakteristische Natur hervorbringt, also für eine ‚gute‘ Existenz steht (vgl. Latz 1999a), soll die Stadt als Ort einer weltoffenen und demokratischen Kultur (vgl. Bappert und Wenzel 1987) aufgewertet werden.

Diese Kultur spiegelt sich in der spezifisch urban-industriellen Natur, deren Schutz nicht Naturtümelei bedeuten muss, deren Gestaltung dann aber nicht, wie etwa bei Schwarz, vorindustriell-ländliche Verhältnisse imitieren kann. Dennoch sind die in den altindustriellen Zonen vorgenommenen Gestaltungen nicht einfach ‚städtisch‘. Sie basieren darauf, dass typische Elemente der Landschafts- und Gartenkultur verwendet werden, um die urban-industriellen Räume als Landschaften zu ordnen und lesbar zu machen.

Alleen, Seerosen und Hortensien

Einen Raum als Landschaft lesbar zu machen, bedeutet, ihn als großräumigen und charakteristischen Kultur-Natur-Zusammenhang zu interpretieren. Zum einen wurden daher im Landschaftspark Duisburg-Nord Industrieruinen, Halden und die urban-industrielle Vegetation als eigenartsbestimmende Elemente erhalten, gleichzeitig aber typische Elemente idyllischer Kulturlandschaften und Gärten in den schwerindustriellen Kontext implantiert (z. B. eine Art Bauerngarten mit Buchsbaum und Hortensien in ehemaligen Erzbunkern oder Seerosen in einem alten Wasserbecken; vgl. dazu Körner 2003, 98 f.)

Zum anderen wurde das Pflanzen von Hainen und Alleen als wohlbekanntes und naheliegendes Mittel eingesetzt, Landschaften zu ordnen (vgl. Rebele und Dettmar 1996, 129). Peter Latz stellte entsprechend im Landschaftspark Duisburg-Nord weithin sichtbare, toskanisch wirkende Säulenrobinien auf eine ehemalige Halde (die mittlerweile aber nicht mehr vorhanden sind) und ordnete Kirschbaumreihen so an, dass sie auf den Hochofen zulaufen (früher liefen – das ist nicht diffamierend gemeint – Allein auf Schlösser zu).

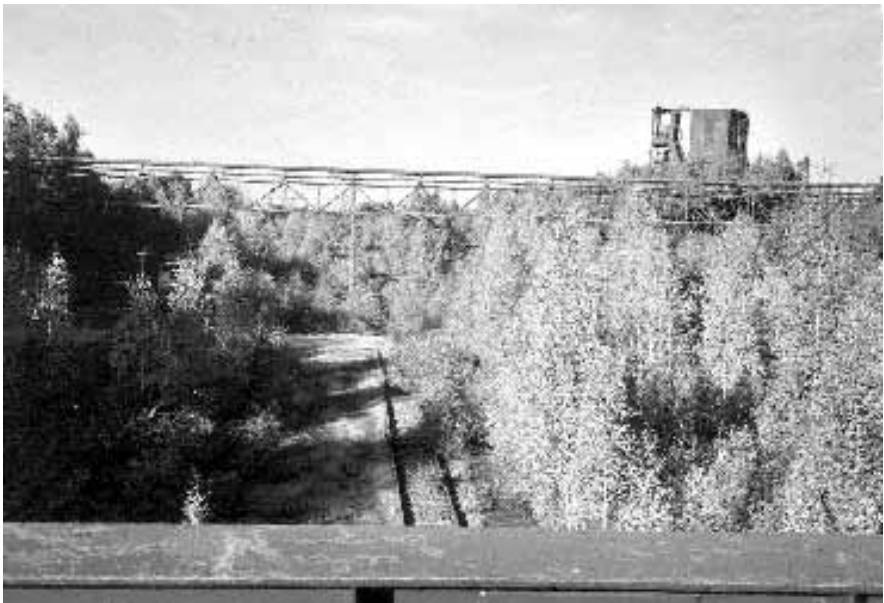
Durch das Ensemble aus einem neuen Naturtyp, der Verwilderungsprozesse einschließt, und zerfallenden Artefakten der alten Schwerindustrie sowie durch diesen Einsatz von landschaftlichen Gestaltelementen entstand eine neue Form von Landschaft. Dabei wird die Entwicklung spontaner Natur und die Wahrung historischer Bausubstanz nicht als Gegensatz empfunden, wie mitunter vom Denkmalschutz, sondern als eine neuartige, sich prozesshaft entwickelnde Einheit. Daher wird kein konservierender oder gar rekonstruierender Denkmal- und Naturbegriff verfolgt, sondern – wie wir schon bei Kienast gesehen haben – die Bewahrung der Geschichte, wie sie sich in historischen Nutzungsspuren und Vegetationsformen ausdrückt, in einen landschaftsarchitektonischen Gestaltungsansatz eingebunden, der vorrangig beansprucht, die alltägliche Nutzung der Freiräume zu organisieren und in eine authentische ästhetische Gestalt zu fassen.

Huse (1997, 94) bezeichnet daher auch die Latsche Gestaltung des Landschaftsparks Duisburg-Nord als einen Glücksfall für einen weiter gefassten Denkmalschutz. Damit wird in neuer Form – und d. h. auch in nicht heimattümelnder Weise – eine historische Verbindung aus Naturschutz, Landschaftsgestaltung und Denkmalschutz reaktiviert, die schon einmal im Heimatschutz vorhanden war.

Im Niemandsland

Diese letztlich historische Orientierung der Landschaftsarchitektur war in den alten Industrieregionen problemangemessen, weil es darum ging, eine im Zuge des Strukturwandels historisch gewordene Eigenart durch Gestaltung als Landschaft zu erschließen und auszugestalten. Seit den 1990er Jahren hat die Landschaftsarchitektur aber auch den suburbanen Raum oder die ‚Zwischenstadt‘, wie ihn Sieverts (1997) genannt hat, entdeckt. Hier geht es nicht um eine im Lauf der Zeit entstandene Eigenart, zu der man nicht mehr in einem Zweckverhältnis steht, sondern um die aktuellen und alltäglichen verstärkenden Nutzlandschaften, die als Stadt oder Landschaft zu interpretieren schwerfällt, weil sie sich den gängigen Vorstellungen intakter europäischer Stadt und vorindustrieller Landschaft entziehen. Das bedeutet, dass sie innerhalb dieses Wahrnehmungsrahmens über keine Eigenart verfügen.

Wahrscheinlich ist, dass die Zwischenstadt wegen ihres heterogenen, ‚unorganischen‘ Charakters nicht als eine ‚ganzheitliche‘ Landschaft mit einer einheitlichen Eigenart angesehen werden kann. Auch wird man sie nicht umstandslos in den landschaftlichen Blick integrieren können – wie ehemals Moore und Heiden aber auch die Alpen – und gar analog zur Ideallandschaft machen können. Denn



dass diese als Landschaften wahrgenommen wurden, hatte wesentlich etwas damit zu tun, dass man in ihnen einen starken Charakter zuschreiben konnte. Ihre ursprünglich als wüst und damit als beunruhigend empfundene Aura wurde zur Erhabenheit umgedeutet. Selbst auf den Industriebrachen scheint mit den riesigen Hüttenwerken und mit den unsichtbar wirkenden, ‚schauerlichen‘ Umweltgiften eine Ahnung von Erhabenheit auf, die Tarkowskij in seinem Film ‚Stalker‘ ausgemalt hat (vgl. Körner 2003). Die Zwischenstadt aber wird wohl kaum jemand als erhaben bezeichnen wollen, eher ist man ratlos angesichts der funktionalen Tristesse des Alltäglichen, zu der man leichter eine instrumentelle, kaum aber eine emotionale Verbindung aufbauen kann.

Um sich ihrem Charakter zu nähern, hilft vielleicht wieder ein Blick in die Stadtökologie. Denn dort wird als räumlicher Charakter der Stadtnatur ihr durch die diversen Nutzungen verursachtes eigentümliches ‚Harlekinmuster‘ verstanden. Sie hat Patchworkcharakter, ist eher kollagenhaft, bildet somit keine ganzheitlich-organische Gestalt aus, sondern ist, obwohl auf ökologischer Ebene durchaus kausal erklärbar, durch Kontingenz und historische Zufälligkeit, z. B. der Einwanderung von Arten mit den Nutzungen, geprägt. Daher spricht vieles dafür, in verstärkten Gebieten dieses Muster anzunehmen und weiter auszugestalten. Das hieße, in den Zwischenräumen die oben genannten vier Naturen zu identifizieren, Prognosen über ihre Nutzungsdynamik und damit auch natürliche Dynamik zu formulieren, um sie dann jeweils gestalterisch zu betonen oder in neue Nutzungskontexte einzuordnen. Das schließt nicht aus, historische Spuren zu suchen und zu bewahren, im Gegenteil, man begleitet dann aber vorrangig Transformationsprozesse. Entscheidend wird sein, inwiefern sich Räume, die sich offenbar nicht ordnen lassen, mit dem landschaftsarchitektonischen Instrumentarium strukturieren lassen, ohne dass das deplaziert und aufgesetzt wirkt, weil ganzheitlich-harmonische Stadt-Land-Zusammenhänge nicht mehr denkbar sind. Es könnte auch verfrüht sein, Abgesänge an die Gestaltungsmöglichkeit dieser Räume zu formulieren: Denn die Protagonisten dieser Abgesänge ebenso wie jene, die dringend nach dem einen authentischen landschaftlichen Ausdruck für unsere Zeit verlangen, kultivieren – obwohl sie sich bemüht modern geben – letztlich das, was sie den zivilisationskritischen Gegnern der Verstädterung vorwerfen, nämlich das Leiden an der Moderne. Denn warum sollte es in einer pluralistischen Gesellschaft einen einheitlichen Ausdruck für alle geben?

Literatur

- Andritzky, M.; Spitzer, K. (Hrsg.): Grün in der Stadt. Von oben, von selbst, für alle, von allem. Rowohlt Verlag. Hamburg.
- Bappert, T.; Wenzel, J. 1987: Von Welten und Umwelten. Garten und Landschaft 97 (3): 45-50.
- Böse, H. 1981: Die Aneignung städtischer Freiräume. Beiträge zur Theorie und sozialen Praxis des Freiraums. Kassel. Selbstverlag.
- Hülbusch, I. M. 1978: Innenhaus und Außenhaus. Umbauter und sozialer Raum. Kassel. Selbstverlag.
- Huse, N. 1997: Unbequeme Baudenkmal. Entsorgen? Schützen? Pflegen? C.H. Beck. München.
- Kienast, D. 1981: Vom Gestaltungsdictat zum Naturdictat oder Gärten gegen Menschen? Nachdruck in: Professur für Landschaftsarchitektur ETH Zürich (Hrsg.) 2002: Dieter Kienast - Die Poetik des Gartens. Über Chaos und Ordnung in der Landschaftsarchitektur. Birkhäuser Verlag. Basel, Berlin, Boston. 33-46.
- Körner, S. 2001: Theorie und Methodologie der Landschaftsplanung, Landschaftsarchitektur und Sozialwissenschaftlichen Freiraumplanung vom Nationalsozialismus bis zur Gegenwart. Landschaftsentwicklung und Umweltforschung, Schriftenreihe im Fachbereich Umwelt und Gesellschaft der TU Berlin, Nr. 111. Berlin.
- Körner, S.; Nagel, A.; Eisel, U. 2003: Naturschutzbegründungen. Landwirtschaftsverlag. Bonn - Bad Godesberg.
- Körner, S. 2003: Postindustrielle Natur - Die Reaktivierung von Industriebrachen als Gestaltungsproblem. In: Genske, D.; Hauser, S. (Hrsg.): Die Brache als Chance. Ein transdisziplinärer Dialog über verbrauchte Flächen. Springer Verlag. Berlin, Heidelberg. 73-101.
- Kowarik, I. 1992: Das Besondere der städtischen Flora und Vegetation. In: Natur in der Stadt. Schriftenreihe des Deutschen Rates für Landespflege, H. 61. 33-47.
- Kowarik, I. 1993: Stadtbrachen als Niemandsländer, Naturschutzgebiete oder Gartenkunstwerke der Zukunft? Geobot. Kolloq. (9): 3-24.
- Kowarik, I. 2003: Biologische Invasionen: Neophyten und Neozoen in Mitteleuropa. Ulmer Verlag. Stuttgart.
- Kowarik, I.; Schmidt, E.; Sigel, B. 1998: Naturschutz und Denkmalpflege. Wege zu einem Dialog im Garten. vdf Hochschulverlag an der ETH Zürich. Zürich.
- Kowarik, I.; Körner, S.; Poggendorf, L. 2004: Südgelände: Vom Natur- zum Erlebnispark. Garten + Landschaft 114 (2): 24-27.
- Lange, W. 1907: Gartengestaltung der Neuzeit. Weber. Leipzig.
- Latz, P. 1987: Die Hafeneinsel in Saarbrücken. Garten + Landschaft 97 (11): 42-48-
- Latz, P. 1999: Eine einfache Frage, keine einfache Antwort. DISP 138. Veröffentlichung des Instituts für Orts-, Regional- und Landesplanung der ETH Zürich 35 (3): 14-15.
- Latz, P. 1999a: Schöne Aussichten. Interview in Architektur & Wohnen (5): 95-102.
- LeRoy, L. G. 1978: Natur ausschalten, Natur einschalten. Klett-Cotta. Stuttgart.
- Lindner, W. 1926: Ingenieurwerk und Naturschutz. Hugo Bermühler Verlag. Berlin-Lichterfelde.
- Mattern, H. 1950: Über die Wohnlandschaft. In: Mattern, H. (Hrsg.): Die Wohnlandschaft. Hatje. Stuttgart. 7-24.
- Milchert, J. 1996: Sprachlos und geschwätzig. Garten + Landschaft 106 (7): 15-16.
- Rebele, F.; Dettmar, J. 1996: Industriebrachen. Ökologie und Management. Ulmer Verlag. Stuttgart.
- Rudorff, E. 1897: Heimatschutz. Nachdruck 1994. Reichl Verlag. St. Goar.
- Seifert, A. 1941: Im Zeitalter des Lebendigen. Müllersche Verlagshandlung. Dresden/Planegg.
- Sieverts, T. 1997: Zwischenstadt. Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land. Bertelsmann, Birkhäuser. Basel, Boston, Berlin.
- Schwarz, U. 1980: Der Naturgarten. Krüger Verlag. Frankfurt/M.
- Sukopp, H.; Kowarik, I. 1988: Stadt als Lebensraum für Pflanzen, Tiere und Menschen. Forderungen an die Stadtgestaltung aus ökologischer Sicht. In: Winter, J.; Mack, J. (Hrsg.): Herausforderung Stadt. Aspekte einer Humanökologie. Ulstein Verlag. Frankfurt/M. 29-55.
- Wächter, M. 2003: Die Stadt: umweltbelastendes System oder wertvoller Lebensraum? Zur Geschichte, Theorie und Praxis stadtökologischer Forschung in Deutschland. UFZ-Bericht Nr. 9. Leipzig-Halle.

Friedrich Kuhlmann, Dipl.-Ing., *1967. Studium der Landschaftsarchitektur an der TU Berlin. Diplom 1994 zur Berliner Peripherie. 1994 - 97 tätig als Landschaftsarchitekt in verschiedenen Planungsbüros und als Lehrbeauftragter an der Universität Rostock. 1997 - 2002 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Landschaftsarchitektur der TU Berlin im Fachgebiet von Prof. Jürgen Wenzel. Veröffentlichungen zu urbaner Landschaft und populärem Entwerfen – Dissertationsvorhaben zu bildlichem Entwurf. 2004 Bürogründung von out|lines, Entwurfs- und Beratungsagentur für Freiraum und Landschaft.

Tanz der Adepten: Jürgen Wenzel hat mich als angehender, tätiger und lehrender Landschaftsarchitekt begleitet - ich bin ein Adept. Als Lehrer oszillierte Jürgen Wenzel stark zwischen bewusster Sprunghaftigkeit und konservativer Standhaftigkeit. Er setzte diese Eigenschaften bewusst ein, um die Studierenden herauszufordern – um ihnen eine Haltung zu entlocken. Diese Haltung war immer eine Haltung zur Stadt – zur Europäischen Stadt – zur modernen Stadt – zur chaotischen Stadt – zur Zwischenstadt – zur ... Die Stadt als permanentes Zukunftsversprechen. Diese Stadt-Haltung hat auch mein Verhältnis zum Begriff der Landschaft geprägt und ihr unterworfen: Es führt nicht zurück zu einem Ursprung – es bleibt in Bewegung – es tanzt.



Postgrammatische Landschaft

Sommer mitten auf dem Land in Mecklenburg-Vorpommern. Abendstimmung. Die Landjugend fährt mit tiefergelegten Autos und riesigen Anlagen an einen kleinen eiszeitlichen See mit Schilfgürtel. Sie trinken Bier, sie essen Chips und sie beschallen die Umgebung. In diesem Augenblick stellt sich ein Gefühl von ernsthafter Poesie ein. Alles ist Innen. Eine Kompensation, ein Tritt über die Schwelle in ein Außen, vielleicht in eine Landschaft – es scheint unmöglich.

Gib mir eine Landschaft in satten Farben, perfekter Inszenierung und surrealer Übertreibung! Eine Ansichtskarte verdichtet Landschaft zu großartigen Bildern. Sie verwandelt jedoch auch ein einzigartiges Landschaftsbild zum seriellen Objekt – sie erzeugt eine serielle Poesie und wandelt damit Landschaft in ein konsumierbares Produkt um. Sie entspricht der Tätigkeit unserer Profession. So sind Landschaftler Holzfäller, aber auch Jet-Piloten. Sie sind auf ihre Art uniform, eindeutig, aber sie halten sich auch für authentisch. Sie arbeiten sowohl gegen eine Natur, als auch mit der Natur und beide kennen den Adressaten ihres Handelns. Der Holzfäller arbeitet gegen eine Natur, ist jedoch immer auf seine eigene Kraft gestellt. Er arbeitet ein Programm ab – man kennt ihn als Planer. Seine Referenz ist der ausgeglichene Eingriff, die alte Bundesrepublik. Seine Legitimation ist die staatliche Politik. Der Jet-Pilot dagegen fliegt zwar dank einer tragenden Natur, aber er führt seinen Auftrag auch nur dank modernster Technik aus. Dies immer wieder neu – man kennt ihn auch als Surfer über den Wellen. Seine Referenz ist die künstliche transitorische Landschaft und Holland in den 90er Jahren. Seine Legitimation ist das gebaute Objekt. Landschaftler neigen zum Rekurs auf eine Natur und auch zur völligen Ausschaltung derselben. Sie verlassen sich auf technische Innovation vertrauen aber auch eigener Potenz.

Bilder

Ein Entwurf stellt keine Landschaft her, sondern er nutzt einen besonderen Blick um landschaftliche Orte zu erfinden d.h. zu entwerfen. Jürgen Wenzel hat in diesem Zusammenhang auf die falsche Handhabung von Bildern hingewiesen. Dabei wurde der Kraft der Bilder nicht das Vertrauen abgesprochen. Trotzdem ist das Entwerfen mit Bildern und von Bildern aus der Mode und in die Kritik gekommen. Diskurse zum Entwerfen unterliegen vielmehr einer ikonoklastischen Haltung: Sie behaupten Struktur:

- In der Diskussionen zur Disneyfizierung von Landschaft und Stadt wurde postmoderne Beliebigkeit bedauert – hervorgerufen durch exzessiven Bildgebrauch bei der Herstellung öffentlicher Objekte.
- Die Landschaftsplanung schafft redundante Bilder und eine Landschaftsbildanalyse blieb wirkungslos. Dem Bild wurde eine retrospektive Grammatik unterstellt.
- Holländische Datascares trieben ein pragmatisches Spiel mit dem räumlichen Kontext. Sie lassen Bilderzeugung als betulichen Kitsch erscheinen.

Dagegen steht eine Theorie des Entwerfens mit Bildern als Provokation für künftiges Handeln. Man arbeitet weder mit bekannten Typologien, noch im luftleeren Raum.

Landschaft wird also im Folgenden als bildhaft gegenüber Landschaft als Struktur oder als System beschrieben – sowohl Strukturen als auch Systeme generieren Bilder. Jede einzelne Handlung im gegebenen Raum generiert Bilder. Bilder verweisen auf ein gegebenes Ganzes oder eine individuelle Atmosphäre. Landschaft entsteht daher durch den Konflikt unterschiedlicher Handlungen – sie ist permanenter Prozess. Die Überlagerung von bekannten und unbekanntem Absichten ermöglicht den Fortgang. Landschaften sind dauernden Eingriffen des Urbanen und vor allem der Halbwertzeit von Paradigmen ausgesetzt. So hat sich aus der sogenannten Kulturlandschaft eine Urbane Landschaft gebildet. Das Urbane existiert dabei nur noch als Idee, welche überall sein könnte, aber nicht mehr an vertraute Bilder gebunden ist. Urbane Landschaften sind die Natur des Piloten. Sie sind Versuchsfelder mit permanenter Treibstoffzufuhr, konservativem Pastoralismus und endlosen Sommerferien. Sie folgen Interventionen, die Strömungen und Moden unterworfen sind.

Die Lücke zwischen unserem Alltagsleben und den Bildern der Vergangenheit erschwert jedoch die Lesbarkeit des Neuen. Paul Valéry schrieb in seinem Leonardo-Essay über sprachliche Gewohnheiten, die Schranken um unsere Wahrnehmung aufgerichtet haben: Es sind die Begriffe Landschaft und Natur. Die schönen Landschaften und das Begriffsfeld der Natur haben großen Einfluss auf unser Verhalten. Man sieht die Dinge lieber durch die Brille eines Lexikons als mit den eigenen Augen. Man verbaut sich damit aber den Blick auf das Gegebene. Man arbeitet mit Sedimenten und sucht nach kultureller Kompensation.

Urbane Landschaften bündeln unterschiedliche Bilder zu einem konstruierten Ganzen. Sie beschreiben ein Zwischenstadium, eine Momentaufnahme. Von hier aus scheint es einfacher regionale Zeichen zu verstehen und zu handhaben – sie können nicht historisch konnotiert werden. Universalität ersetzt nicht die Suche nach Orten. Vielmehr besetzt sie Orte jenseits gegebener Heimat. Der Schweizer Geograph Andreas Huber beschreibt, wie Schweizer Rentner sich ihre eigene Heimat an der spanischen Costa Blanca konstruieren. Er schreibt, dass dann Heimat entsteht, wenn jemand sich in seiner eigenen Zeit befindet. Ferdinand Fellmann bemerkt dazu, dass unser Verhalten nicht von Begriffen gesteuert wird, sondern von Bildern, in denen man sich befindet und handelt: Bilder steuern Verhalten als Leitbilder. Im Ort wird die Landschaft daher durch mich mit Bedeutung aufgeladen. Der Begriff verweist auf die Konstruktion: Land Schafft! Entsteht Landschaft durch Handlung, so ist das Bild die Folge der Gestaltung von unbekanntem Verhältnissen – also eine Folge des Inhaltes dieser Handlungen. Diese schaffen räumlich unbestimmte Landschaftsbilder. Das heißt Landschaft ist Zustand aber vor allem ist Landschaft Wunsch.

Kulturlandschaft entwerfen

Kulturlandschaft wird als Wunsch wahrgenommen. Sie dient als Rückzug von falscher Kultur bei ständiger Behauptung von Dauerhaftigkeit, von Materialität und von Sinn. Dieses gewollte Bild kaschiert jedoch die stattfindende Veränderung im Raum. Es passt die Landschaft in eine ganzheitliche Utopie ein. Scheinbar immer Dageweseenes wird dabei angezapft. Weil es kein Außen mehr gibt, wird Landschaft ihrem historisch ausgehandelten Auftrag entkleidet. Es bleibt nur noch die Funktion einer hübschen Brosche – ähnlich eines teuren Sportwagens als Ausdruck von Individualität jenseits der Massenmotorisierung. Kompensation wird so zu einem ästhetischen Deckmantel.

Versteht man landschaftsarchitektonisches Entwerfen als eine Form technischen Handelns – so der Holzfäller – wird Landschaft mit eigenen Mitteln optimiert: Landschaft in Form einer Matrix. Mit ihrer Hilfe werden gesetzliche Rahmenbedingungen eingehalten und Instrumente entwickelt, sie führt den Entwurf auf technische Standards zurück, unterwirft ihn einer Grammatik. Dies schließt auch das Konservieren raumtypischer Bilder ein. So gestaltet ein Entwurf den Gebrauch traditioneller Landschaften und damit verbundener Nutzungen. Er agiert ohne Bilder, die sich zwangsläufig aus neuen Zwecken ergeben würden. Es werden Simulationen einer Landschaft geschaffen, die ökonomischer Grundlagen entbehrt. Ein solcher Entwurf konstruiert ‚Gegenwelt‘. Er gebraucht serielle Bilder, welche eine perfekte Vergangenheit behaupten. Er kann daher nur vorgenommene Eingriffe minimieren und versagt als Gestalter von nicht vorhersehbarer Entwicklung.

Wir behaupten einen Zusammenhang von Schweiss, Gefühl und Ehrlichkeit. In Wahrheit zählt jedoch die Kunst des Zitats. (Thomas Schwebel 1983)

Durch diese technische Aufladung kollektiver Sehnsüchte werden Landschaften zu etwas dessen Absichten vergangen sind. Landschaft ist aber nicht nur etwas, was schon da ist und was nur geschützt und modifiziert wird. Weil Landschaft nach Wenzel eine Anschauungsform darstellt und sie nicht konstant ist, muss sie gedacht und entworfen werden. Wenn alles Innen ist so müssen andere Legitimationen von Kulturlandschaft gefunden werden. Sie können sich nicht nur auf den gegebenen geographischen Raum berufen. Sie bilden sich eher aus den kulturellen Mustern der Handelnden. Damit tritt der Pilot ins Geschehen.

Postgrammatik

Landschaften sind das authentische Ergebnis von Handlungen und auch das Ergebnis von Simulation. Zum Zwischenstadt-Diskurs schrieb Augustin Berque 1990: Die Simulation vom Authentischen ist Teil eines neuen Bewusstseins für den Ort. Er behauptet, dass die Arkadien-Ideale der Postmoderne einem neuen Modus weichen. Die ‚Entdeckung des Hässlichen‘ als positive ästhetische Kategorie. Diese Art der Wahrnehmung ist aber zirkulär. Es geht nicht um Simulation vs. Echtheit oder um gebrochene Ästhetik, sondern vielmehr um die Entstehung von Langeweile. Langeweile als Patina, die den Charme des Simulierten zerstört. Die entworfenen Bilder konfrontieren mit einer ästhetischen Abfolge: Vom Authentischen zur Simulation zur Serie zur Langeweile und schließlich

zum ironischen Zitat mit Retro-Vorstädten – festgehalten in Super-8.

The past is a light train heading to an unknown trash scape (Ellen Alien 2003).

Ennui

Barnett Newman schrieb: Wir ändern die Materialien und die Art wie Objekte in einen Ort passen und dann nennen wir es Erhaben. Aber unser Handeln ist nur eine Aufwertung des sogenannten Feldes. Bleibt daher nur das konstante Produzieren von Langeweile?

Postkarten können das Umschlagen von Neuheit in Langeweile im Kontext von Landschaft zeigen. Sie stehen für einen anderen Blick. Sie zeigen den Alltag, aber sie zeigen auch das Bedürfnis nach Künstlichkeit und nach Affektion. Postkarten wecken Sehnsüchte nach einer Landschaft, die permanenter Sinnsuche entzogenen ist. Diese Landschaft ist keiner Produktion von Gegenwelten ausgesetzt. Eine scheinbare Ganzheit wird zerstört und neu aufgebaut. Die Wahrnehmung schleift sich nicht ab, sondern sie wird vertieft. Bekannte Bilder werden zugunsten einer Stimmung fallen gelassen, die eigene Referenzen herstellt.

Tagen fortschrittliche Bilder Patina auf, so entsteht ein Außen im Innen und einer Flucht in die Kultur wird der Weg entzogen. Die Landschaft wird damit zur utopischen Leinwand für künftige Zwecke und eine neue Überfülle an Bildern: Orte also, deren Repräsentation und deren Komplexität eine klare Zuordnung unmöglich machen.

Langeweile und die Überfülle ergänzen sich – sie kommunizieren keine eindeutigen Bilder und regen zu künftiger Handlung an. Solche Landschaften sind mit Bedeutungen ausgestattet. Sie erscheinen als starke oder als schwache Bilder. Nach Gottfried Boehm gibt ein starkes Bild zukünftige Arbeit – es ist die Folge ständiger Überlagerung und es betreibt Stoffwechsel mit der Realität. Starke Bilder zeigen uns etwas, was wir ohne sie eigentlich nicht wüssten. Sie provozieren unbekannte Handlungen und gehen aber auch aus diesen hervor. Starke Bilder erzählen Geschichten und die Urbane Landschaft ist ihre Bühne. Schwache Bilder dagegen sind Landschaften, die vertraute Absichten eindeutig abbilden. Sie binden diese an vertraute Orte. Schwache Bilder entspringen der Kopie des sowieso Bekannten. Ihre Schwäche folgt aus der Kompensation an das Gezeigte. Man kennt schwache Bilder als Supermärkte genau wie als Naturschutzgebiete.

Repräsentiert Landschaftsarchitektur künftige Absichten nur durch schwache Bilder, so werden damit sicher kurzfristig Veräußerungsgewinne erzielt, vielleicht sogar Natur erhalten, aber wirklich bedeutsame Orte entstehen nicht. Ein Entwurf produziert damit nur Abbilder, wenn er Landschaft als eindeutiges Verkaufsargument betrachtet – egal wer es kauft. Ein anderer Blick müsste vielmehr eine Handlung mit Landschaft auslösen und über ein bloßes Erfassen von Elementen hinausgehen. Ein solcher Blick erfordert einen melancholischen Entwurfstyp. Als Antwort auf den Verlust an Landschaft, versuchte der utopische Entwurfstyp (Pilot) eine neue zu entwerfen – der melancholische hingegen entwirft Orte aus dem Verlust des Ganzen – dem Verlust der Einheit. In diesem Sinne kann sich der Entwurfsprozess nicht mehr auf ein Festschreiben von traditionellen und

fortschrittlichen Bildern verlassen. Ein zeitgemäßer Entwurf folgt vielmehr der ganz normalen Alltäglichkeit. Er schafft und behauptet künftige Felder, sucht die Adressaten und behauptet für jeden Gleichberechtigung und Wichtigkeit.

Es zeigt sich weder ein tümelnd-technokratischer Holzfäller, noch ein euphorisch-progressiver Pilot: Die Wahrnehmung und das Handeln in einer noch nicht gekannten Landschaft erfordert eher einen Blick, der alle Vorurteile zum gegebenen Ort einschließt. So eröffnet die Überzeichnung des räumlichen Kontextes die Möglichkeit zu experimentieren. Das Bild einer solchen Landschaftsarchitektur vermeidet den einen Anspruch an die eine Landschaft. Es entwirft vielmehr verschiedene Spieler mit unterschiedlicher Nachfrage an Landschaft. Sie bekommt einen Wert, dessen Minderung das weitere Interesse an ihr zurückgehen lässt. Landschaft muss also in der Lage sein, einen Raum zu überformen, aber ihn auch in seinem Wesen zu hinterfragen.

Landschaft dient als Tableau der Inszenierung künftiger Zwecke. Die Suche nach einer Grammatik folgt dem Unvermögen, eine andere Geschichte zu erzählen. Ein anderes Entwerfen verlangt ein nicht-idealistisches, belletristisches Entwerfen in Wechselwirkung mit dem Anspruch ein Produkt zu verkaufen. Dies würde weder räumliche Dissonanzen ästhetisch widerspiegeln noch versuchen, sie harmonisch oder technisch aufzuheben. Es würde einfach so weiterbauen...

Literatur

- Jauss, Hans Robert: Kleine Apologie der ästhetischen Erfahrung. In: Stöhr, Jürgen (Hg.): Ästhetische Erfahrung heute. Köln 1996.
- Huber, Andreas: Heimat in der Postmoderne. Zürich 1999.
- Ferdinand Fellmann: Symbolischer Pragmatismus - Hermeneutik nach Dilthey. Hamburg 1991.
- Drittes Internationales Architekturkolloquium an der Bergischen Universität Wuppertal: Internationales Kolloquium Stadtlandschaft 1997.
- Boehm, Gottfried: Zuwachs an Sein - Hermeneutische Reflexion und bildende Kunst. In: Klüser, Bernd (Hg.): Hans-Georg Gadamer - Die Moderne und die Grenze der Vergegenständlichung. München 1996.

Silke Geurts, *1974, Dipl.-Ing. Stadt- und Regionalplanung. 1999 bis 2001 Studentische Hilfskraft am Institut für Landschaftsarchitektur, Fachgebiet Bauplanung, Prof. Jürgen Wenzel, seit 2001 Mitarbeiterin bei complan-Gesellschaft für Kommunalberatung, Planung und Standortentwicklung mbH, Tätigkeitsschwerpunkt: Begleitung von regionalen Netzwerken, u.a. der Regionalparks in Brandenburg und Berlin und der Arbeitsgemeinschaft „Städte mit historischen Stadtkernen“ des Landes Brandenburg.

Birgit Lenhard geb. Kast, *1973, Dipl.-Ing. Landschaftsplanung. 2000 bis 2001 Studentische Hilfskraft am Institut für Landschaftsarchitektur, Teilnahme am Forschungsvorhaben der Deutschen Forschungsgemeinschaft über Erwin Barth. 2001-2002 Mitarbeiterin im StadtBüro Hunger, Stadtforschung und Stadtplanung, Tätigkeitsschwerpunkt: Stadtumbau Ost, seit 2003 Mitarbeiterin bei Meister-Leisten Schulte GmbH, Tätigkeitsschwerpunkte: Ausstellungsgestaltung und internationale Messekonzeptionen.

Die 2001 fertiggestellte interdisziplinäre Diplomarbeit beschäftigt sich mit innerperipheren Entwicklungsmöglichkeiten. Anhand der Ballungsräume Berlin/Brandenburg, Leipzig und Stuttgart als Fallbeispiele wurden Strukturen, Probleme und Potenziale der Peripherie sowie regionale und lokale Handlungsansätze zum Umgang mit der Peripherie als eigenständiger Raumtypus betrachtet. Unter Zuhilfenahme der Fallbeispiele und einer allgemeinen Auseinandersetzung mit dem Themenkomplex der Peripherie wurden die Handlungsansätze und Maßnahmen auf ihren Beitrag zur Vitalisierung und Sicherung der Peripherie als funktionsfähigen Alltagsraum überprüft. Die Arbeit wurde von Prof. Urs Kohlbrenner und Dr. Guido Spars am Institut für Stadt- und Regionalplanung und Prof. Jürgen Wenzel und Dipl. Ing. Friedrich Kuhlmann am Institut für Landschaftsarchitektur der Technischen Universität Berlin betreut. „Peripherie als Handlungsfeld“ erschien zuerst in: PLANERIN, Heft 1_02, März 2002



Peripherie als Handlungsfeld

Maßnahmen zum Umgang mit einem Alltagsraum

Peripherie - eine Zustandsbeschreibung

Die räumlichen Strukturen der Bundesrepublik Deutschland sind durch Entwicklungsmuster geprägt, die sich durch Begriffe wie Suburbia, Zwischenstadt und Peripherie bezeichnen lassen. Die suburbanen Wanderungen, die so genannte „Abstimmung mit den Füßen“, haben sowohl in West- als auch in Ostdeutschland einen zunehmend verdichteten, stärker oder geringer ausgedehnten Gürtel von Wohngebieten, Gewerbegebieten, Konsum- und Freizeiteinrichtungen produziert, der sich durch Verschmelzung mit anderen suburbanen Peripherien zum Teil zu verdichteten Regionen ausgedehnt hat.

Der Entwicklungsstand der städtischen Peripherien stellt sich Anfang der 90er Jahre in Deutschland sehr unterschiedlich dar: In den alten Bundesländern setzte sich die Suburbanisierung von Wohn- und Arbeitsstätten, die später durch die Suburbanisierung von Freizeit- und Versorgungseinrichtungen angereichert wurde, fort. Die Städte sind umfassend in das Umland hinein gewachsen und bilden hoch verdichtete Regionen mit polyzentrischen Raumstrukturen und leistungsfähigen Infrastrukturnetzen aus. Die Ortschaften bieten preisgünstige, verkehrsmäßig gut angebundene, wohn- und arbeitsumfeldattraktive Standorte.

In den neuen Bundesländern ist die Situation der Städte während dem Bestehen der DDR durch eine Nullsuburbanisierung gekennzeichnet. Im Zeitraum der ersten Nachwendjahre kehrt sich dieser Stillstand in einen Aufholprozess um. Das Bild der Peripherie wird fortan durch Gewerbeparks, Shopping-Center und Mehr- und Einfamilienhausgebiete angereichert. Im suburbanen Raum treffen extrem ländliche Strukturen, Ortschaften mit vernachlässigter Bausubstanz und unzureichender Infrastruktur mit der Überformung und dem Wachstum durch die Siedlungsstrukturen der jungen Suburbanisierung aufeinander. Die Landschaft wurde größtenteils von großflächiger Landwirtschaft sowie, in einigen Regionen, durch die Gewinnung von Bodenschätzen stark beeinträchtigt.

Sicherung eines funktionsfähigen Alltagsraumes

Sowohl in den alten als auch in den neuen Bundesländern ist die Peripherie heute der alltägliche Lebensraum für eine wachsende Zahl von Menschen. In ihr wird gewohnt, gearbeitet, sich versorgt und sich erholt. Jedoch wird Peripherie häufig als ein monostruktureller Raum ohne Identität, ohne Eigenschaften und Qualitäten gesehen. Vergegenwärtigt man sich die Alltagsbedeutung der Peripherie, ist diese Sichtweise zu hinterfragen und Peripherie vielmehr zu einem funktionsfähigen Alltagsraum zu entwickeln.

Die Aufgaben, die sich in diesem Zusammenhang mit einer Beseitigung der größten Mängel und als Reaktion auf Suburbanisierung stellen, sind umfangreich und erfordern einen gezielten planerischen Umgang mit Peripherie. Die Auseinandersetzung mit den Potenzialen, Problemen, Entwicklungen und Lösungsmöglichkeiten unter einer Akzeptanz der Peripherie als gleichwertiger Alltags-, Handlungs- und Planungsraum hat jedoch erst begonnen.

Betrachtet man die Entwicklung und den Fortschritt des planerischen Umgangs mit Peripherie in den 90er Jahren lässt sich feststellen, dass über zehn Jahre nach der Wende die Bemühungen um eine Sicherung und Entwicklung der Peripherie als funktionierender Alltagsraum sowohl in den alten als auch in den neuen Bundesländern unterschiedlich weit fortgeschritten sind.

Handlungsbedarf ergibt sich im Besonderen in einer Verbesserung der physischen Situation der Peripherie, in der Förderung integrativer Planung und kooperativer Arbeitsweise sowie in der Stärkung des Images und der Identifikation. Die Erfüllung dieser Kriterien könnte einen Optimalzustand beim strategischen Umgang mit der Peripherie herstellen und würde einen adäquaten Umgang mit Peripherie bedeuten.

Verbesserung der physischen Situation der Peripherie

Die Maßnahmen der Städte und Gemeinden zur Verbesserung der physischen Situation der Peripherie konzentrieren sich auf die Bereiche der Verbesserung der infrastrukturellen Ausstattung, der innerörtlichen Gestaltsituation sowie der örtlichen und überörtlichen Freiraum- und Umweltqualitäten.

In Ostdeutschland werden hierbei die Maßnahmenschwerpunkte auf die Ausarbeitung einer Mindestausstattung insbesondere im Infrastrukturbereich gelegt. Im Westen dagegen werden Maßnahmen in der Peripherie zunehmend unter hochwertigen Gestaltungsaspekten entwickelt.

Die Maßnahmen zur Verbesserung der infrastrukturellen Ausstattung in den neuen Bundesländern beziehen sich beispielsweise auf die Verbesserung von bestehenden Infrastrukturanlagen oder die Ergänzung von fehlender Basisinfrastruktur. Auch in den alten Bundesländern werden neue Infrastrukturstandorte in Ergänzung zu bestehenden Strukturen eingefügt oder ganze Stadtteile neu entwickelt.

Besonders in den neuen Bundesländern stellen sich gestalterische Aufgaben aufgrund gravierender Mängel im Ortsbild. Der Zustand von Gebäuden und des öffentlichen Raumes erfordert umfangreiche Maßnahmen zur Wiederherstellung und Instandsetzung. Auch in den alten Bundesländern sind die Gestaltungsaufgaben noch lange nicht abgeschlossen und neue qualitative Schwerpunkte werden gesetzt.

Eine Verbesserung der Freiraum- und Umweltqualität in der Peripherie wird aufgrund der Einbindung in regional angelegte Programme erreicht. Darüber hinaus wird innerhalb der Gemeinden versucht, Freiraum und Umwelt als selbstverständlichen Beitrag zur zukünftigen Siedlungsentwicklung mit einzubeziehen. Die mangelnde Lobby zur Qualifizierung des Freiraumes und der Umwelt führt immer noch dazu, dass dieses Maßnahmenfeld durch andere Aufgaben verdrängt wird. Die Anerkennung dieser Maßnahmen als einen wichtigen Beitrag für die Gesamtentwicklung und Qualitätssteigerung der Peripherie hat in den vergangenen Jahren weiter zugenommen und konnte zahlreiche Erfolge erzielen.

Integrative Entwicklung und kooperative Arbeitsweise

Neben der Verbesserung der physischen Faktoren ist eine wichtige Voraussetzung zur Entwicklung der Peripherie als funktionsfähigen Alltagsraum eine integrierte und kooperative Arbeitsweise. In der Peripherie existieren keine Projekte von ausschließlich lokaler Bedeutung, alle Maßnahmen strahlen über die jeweiligen administrativen Grenzen hinaus. Zudem kann eine integrative und kooperative Arbeitsweise umfassende Verbesserungen der physischen und kognitiven Situation (Image) der Peripherie bewirken.

Die Ausgangsbedingungen für planerische Problembewältigung durch eine integrative und kooperative Arbeitsweise in der Peripherie waren zu Beginn der 90er Jahre in Ost- und Westdeutschland ebenso unterschiedlich wie die infrastrukturelle Ausstattung.

In den alten Ländern wächst die Bedeutung des Themas der Kooperation benachbarter Städte und Gemeinden mit einem siedlungsstrukturellen Wachstum, welches mit einer immer enger werdenden funktionalen Verflechtung zwischen



den einzelnen innerperipheren Teilräumen einhergeht. In den neuen Bundesländern entstand der Wille zu integrativ-kooperativen Arbeitsweisen durch die schlechte physische Situation der Peripherie und dem daraus resultierenden Handlungsbedarf. Zudem gab es die Anforderung zur Entwicklung neuer Arbeitsformen nach der Übertragung des Planungssystems der alten auf die neuen Bundesländer.

Insgesamt haben sich zur Bewältigung der planerischen Aufgaben neben den formell festgeschriebenen, abzuleistenden Planungen in der gesamten Bundesrepublik vermehrt informelle Kooperationsansätze ausgebildet, die versuchen, durch Bündelung der Kräfte gemeinsam ihre Probleme anzugehen. Durch die Komplexität der tagespolitischen Aufgaben in der Peripherie sowie die immer schwächer werdende finanzielle Ausstattung ist der Bedarf an Diskussion, Kommunikation und Verhandlung gewachsen. Das Interesse an integrativ-kooperativen Planungsformen, die Bereitschaft zur Koordination und deren Akzeptanz bei Planungsvorhaben hat zugenommen. Als Ergänzung zu bisherigen formellen oder informellen Instrumenten werden interkommunale Arbeitskreise, Kooperationsplattformen (Fachtagungen, Konferenzen, Diskussionsforen), Wettbewerbe und Workshops zur alternativen Ideenfindung und Zusammenarbeit ins Leben gerufen.

Die Ansätze, die hinsichtlich der Bemühungen zur Verbesserung der integrativen Arbeitsweise sowie zur Kooperation in der Peripherie zu finden sind, liegen auf der einen Seite in der Stärkung einzelner Umlandpotenziale, wie z.B. die Ressource Freiraum, um eine gleichwertige Entwicklung aller in der Peripherie berührten Aufgabenfelder zu erreichen. Regionale Konzepte dienen dabei zur Optimierung des Mitteleinsatzes und fördern die Popularisierung der Freiraumbelange unter den Akteuren.

Auf der anderen Seite erhofft man sich durch eine Stärkung der übergeordneten und intraregionalen Zusammenarbeit einen verbesserten Informations- und Erfahrungsaustausch, welcher Synergieeffekte entstehen lässt.

Dabei entstehen Schwierigkeiten bei der planerischen Entwicklung der Peripherie in dem schwer überschaubaren Nebeneinander von verschiedenen Akteuren mit unterschiedlichen Kompetenzen. Die entstehenden Interessenkonflikte machen eine räumliche Gesamtentwicklung schwierig. Aufgrund ihrer komplexen Raumstruktur ist die Peripherie jedoch auf eine integrierte Entwicklung angewiesen. Die Akteure alleine können die an sie gestellten Anforderungen ohne räumlich übergreifende, fachliche oder finanzielle Hilfe nicht bewältigen.

Stärkung des Eigen- und Fremdimages

Ein weiterer wichtiger Baustein zum Umgang mit Peripherie ist die Stärkung des Eigen- und Fremdimages. Die Voraussetzungen sind Anfang der 90er Jahre in Ost- und Westdeutschland unterschiedlich, der Bezugsraum geht in der Peripherie jedoch immer über die jeweilige Stadt oder Gemeindegrenze hinaus.

In Westdeutschland sind als Resultat einer Verdichtung des Raumes durch die Entwicklungen im Bereich der Suburbanisierung neue verstärkte Landschaften entstanden, die durch einen unmittelbaren Wechsel von bebauter Fläche und Freiraum gekennzeichnet sind. Diese Landschaften erfordern eine veränderte Wahrnehmung der räumlichen Qualitäten. Es kann nicht mehr von dem klassischen Stadt-Landschafts-Bild ausgegangen werden. Zudem erfordert die steigende Vernetzung von Alltags- und Lebensräumen neue Orientierungs- und Denkmuster.

Die Landschaft der alten Bundesländer unterliegt im suburbanen Raum einem alltagsbedingten Wertschätzungsverlust. Durch die Zersiedelung mit Wohn- und Gewerbegebieten verliert sich die Landschaft in einem zusammenhangslosen Raum und nur noch ihre einzelnen strukturellen Teilbereiche können erfasst werden. Es bildet sich eine Patchwork-Landschaft. Die vorhandenen Qualitäten solcher Raumstrukturen werden selten erkannt. Als Erholungsraum werden die immer weiter im ländlichen Raum befindlichen großräumig zusammenhängenden Landschaftsräume genutzt.

In den neuen Bundesländern hingegen existiert ein Landschaftsbild, das Potenziale für eine neue Gestaltung bietet. Durch die landwirtschaftliche Großproduktion und den Abbau von Bodenschätzen kann die Landschaft in großen Teilen der ehemaligen DDR als vollständig umgeformt betrachtet werden. Diese Tatsachen machen es notwendig, durch eine veränderte Wahrnehmung einen anderen Bezug zu der Landschaft aufzubauen. Die Landschaft bietet in ihrem heutigen Zustand einen überzeugenden Anlass, sich einer neuen Identifikation für die Region zu nähern. Hierzu bedarf es für die Menschen vor Ort erst mal der Produktion einer Landschaft im ‚klassischen Sinne‘, die weitere Schritte zulässt. Dennoch stellt auch im Osten der hohe Suburbanisierungsdruck ein Problem dar, der wie in den alten Bundesländern wirtschaftliche Interessen vor denen der Landschaft überwiegen lässt.

Die Erzeugung einer Identifikationsebene für die Peripherie wird in den neuen und alten Bundesländern auf unterschiedliche Weise angegangen:

- Über Begrifflichkeiten wird versucht, eine gemeinsame Identität und Identifikation mit dem Raum herzustellen. Besonders regionale Konzepte versuchen durch ihr Auftreten und ihre Öffentlichkeitsarbeit Identifikationspunkte zu schaffen.
- Lokal und regional verwirklichte Projekte bilden hierbei die Grundvoraussetzung zum Aufbau eines Images. Es können nur Maßnahmen vermarktet werden, die auch umgesetzt werden.
- Das Image eines Raumes oder eines Projektes kann darüber hinaus den Maßnahmen auch eine notwendige politische Unterstützung sichern. Besonders der Bekanntheitsgrad bei der Bevölkerung ist als entscheidend anzusehen. Eine Einbindung der Bevölkerung in ihre Region findet beispielsweise über Aktionen, Festivitäten oder Pressearbeit statt.
- Die Imagebildung arbeitet nach dem Schneeballprinzip, d.h. die Verbesserung des internen und externen Bildes der Peripherie ist im Wesentlichen bestimmt von dem Engagement der einzelnen Akteure.
- Eine den zusammenhängenden Raum betreffende Öffentlichkeitsarbeit ist oft noch im Werden begriffen und noch nicht genügend strukturiert. Die Öffentlichkeitsarbeit wird nur auf sektorale Themenstellungen (z.B. Tourismus) angewandt und es fehlt den Regionen an sektoral-übergreifender Vermarktung.

Um generell einen Bezug für Außenstehende zu den Planungen und Aktivitäten in einem Gebiet aufbauen zu können, sind Maßnahmen notwendig, die

den Bekanntheitsgrad erhöhen und die Wahrnehmung des Raumes unter den veränderten Voraussetzungen in das Bewusstsein der dort lebenden Menschen oder der gewünschten Interessengruppen bringen. Organisierte Aktivitäten und Events haben den Vorteil, den Bekanntheitsgrad der Peripherie als solche oder der dafür vorgesehenen Konzepte zu erhöhen. Darüber hinaus können alle Interessengruppen und Bevölkerungsschichten in Projekte und evtl. sogar in deren Realisierung eingebunden werden. Ebenso sind, vergleichbar einem Werbeslogan in der Radio- und TV-Werbung, prägnante Begriffe wichtig, um die jeweilige ‚Adresse‘ ihrem Ziel zuordnen zu können. Sie sollten eine eindeutige Interpretation zulassen oder ganz bewusst das Ziel der Interpretationsfreiheit vermitteln.

Um im interregionalen Wettbewerb bestehen zu können werden regions- bzw. peripheriespezifische Imagestrategien aufgebaut, welche die Besonderheiten der Region hervorheben. Ein bewußt hervorgerufenes Image kann gezielte Anlaufstellen für imageorientierte Wirtschaftszweige oder Bevölkerungsgruppen erzeugen und gegenüber anderen Gebieten Standortvorteile bewirken.

Betrachtet man die Maßnahmen die zur Erzeugung und Festigung eines internen und externen Bildes in der Peripherie durchgeführt werden lassen sich folgende Bereiche zusammenfassen: die Erhöhung des Bekanntheitsgrades und der Wahrnehmung der Peripherie durch Außenwerbung, die Schaffung Identität stiftender Aktivitäten, Events und Begriffe sowie die Schaffung eines Images als Adresse. Erst im Sinne der Bündelung aller Maßnahmen zu einem gesamten regionalen Auftritt wird eine umfangreiche Verbesserung des internen und externen Bildes der Peripherie erreicht.

Peripherie als Handlungsraum der Zukunft

Die Arbeit mit der Peripherie hat gezeigt, wie wichtig eine spezifische Auseinandersetzung mit diesem Raumtypus ist. Die siedlungsdynamische Entwicklung in die Umlandregionen der Städte in den neuen Ländern und die Siedlungsdispersion in Stadtregionen der alten Bundesländer stellen die betroffenen Räume vor spezielle Probleme. Es gilt eine auf die Raumstrukturen und Problemstellungen abgestimmte Herangehensweise gezielter zu entwickeln.

Besonders die Förderung und Entwicklung von formellen, informellen, instrumentellen und institutionellen Kooperationsformen stellt für die Zukunft ein wichtiges planerisches Aufgabenfeld zum adäquaten Umgang mit Peripherie dar.

Anmerkungen

1 Die Ausführungen basieren auf der Auswertung von Experteninterviews und einer schriftlichen Abfrage von Maßnahmen zur Vitalisierung von Peripherie in den Gemeinden in den im Rahmen der Arbeit betrachteten Ballungsräumen Berlin, Leipzig und Stuttgart. Dabei wurden drei für die Vitalisierung von Peripherie relevante Maßnahmenbereiche herausgearbeitet: 1. die Verbesserung der physischen Situation der Peripherie, 2. die Förderung integrativer Planung und kooperativer Arbeitsweise in der Peripherie sowie 4. die Stärkung des Eigen- und Fremdimages der Peripherie.



Sören Schöbel, Dr.-Ing. Landschaftsarchitekt, *1967. Studium der Landschaftsplanung an der TU Berlin, anschließend selbständige Tätigkeit in der Regionalparkentwicklung im Auftrag der Gemeinsamen Landesplanung, in der Freiraum- und Objektplanung für bgmr und Krafft-Wehberg Landschaftsarchitekten. 1998 - 2003 Wissenschaftlicher Mitarbeiter und Promotion bei Prof. Jürgen Wenzel an der TU Berlin, gemeinsame Veranstaltungen, Gutachten und Veröffentlichungen. Heute als freier Landschaftsarchitekt Partner in der Agentur out|lines.

„Haben Sie nicht am Lenné-Wettbewerb teilgenommen?“ Damit begrüßte mich Jürgen Wenzel 1991 im ersten Hauptstudienprojekt. Mein Unbehagen über diese Aufmerksamkeit: waren wir doch im ersten Rundgang hinausgeflogen. Nun aber: ihm habe die Arbeit gefallen. Anstatt, wie vorgegeben, den Hellersdorfer Plattenbau-Hof aufzuhübschen, hatten wir den Maßstab geändert und eine städtebauliche Antwort auf die Unfertigkeit der Großsiedlung gesucht. Ein Jahrzehnt – und ein paar gemeinsame Projekte als sein Student, Diplomand, Lehrbeauftragter und Wissenschaftlicher Mitarbeiter später schon wieder ein freundlicher Zuspruch: „Schreiben Sie doch über die Zukunft der Berliner Freiraumplanung insgesamt. Das ist notwendig und Sie schaffen das.“ So begegnete er 2001 meinen Versuchen, durch Begrenzung meiner Dissertation auf ‘Abstandsgrün’ eine sichere Nische zu besetzen. Wenzels Lehre und Diskursbeiträge wollen immer, so meine ich, genau das: Ermutigungen sein zu rigoros kritischem Denken und Handeln zugleich. Obwohl und gerade weil auch gegenüber solcher Rigorosität wiederum kritisches Denken angebracht ist: für Jürgen Wenzel, die Landschaftsarchitektur an der Universität und die Berliner Freiraumplanung gleichermaßen wünsche ich mir: das bleibt.

Unbekannte Verhältnisse und - Landschaften

und

Kandinsky hat 1927 in seinem berühmten Essay ‚und‘ das neunzehnte und zwanzigste Jahrhundert gegenüberstellt.¹ Er beschreibt das neunzehnte als eine ruhige Arbeit des Ordners, der Absonderung, der Zerteilung, der Spezialisierung unter dem Zeichen des entweder-oder. Im zwanzigsten Jahrhundert dagegen ziehe die Zeit des Chaos herauf. Widersprüche, Umwerfungen, Zusammenpralle schüfen eine Atmosphäre der Verzweiflung und Verwirrung. Aber: in diesem Chaos entstehe auch eine andere, eine neue Ordnung: unter dem Zeichen des und. Dieses und sei das Ergebnis der Hinwendung von der äußeren Form zum inneren Inhalt. Ulrich Beck hat 1993 geschrieben, in diesem bescheidenen und lägen ‚Schlüssel in andere Modernen‘, auch wenn das, was Kandinsky für das zwanzigste Jahrhundert vorsah, wohl als Aufgabe an das nächste weitergereicht werden müsse. Dass dieser Schlüssel weiter, aber nicht zwingend geradewegs ins Paradies führt, hat Beck mit der Reflexivität der Moderne begründet.²

Wandel: Äußerlichkeiten und Verunsicherungen

Moderne Räume oder Gesellschaften in ihrem Innern zu erschließen bedeutet, ihre Verhältnisse zu beschreiben. Da Gesellschaften und Räume fortschreiten, handelt es sich um wandelnde Verhältnisse. Jeder Wandel von räumlichen und sozialen Verhältnissen vollzieht sich unter Aufhebungen. Aufhebung meint im dialektischen Sinn dreierlei: Auflösung, Bewahrung und Erhöhung. Das heißt: gesellschaftliche und räumliche Verhältnisse lösen sich als überkommene Muster auf, werden in permanenten Strukturen bewahrt und zu neuen Formen erhoben. Damit bedeutet gesellschaftlicher und räumlicher Wandel niemals nur eine einfache Verschiebung der bekannten Verhältnisse sondern lässt immer auch neue, bislang unbekannte Verhältnisse entstehen. Diese neuen Formen und Inhalte gilt es aufzuspüren.

Räume und Gesellschaften können von zwei verschiedenen Entwicklungsrichtungen geprägt sein: von Wachstum und von Schrumpfung. Beide Richtungen zeichnen die erwähnten dialektischen Prozesse vor: schrumpfende städtische Gesellschaftsräume – abnehmend, brachfallend, zurückziehend, leerstehend – perforieren ihre urbane Dichte, tragen den Moloch als Altlast und konvertieren zugleich zur Hoffnung kreativer Erneuerung; wachsende ländliche Gesellschaftsräume – schwellend, raumgreifend, füllend, explodierend – lagern Landwirtschaft aus- und Wohngebiete an, entgrenzen ihre ländliche Geschlossenheit, pflegen Brauchtum in Kulturvereinen und begrenzen neue Gemeinschaften.

Obwohl der dialektische Wandel der Verhältnisse Stadt wie Land betrifft, tritt er in einem dritten Typus von Gesellschaftsräumen, nämlich in jenen, in

denen wir weder das Städtische noch das Ländliche zweifelsfrei erkennen, mit besonderer Deutlichkeit hervor. Ich erlaube mir, für dieses Sowohl-als-auch vorläufig den Begriff und-Landschaften zu verwenden. Der Landschaftsbegriff eignet sich, wie wir sehen werden, vorzüglich, Neues zu beschreiben. In den und-Landschaften äußert sich also eine Entwicklung, von welcher in seinem Inneren der ganze Gesellschaftsraum betroffen ist.

Dieses Äußern wirkt in der ästhetischen Wahrnehmung:

Bild 1 Gartencenter in Berlin-Tempelhof, 2004

Bild 2 Reiterhof auf der Schwäbischen Alb, 2004



Dieses Äußern der Veränderungen erzeugt aber auch soziale, ökologische und ökonomische Verunsicherungen. So entstehen sozial problematische Gesellschaftsräume, wie Familiengürtel am Stadtrand und Ghettos in den inneren Peripherien. Es entstehen ökologisch problematische Gesellschaftsräume, wie Einfamilienhausgebiete mit geringen Versiegelungs- aber hohen Motorisierungsgraden. Die ökonomischen Probleme sind mit ‚beleuchteten Schafweiden‘ und Megaplexen ‚auf der grünen Wiese‘ angedeutet. Wenn aber gleichzeitig die konventionelle ästhetische Wahrnehmung überfordert wird und bekannte funktionale Kriterien versagen, muss tatsächlich nach neuen Verhältnissen gesucht werden. Verhältnisse, die neue Gemeinsamkeiten begründen und so neue ästhetische, soziale, ökologische und ökonomische Perspektiven eröffnen. Landschaftsarchitektur als Absonderung, als reine Freiraumgestaltung oder aber reine Landschaftsplanung, muss hier ebenso versagen wie alle anderen Spezialisierungen des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts.

Spezialisierung: Kompositionen und Dispositionen

Die Landschaftsarchitektur beschreitet traditionell zwei getrennte Wege des Ordners, den Weg des künstlerischen Entwurfes und den Weg der wissenschaftlichen Planung. Der Ursprung dieser beiden Wege lässt sich am Beispiel der regionalen Freiraumplanung in Berlin an den Arbeiten von Peter Joseph Lenné und von Hermann Jansen zeigen.

In seinem Plan der Schmuck und Grenzzüge von 1840 entwarf Lenné eine Komposition des Überganges von Stadt und Land, d. h. er stellte Elemente der



Stadt- und Parkarchitektur zu einer neuen Einheit zusammen. Jansen dagegen entwickelte 1910 im Wettbewerb Groß Berlin ein System der Wald- und Wiesengürtel, das, von Martin Wagner wissenschaftlich hinterlegt, eine räumliche Absonderung und Gliederung darstellte, d. h. eine Disposition des Überganges von Stadt und Land.³

Dass diese Spezialisierung bis heute andauert, lässt sich an zwei Projekten der Berliner Freiraumplanung nach der Wiedervereinigung der Stadthälften zeigen.

In einer Serie von Wettbewerben im Berliner Nordosten ‚Neue Wiesen - Gut Falkenberg - Wartenberger Feldmark‘ sollten neue Formen regionaler Freiräume entwickelt, d. h. in diesem Fall das Verhältnis von Stadtkante aus ‚Neuen Vorstädten‘ bzw. Großsiedlungen und angrenzender Agrarlandschaft neu bestimmt werden. Dass die Wettbewerbsergebnisse nacheinander eine Entwicklung vom Park- zum Kulturlandschaftsideal andeuteten, ist vor allem auf externe Einflüsse

– zwischenzeitlich veränderte Wachstumsperspektiven – zurück zu führen. Die Hoffnung des Auslobers erfüllte sich nicht, mittels einer Folge von Wettbewerben über den jeweiligen Fall hinaus reichende Hinweise auf neue Leitbilder für regionale Freiräume, also neue Verhältnisse in und-Landschaften, zu erhalten.

Zur gleichen Zeit entstand in wissenschaftlich angelegten Gutachten der Landesentwicklungsplan für den Verflechtungsraum Brandenburg-Berlin.⁴ Dieser sollte die nach der Wiedervereinigung erwartete und bereits einsetzende Siedlungsentwicklung lenken. Um die Großstadt sollten acht Regionalparks jeweils einen ökologischen und ökonomischen ‚Lebensraum‘ bilden, den Siedlungsraum beschränken und den Gemeinden jenseits der Siedlungsachsen alternative Perspektiven bieten.⁵ Dies wurde sehr unterschiedlich aufgenommen. Im nordöstlichen Barnim entstand ein Interesse am Regionalpark, weil kaum andere Entwicklungspotenziale erkennbar waren. In den landschaftlich attraktiven, ohnehin bereits regional vermarkteten Gebieten bediente man sich der neuen Marke nach Bedarf. Dort aber, wo der Modernisierungsdruck am stärksten war, nach den Kriterien der Planer eine Regionalparkentwicklung zugleich am dringendsten, stieß das Regionalparkkonzept auf offene Ablehnung.

Zumindest aus Berliner Sicht haben beide Wege bislang unbefriedigende Ergebnisse hervorgebracht. Neue Verhältnisse ließen sich nicht bestimmen, und die alten Verhältnisse stimmen nicht mehr. Worin liegt das Problem? Anspruchsvolle Ziele sind vorgegeben: Regionale Freiräume sollen sowohl ‚eine neue Generation von Parks‘ – also ästhetischen Fortschritt – als auch ‚Ausgleichsräume für eine nachhaltigen Entwicklung von Stadtregionen‘ – also ökologischen, sozialen und ökonomischen Fortschritt – hervorbringen.

Das Problem liegt im entweder-oder der beschrittenen Wege. Zwar scheinen beide Wege ‚verlinkt‘: Der Regionalpark wurde in den Wettbewerbs-Ausschreibungen genauso erwähnt, wie die Wettbewerbsergebnisse in den Regionalparkbroschüren. Dennoch ergab weder der Wettbewerb Entwürfe zur Struktur eines allgemeinen und-Landschafts-Typus ‚Regionalpark‘, noch konnte die Regionalpark-Planung strukturelle Kriterien für eine Gestaltaufgabe ‚Regionalpark‘ liefern.

Dass dies auch anders geht, zeigt die IBA Emscher Park – um so mehr wird deutlich, was in der Berliner Region zu fehlen scheint: nicht nur eine Verzahnung, sondern eine Überwindung der Trennung planerischer und entwerferischer Arbeit in einem eigenen Verfahren. Dieses Verfahren soll nicht als eine dritte Instanz moderierend zwischen Planung und Entwurf treten, sondern es soll in der Lage sein, anhand von zeitgemäßen Kategorien neue Verhältnisse zu begründen, schlüssige Bilder und Strukturkonzepte regionaler Freiräume zu erzeugen.

Gemeinsamkeiten oder Unterschiede: Qualität und Quantität

Für ein solches Verfahren liefern die Sozial-, Kultur- und Wirtschaftswissenschaften Vorbilder. Dort werden bestimmte Formen der Marktforschung, Sozialstrukturkonzepte wie die Lebensstil- und Milieutheorie und Cultural Studies unter dem Begriff Qualitative Verfahren zusammengefasst. Um nämlich die sich wan-

delnden Verhältnisse in der Gesellschaft zu verstehen, erweisen sich klassische Kategorien, wie Klasse und Schicht beruhend auf Unterschieden von Bildung und Einkommen, als untauglich. Neue gesellschaftliche Strukturen werden anhand von Gemeinsamkeiten bestimmt, Milieus als Gruppen mit gemeinsamem Lebensstil, ‚alltagsästhetischen Schemata‘ bzw. ‚erhöhter Binnenkommunikation‘ definiert.⁶ Diese qualitativen unterscheiden sich in ihrer Zielsetzung und Arbeitsweise wesentlich von den quantitativen Verfahren.

In quantitativen Verfahren werden vorweg ein abgeschlossener Untersuchungsgegenstand und feststehende Untersuchungskriterien definiert. Als Beispiel lässt sich hier im erwähnten Landesentwicklungsplan der Begriff Lebensraum nennen, der aus dem Berliner Landschaftsprogramm übernommen wird und der ein Modell der Ökologie zum Vorbild nimmt. Ebenso vorfestgelegt wird eine abschließende Liste sozialer, ökonomischer, ökologischer und ästhetischer Verhältnisse: Stadt sei gleich Belastung, Landschaft gleich Entlastung, Siedlung gleich Freiraumzerstörung, Erholung gleich Naturnähe. Innerhalb dieser Verhältnisse werden die zur Verfügung stehenden Daten geprüft. Im Falle des Landesentwicklungsplanes sind das die Flächennutzung im Bestand, die einzelnen Medien des Naturhaushalts, die vorhandene Bauleitplanung etc. Durch Ableitungen bzw. Messungen aus diesem Datenbestand werden zwei Flächenkategorien unterschieden: einerseits der Entwicklungsraum Regionalpark, andererseits die Siedlungsbereiche. Entsprechend der Logik eines quantitativen Verfahrens dürfen sich diese Räume nicht überschneiden. Indem die Unterscheidungskategorien die zugrundegelegten Verhältnisse bestätigen, scheint ein Beweis geführt.

Anders die qualitativen Verfahren: Ihr Ziel ist nicht ein Beweis, sondern ein Entwurf, der schlüssig darlegt: ‚Es ist so.‘ aber ebenso offen lässt: ‚Es kann auch anders sein.‘ (was nichts anderes bedeutet als und). Daher beginnen qualitative Verfahren mit einer offenen Definition des Untersuchungsgegenstandes und der Untersuchungsperspektiven. Die hieraus gewonnenen Untersuchungsdaten werden in qualitativen Verfahren als ‚Texte‘ bezeichnet und können sowohl Dokumente als auch Artefakte (wie gebaute oder geplante Landschaftsarchitektur etc.) umfassen. Die Daten werden nach Relationen untersucht mit dem Ziel, bislang unbekannte Verhältnisse aufzufinden, die sich zu Clustern verbinden lassen, zu Kategorien aufgrund von Gemeinsamkeiten. Dieses Auffinden von Verhältnissen geschieht nicht durch induktive Messung oder deduktive Ableitung, sondern durch ein Interpretationsverfahren, das Abduktion genannt wird. Es bedeutet, anhand bestimmter Techniken gezielt nach dem Neuen, Unbekannten zu suchen, also Vermutungen anzustellen, einen Entwurf zu fertigen, der sich allerdings direkt auf die untersuchten Gegebenheiten bezieht. Eine solche qualitative Methode wurde vom Autor im Bereich der kommunalen Freiraumplanung exemplarisch angewandt, um ein zeitgemäßes Strukturkonzept für die städtischen Grün- und Freiräume Berlins zu entwickeln.⁷

Landschaft als Gegenstand und Perspektive

Bis hierher wurde gesagt: Wenn der gesellschaftliche und räumliche Wandel in einem Nicht-Stadt-Land-Raumtypus, ästhetische, soziale, ökologische und

ökonomische Verunsicherungen erzeugt, dann sind dort die Verhältnisse von Gesellschaft und Raum neu zu bestimmen. Wenn neue Verhältnisse nur durch Gemeinsamkeiten, nicht anhand von Unterschieden begründet werden können, sind sie nur in qualitativen Untersuchungen auffindbar. Qualitative Untersuchungen setzen ein Maximum an Betrachtungsperspektiven und einen offenen Untersuchungsgegenstand voraus.

Einen solchen offenen Gegenstand stellt der Begriff der und-Landschaft dar. Landschaft ist nicht durch Unterschiede, sondern Gemeinsamkeiten beschreibbar: eine prägnanter Zusammenfall von Eigenschaften des Raumes und der Gesellschaft. Die Begriffe Stadt – bzw. Stelle, Ort – oder Peripherie können dagegen durch Unterschiede, beschrieben werden: räumliche oder gesellschaftliche Begrenzungen von Eigenschaften. Mit diesen aber wären Verhältnisse vorweggenommen, neue blieben verborgen. Der unschöne Zusatz und- erscheint aus dem bisher Gesagten notwendig, es geht aber auch darum, ihn schließlich aufzuheben.

Eine Suche nach neuen Verhältnissen in und-Landschaften in einer solchen qualitativen Analyse würde eine Vielzahl von Untersuchungsperspektiven einnehmen. Zu diesen gehören:

→ die urbane und die ländliche Perspektive.

In beiden Perspektiven kündigt sich die Entstehung bislang unbekannter Freiflächenformen und zugleich die Nachfrage nach zeitgemäßen Freiraumkategorien an. Wenn sich Wohnungs- und Agrarmärkte, Demografie und soziale Verhältnisse, europäische und nationale Politik verändern, verändert dies die und-Landschaften. Markt, Politik und Öffentlichkeit suchen, wie in der Agrarreform und dem Stadtbau deutlich wird, nach neuen Freiraumqualitäten und -verhältnissen.

→ die Perspektive Natur und die Perspektive Kultur.

Beide Perspektiven überlagern sich zunehmend, weil Natur immer mehr in den Bereich gesellschaftlicher Verantwortung rückt. Diese Überlagerung äußert sich besonders in den und-Landschaften, in denen schon heute alles Natürliche künstlich und alles Künstliche naturwüchsig erscheint - und es tatsächlich auch ist. Freiräume der und-Landschaften werden zum Erfahrungsraum für ein neues, plurales und problematisches Naturverständnis.⁸

→ die Perspektiven Vielfalt und Gleichgang.

Wenn sowohl die sozialen und räumlichen Verhältnisse als auch die Naturanschauungen unübersichtlicher werden, verunsichernd in den und-Landschaften, dann ändert sich der Auftrag von Landschaftsarchitektur. Weil in dieser Verunsicherung Chancen und Gefahren liegen, muss sie sie sowohl fördern als auch begrenzen. Landschaftsarchitektur wird anstreben, sowohl Angebotsvielfalt als auch synchrone Räume zu erzeugen. Das bedeutet, dass sich Planung einerseits zurückzieht und so offene, experimentelle Situationen ermöglicht. Und dass sie andererseits durch gezielte Eingriffe Regie führt; beides wird neue Freiraumtypen begründen.

Gerade die Vielzahl und auch Widersprüchlichkeit dieser Perspektiven von

Freiraumplanung und Landschaftsarchitektur in und-Landschaften macht die Notwendigkeit eines qualitativen Verfahrens deutlich. Es kann weder die institutionalisierte Planung noch den künstlerischen Entwurf ersetzen, aber für diese Kriterien und Kategorien bereitstellen, die sie selbst nicht erzeugen können.

Literatur

- 1 Kandinsky, und. (1927) In: Kandinsky: Essays über Kunst und Künstler. Hg. von Max Bill, 3. Aufl. Bern 1973, S. 97-108
- 2 Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Zu einer Theorie reflexiver Modernisierung. Frankfurt a. M. 1993
- 3 Wagner, Martin: Das Sanitäre Grün der Städte. Ein Beitrag zur Freiflächentheorie. Berlin 1915, Nachdruck GHS Kassel o. J.
- 4 Gemeinsame Landesplanung Brandenburg-Berlin: Landesentwicklungsplan engerer Verflechtungsraum (LEPeV).
- 5 Ministerium für Umwelt, Naturschutz und Raumordnung Brandenburg und Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Umweltschutz und Technologie Berlin (Hrsg.): Regionalparks in Brandenburg und Berlin. Potsdam 1998
- 6 hierzu siehe insbes.: Hradil, Stefan: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Von Klassen und Schichten zu Lagen und Milieus. Opladen 1987; Schulze, Gerhard: Milieu und Raum. In: Stadt-Welt. Hg. P. Noller, Frankfurt a. M. 1994, S. 40-53 sowie ders.: Die Erlebnisgesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart. Frankfurt a. M. / New York 1992, 5. Aufl. 1995
- 7 Schöbel, Sören: Qualitative Freiraumplanung. Perspektiven städtischer Grün- und Freiräume aus Berlin. Berlin 2003
- 8 vgl. zum Begriff einer notwendig problematischen Natur: Seel, Martin: Eine Ästhetik der Natur. Frankfurt a. M. 1996
- 9 Bude, Heinz: Die Kunst der Interpretation. In: Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Hg. Uwe Flick et al., Reinbek bei Hamburg 2000, S. 569-578

Im September 2003 beendete Jürgen Wenzel seine Universitätslaufbahn als Professor für Bauplanung am Institut für Landschaftsarchitektur und Umweltplanung der TU Berlin. Seine Beiträge zur Profession, vorgetragen in Lehre und Fachdiskurs, haben die letzten Jahrzehnte des Wandels von Landschaftsarchitektur kommentiert und beeinflusst. Seine Verabschiedung ist Anlass für diese Sammlung von Aufsätzen über Urbane Landschaftsarchitektur und das Entwerfen im historischen, im öffentlichen und im suburbanen Raum.

Mit Beiträgen von

Prof. Dr. Vladimir Antoshenkov

Susanne Arnold

Theseus Bappert

Jan Dieterle

Prof. Dr. Ulrich Eisel

Seamus Filor

Andrea Gerischer

Silke Geurts

Frieder Goeser

Prof. Heinz W. Hallmann

Vroni Heinrich

Dr. Stefan Körner

Friedrich Kuhlmann

Natalia Kunitskaja

Prof. Dietmar Kuntzsch

Dietmar Land

Petra Lau

Prof. Dr. Leonid Lavrov

Birgit Lenhard

Prof. Valery A. Nefedov

Prof. Dr. Rudolf Schäfer

Prof. Cornelius Scherzer

Beate Schleifer

Dr. Sören Schöbel

Prof. Horst Schumacher

Daniel Sprenger

Natalia u. Sergei Trofimovy

Prof. Ivan G. Uralov

Prof. Helmut Weckwerth

Prof. Jürgen Weidinger

Prof. Tobias Wenzel

Kathrin Wieck

Dr. Heinz Wiegand

Dr. Clemens Alexander Wimmer

Axel Zutz

ISBN 3-86573-029-9

herausgegeben von Sören Schöbel

Wissenschaftlicher Verlag Berlin

wvwb